Weltpolitische Bücherei



SPANISCH SÜD-AMERIKA

VON ERNST SAMHABER

Südamerika ist in den Vordergrund der Weltpolitik gerückt. Die Vereinigten Staaten bemühen sich, die südamerikanischen Staaten zu einer engen wirtschaftlichen Anlehnung an Nordamerika unter dem Zeichen der Panamerikanischen Union zu bringen. Dabei versuchen sie, sich über die geographischen, wirtschaftlichen und politischen Gegebenheiten hinwegzusetzen. Von diesen wird es abhängen, ob der Gedanke einer den ganzen amerikanischen Erdteil umfassenden politischen und wirtschaftlichen Einheit sich verwirklichen läßt. Das Buch von E. Samhaber befaßt sich mit diesen Fragen. Spanisch-Südamerika, seine Bevölkerung, seine Geschichte, Wirtschaft, Industrie und sein Handel, seine geistigen Grundlagen, Außen- und Innenpolitik — das ist in großen Umrissen der Inhalt des Buches. In ihrem Suchen nach neuen Formen richten sich die Augen der Südamerikaner auf das neue Deutschland. Das darf nicht darüber hinwegtäuschen, welchen großen Einfluß die Angelsachsen in Südamerika durch ihre Kapitalbeteiligungen und ihren Handel besitzen. In einem Vorwort, das nach der Konferenz von Havanna Ende Juli geschrieben ist, wird die Entscheidung Südamerikas zwischen der kapitalistischen Welt der Vereinigten Staaten und der Welt des neuen Deutschland als die entscheidende Frage der Gegenwart dargestellt.

*

Südamerika ist in den Vordergrund der Weltpolitik gerückt. Die Vereinigten Staaten bemühen sich, die südamerikanischen Staaten zu einer engen wirtschaftlichen Anlehnung an Nordamerika unter dem Zeichen der Panamerikanischen Union zu bringen. Dabei versuchen sie, sich über die geographischen, wirtschaftlichen und politischen Gegebenheiten hinwegzusetzen. Von diesen wird es abhängen, ob der Gedanke einer den ganzen amerikanischen Erdteil umfassenden politischen und wirtschaftlichen Einheit sich verwirklichen läßt. Das Buch von E. Samhaber befaßt sich mit diesen Fragen. Spanisch-Südamerika, seine Bevölkerung, seine Geschichte, Wirtschaft, Industrie und sein Handel, seine geistigen Grundlagen, Außen- und Innenpolitik — das ist in großen Umrissen der Inhalt des Buches. In ihrem Suchen nach neuen Formen richten sich die Augen der Südamerikaner auf das neue Deutschland. Das darf nicht darüber hinwegtäuschen, welchen großen Einfluß die Angelsachsen in Südamerika durch ihre Kapitalbeteiligungen und ihren Handel besitzen. In einem Vorwort, das nach der Konferenz von Havanna Ende Juli geschrieben ist, wird die Entscheidung Südamerikas zwischen der kapitalistischen Welt der Vereinigten Staaten und der Welt des neuen Deutschland als die entscheidende Frage der Gegenwart dargestellt.

*

Südamerika ist in d
der Weltpolitik ge
einigten Staaten be
südamerikanischen
engen wirtschaftlic
an Nordamerika un
der Panamerikanis
bringen. Dabei ver
über die geograp
schaftlichen und p
gebenheiten hinweg
diesen wird es abh
Gedanke einer den
kanischen Erdteil u
litischen und wirtsc
heit sich verwirklic
Buch von E. Samha
mit diesen Fragen.
amerika, seine Bevö
Geschichte, Wirtsc
und sein Handel, s
Grundlagen, Außer
politik — das ist i
rissen der Inhalt d
ihrem Suchen nach
richten sich die A
amerikaner auf das
land. Das darf nich
wegtäuschen, welch
fluß die Angelsac
amerika durch ihre
gungen und ihren H
In einem Vorwort,
Konferenz von Hava
geschrieben ist, wird
dung Südamerikas
kapitalistischen W
einigten Staaten und
neuen Deutschland
scheidende Frage d
dargestel

★

WELTPOLITISCHE BÜCHEREI

WELTPOLITISCHE BÜCHEREI

Herausgegeben

von

GEORG LEIBBRANDT UND EGMONT ZECHLIN

Reichsamtsleiter in der Dienststelle Rosenberg

o. Professor an der Universität Berlin

DEUTSCHER VERLAG · BERLIN

SPANISCH-SÜDAMERIKA

Von

ERNST SAMHABER

Mit 8 Kartenskizzen

DEUTSCHER VERLAG · BERLIN

Kartenverzeichnis

1. Die Oberflächengestaltung 23
2. Verteilung der Niederschläge 33
3. Verteilung der Bevölkerung 57
4. Die wichtigsten Anbauzonen 85
5. Die Verteilung der Bodenschätze 109
6. Eisenbahnen in den Staaten des Südens 145
7. Eisenbahnen in den Staaten des Nordens 151
8. Die südamerikanischen Staaten 220

Umschlag: Busso Malchow / Einband: Giebelhausen
Printed in Germany

Inhalt

Einleitung 7
I. Das Land 17
II. Der Mensch 38
III. Geschichte 59
IV. Die Landwirtschaft 77
V. Die Bodenschätze 99
VI. Die Industrie 119
VII. Wirtschaftspolitik 138
VIII. Das geistige Leben 159
IX. Innenpolitik 179
X. Außenpolitik 199
Sachverzeichnis 218

Einleitung

Südamerika rückt sichtbar in den Vordergrund des weltpolitischen Geschehens. Während bisher nur wirtschaftliche Beziehungen zu den großen Mächten in Europa und Nordamerika bestanden, werden heute die politischen Fragen immer wichtiger.

Diese Wandlung findet ihre Erklärung in der Herausbildung großer, in sich politisch geschlossener Räume, wie sie durch die Neuordnung Europas erst möglich werden. Damit ergibt sich das Problem, ob Südamerika einen eigenen Raum bilden soll, der von den anderen Großräumen unabhängig bleibt, oder ob es sich einem anderen Raume anschließen soll. Die natürlichen Voraussetzungen würden nahelegen, den Anschluß an Europa zu suchen. Dorthin weisen die geschichtlichen Zusammenhänge, dorthin die Blutsverwandtschaft eines großen Teiles der südamerikanischen Bevölkerung, deren Vorfahren aus Europa eingewandert sind, dorthin die wirtschaftlichen Beziehungen, die sich im Laufe der Jahrhunderte herausgebildet haben.

Dagegen versucht Nordamerika, den Gedanken des Panamerikanismus, des geschlossenen allamerikanischen Raumes, zu vertreten. Aus einer völkerverbindenden Idee soll ein politisches Machtmittel geschmiedet werden. Als Simon Bolivar vor mehr als einem Jahrhundert den Gedanken des Zusammenarbeitens der jungen amerikanischen Republiken entwarf, schwebte ihm das Idealbild freier Völker auf weitem, unbegrenztem Raume vor, frei von den Belastungen des alten Europa, frei von allen imperialistischen Zielsetzungen, hingegeben der Arbeit an der Scholle, dem friedlichen Aufbau der unbegrenzten Flächen eines jungen Erdteils.

Der Panamerikanismus, den Nordamerika heute predigt, hat ein anderes Gesicht. Er will die Abkehr von Europa, ja sogar die feindliche Einstellung zur Alten Welt. Süd- und Mittelamerika sollen mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika in einer Form verbunden werden, daß die Freiheit der politischen Entscheidung eingeschränkt, wenn nicht ganz aufgehoben wird. Dabei werden die letzten Ziele noch nicht enthüllt. Der Weg, der zum geeinten Amerika führen soll, wird nicht von vornherein aufgezeigt, sondern Schritt für Schritt sollen die Südamerikaner in eine Bahn gedrängt werden, die zu einem ihnen noch unbekannten Ziele führen muß.

Wir können dieses Bemühen geschichtlich ziemlich weit zurückverfolgen. Genau genommen beginnt es schon damit, daß die dreizehn Neuengland-Staaten der nordamerikanischen Ostküste sich stolz die Vereinigten Staaten von Amerika nannten, nicht von Nordamerika, noch weniger von Nordostamerika. Die Berechtigung dieses Namens mußten sie sich erst erkämpfen. Sie dehnten ihren Machtbereich bis zum Pazifischen Ozean aus, dann stießen sie auf das englische Kanada im Norden und das Spanisch sprechende Mexiko im Süden. Durch beide erhielten sie ihre heutigen Grenzen; aber wir wollen nicht vergessen, daß der Kampf um Kanada lange Zeit den Inhalt der nordamerikanischen Außenpolitik bildete und daß weite Gebiete im Westen, ganz Kalifornien, Arizona und Neu-Mexiko, einst zu Mexiko gehörten und mit Waffengewalt dem Nachbarn entrissen wurden.

An die Stelle der kriegerischen Auseinandersetzung ist heute die Form der wirtschaftlichen Durchdringung und der politischen Zusammenarbeit getreten, das Ziel ist jedoch das alte: die Zusammenfassung ganz Amerikas unter der Führung von Washington. Diese Politik spielt sich nicht in klarer, folgerechter Entwicklung ab, sondern in Wellenlinien. Es gibt Jahre, in denen sich die Vereinigten Staaten von Nordamerika ganz in ihre Grenzen zurückziehen, wo ihre Bevölkerung jede Außenpolitik ablehnt und sich nur der Lösung der brennenden inneren Fragen zuwenden möchte. Gibt es doch Probleme genug in dem weiten, von der Natur ungewöhnlich reich bedachten und von den Menschen immer noch unzureichend genützten Lande. Zur Zeit aber sehen wir die entgegengesetzte Entwicklung.

Der Drang, den panamerikanischen Gedanken zu verwirklichen, war wohl noch nie so stark wie im Augenblick. Das liegt einmal an der Person des nordamerikanischen Staatspräsidenten Roosevelt. Es wäre jedoch nicht richtig, wollte man dieses Aufleben der Außenpolitik und der Ausdehnungsbestrebungen nur mit seiner Person verbinden, wenn auch gewisse Zielrichtungen und Zielsetzungen ganz auf ihn allein zurückgehen. Im Gegenteil können wir feststellen, daß gerade Roosevelt im Jahre 1932 von den Stimmen derjenigen Kreise in die Macht getragen wurde, die die Abkehr von jeder Betätigung der Vereinigten Staaten im Auslande auf ihre Fahne geschrieben hatten. Die Republikaner galten unter dem Präsidenten Hoover als die Vertreter der großen Truste, die Unsummen nordamerikanischen Sparerkapitals in die ganze Welt und nicht zuletzt nach Südamerika gesteckt hatten und nun daran schuld waren, daß der Staat dauernd sich in die inneren Verhältnisse der südlichen Nachbarn einmischen mußte. Roosevelt

dagegen galt als der Vorkämpfer im Streite wider das Großkapital und die Truste, als Vertreter der Politik des „Guten Nachbarn“ im Gegensatz zu der des „Großen Stockes“.

Auf den Wellenberg nordamerikanischer Machtausdehnung 1928 folgte das Wellental der Krise anfangs der dreißiger Jahre. Jetzt erleben wir erneut einen Wellenberg, und es ist anzunehmen, daß dieser Wechsel sich noch häufig wiederholen wird. Das Ringen um die politische Stellung Südamerikas hat begonnen. Diese Entwicklung wäre voraussichtlich auch eingetreten, wahrscheinlich in einer späteren Zeit und in anderen Formen, wenn die Entwicklung in Europa in den letzten Jahren und vor allem im Sommer 1940 nicht so stürmisch vorangeschritten wäre. So aber entspricht der nordamerikanischen Bemühung um Zusammenfassung des gesamten amerikanischen Raumes eine Neuordnung Europas, die die früheren Voraussetzungen der südamerikanischen Welt verändert.

Diese Welt ist gewachsen unter den Voraussetzungen des vergangenen Jahrhunderts, seiner Freizügigkeit der Bevölkerung, des Freihandels und der Überschätzung wirtschaftlicher Einflüsse. Europa sandte in verschwenderischer Fülle seine Menschen, und zwar nicht nur die Ausgestoßenen der Gesellschaft, sondern seine besten und wagemutigsten Söhne, die aus der Enge der Heimat herausstrebten, um ein neues, freieres Leben zu begründen. Europa stellte die Gelder und die Maschinen zur Verfügung, um aus den unwirtlichen oder nur ungenügend genützten Gefilden fruchtbare Äcker werden zu lassen, um die Eisenbahnen zu legen, die das Aufblühen neuer Städte erst ermöglichten, um Häfen und gewaltige Millionenstädte zu bauen. Europa nahm dann die Überflüsse auf, die aus den neugebrochenen Äckern, aus den Bergwerken und den gerodeten Urwäldern quollen. Dieses Europa ist nicht mehr. Das zwingt auch die Südamerikaner, sich umzustellen.

Der Überschuß der europäischen Bevölkerung ging bereits vor dem Weltkrieg zurück. Die ungewöhnliche Zunahme der Menschen in der Alten Welt verlangsamte sich. Vor allem verlagerte sie sich auf Gebiete, die bis dahin nicht die Grundlage der europäischen Auswanderung gestellt hatten, auf den Osten und Südosten. Diese Entwicklung wurde jedoch erst nach dem Weltkrieg durch eine Verschärfung des Tempos deutlich sichtbar. Wenn kein Wandel eintrat, so war abzusehen, wann Europa überhaupt nicht mehr in der Lage war, Menschen nach Übersee abzugeben.

Zu dieser zahlenmäßigen Wandlung kam die geistige. Die Staaten wollten nicht mehr ihre Söhne an fremde Länder abgeben. Dank einer

großen technischen Entwicklung waren sie in der Lage, ihre Kinder auf eigener Scholle zu beschäftigen, und sie lehnten es ab, mit dem wertvollen Blut des eigenen Volkstums den Fortschritt fremder Gebiete zu befruchten. Italien fing an, planmäßig die Auswanderung zu unterbinden. Umgekehrt begann in Südamerika unter dem Eindruck der Weltwirtschaftskrise die Ablehnung fremder Einwanderung. Das Wort eines großen Argentiniers, daß Regieren Siedeln hieße, geriet in Vergessenheit. Die Menschen, die aus der Alten Welt herüberkamen, brachten nicht mehr reichen Segen und neue Arbeitsmöglichkeiten, sondern nahmen den Einheimischen das bißchen Brot, das ihnen die Krise gelassen hatte. So wenigstens erschien es vielen Südamerikanern, die Jahre der Arbeitslosigkeit hinter sich hatten.

Die wirtschaftlichen Bande zwischen Europa und Südamerika lockerten sich im gleichen Maße wie die bevölkerungspolitischen Beziehungen. Sowohl suchte Europa „autark" zu werden und sich aus den Verflechtungen des Weltmarktes zu lösen, wie Südamerika begann, sich zu industrialisieren, also von der Zufuhr europäischer Industriewaren freizumachen. Das konnte zunächst den Eindruck erwecken, daß damit der Warenaustausch zurückgehen werde. Sehr bald jedoch zeigte sich, daß gerade in dieser Umstellung der beiden Erdteile der Anreiz zu größerer innerer Entfaltung und damit zu einer Steigerung der Lebensführung und schließlich wiederum des gegenseitigen Verbrauches liegen konnte. Der Warenaustausch nahm gerade bei denjenigen Ländern zu, die am klarsten den neuen Weg beschritten hatten.

Wenn wir diese erfreuliche Entwicklung nachträglich feststellen können, so dürfen wir nicht vergessen, welche Unruhe das Bewußtsein des Wandels des gesamten Weltbildes nach Südamerika tragen mußte. War die Zunahme des Güterverkehrs nicht nur eine vorübergehende Erscheinung? War es nicht notwendig, rechtzeitig Schritte zu tun, um in einer so völlig neuartigen Welt sich bei Zeiten einen Platz zu sichern, um nicht vom Gang der Entwicklung überrascht und zermalmt zu werden?

In den Jahren nach dem Weltkrieg wurde das südamerikanische Auge geblendet von dem fast märchenhaften Aufstieg der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Erst die große Krise der dreißiger Jahre hat gezeigt, wieviel von diesem Aufstieg leerer Schein war. In dieser Krise haben die Südamerikaner auf Europa vertraut, daß es einmal wieder den Weg zu einer besseren Zukunft finden werde. Die Lösung der Reparationsfrage, die Durchführung der allgemeinen Abrüstung und die friedliche Revision der Ungerechtigkeiten des Versailler Vertrages waren die Forderungen, die sie an die Alte Welt stellten. Dabei vertrauten sie in einem recht beträchtlichen

Maße auf den Genfer Völkerbund. Desto größer war die Enttäuschung, als sie sehen mußten, daß Europa nicht in der Lage war, seine Streitigkeiten friedlich zu lösen. Etwas von dieser Enttäuschung zittert noch immer in der südamerikanischen Politik nach.

Die Engländer haben es lange Zeit verstanden, sich den Südamerikanern als die Vertreter ihrer Forderungen vorzustellen. Ein großer Teil des politischen Einflusses von Großbritannien erklärt sich aus dieser geschickten Taktik. Aber auch hier mußte die Enttäuschung kommen, als England im September 1939 in den Krieg trat. Hatte Europa damit nicht seine alte Bedeutung für Südamerika verloren? War es noch weiterhin möglich, die eigene Zukunft auf einen Erdteil aufzubauen, der in regelmäßigen Abständen von Kriegen heimgesucht wurde? Das waren die bangen Zweifel, die sich verantwortungsbewußte Südamerikaner vorlegten. In diese Lage hinein stießen die Nordamerikaner mit verlockenden Angeboten.

Sie schlugen den Südamerikanern vor, ihre Zukunft nicht mehr auf Europa, sondern auf den panamerikanischen Gedanken, also auf Nordamerika, zu gründen. Sie luden die Außenminister aller freien amerikanischen Staaten nach Panama, um ein enges politisches, militärisches und wirtschaftliches Zusammengehen zu vereinbaren. Wir müssen uns in die Lage der Südamerikaner versetzen, um zu erkennen, was ein solches Angebot bedeutete. Gewiß überwogen zunächst die Bedenken. Bisher hatten die Nordamerikaner sich in Südamerika wohl eine angesehene und geachtete Stellung, aber wenig Freunde zu verschaffen verstanden.

Sie pochten auf ihre überlegene wirtschaftliche und militärische Stärke, die niemand bezweifelte, sie fühlten sich als die fortschrittlichste und mächtigste Nation der Neuen Welt. Daraus hatten sie die Folgerung gezogen, daß die Iberoamerikaner nur froh sein dürften, bekämen sie einen wenn auch bescheidenen Abfall dieses Reichtums zugeworfen. Die Südamerikaner waren jedoch zu stolz, sich mit einer solchen Rolle zu begnügen. Lieber wollten sie materiell ärmer gestellt sein, als zu einer Nation zweiten Ranges herabgedrückt werden, ohne eigene geistige und politische Entwicklung, ohne die Freiheit der wirtschaftlichen Entfaltung. Sie wollten nicht Ausbeutungsgebiet einer rücksichtslosen Kapitalistenschicht werden, die, gestützt auf finanzielle Überlegenheit, sie zu Lohnsklaven erniedrigte.

Südamerika ist heute noch verhältnismäßig arm, verglichen mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Es weiß jedoch, daß es eine große Vergangenheit hinter sich hat, daß es vor anderthalb Jahrhunderten weit reicher und glücklicher war als das Gebiet, das heute die Vereinigten

Staaten bildet. Der einmalige, geschichtlich bedingte Umstand der ungeheuren europäischen Einwanderung im neunzehnten Jahrhundert und eine einseitige wirtschaftliche Entwicklung haben Nordamerika seine heutige Stellung verschafft. Südamerika hofft, daß auch ihm einmal ein ähnlicher Aufstieg beschieden sein mag. Darf es unter diesen Umständen auf diese Möglichkeiten verzichten, um eines raschen und vielleicht trügerischen Gewinnes willen?

Der nordamerikanische Präsident Roosevelt hat sich eifrig bemüht, diese Bedenken der Südamerikaner zu zerstreuen. Er hat seit seinem Amtsantritt 1933 alles getan, was in seiner Macht stand, um die Erinnerung an die „Dollardiplomatie" seiner Vorgänger auszulöschen. Nicht auf der Anerkennung der überlegenen Macht der Vereinigten Staaten sollte die Zusammenarbeit Panamerikas beruhen, sondern auf den gemeinsamen Idealen der Demokratie und der Freiheit. Bisher war die Verwirklichung dieses Zieles am Mißtrauen der Iberoamerikaner gescheitert, sich den Nordamerikanern anzuvertrauen ohne die Gewißheit, von ihnen nicht erdrückt zu werden. Was sollte werden, wenn etwa ein anderer Präsident nach anderen Gesichtspunkten Politik trieb und zu den alten Grundsätzen der rücksichtslosen Ausnutzung der nicht zu leugnenden Überlegenheit zurückkehrte? Dann hatte Südamerika die alten Bande zu Europa gelöst und sah sich rettungslos dem nördlichen Nachbarn ausgeliefert.

Es handelte sich nicht darum, den einen oder anderen Vertrag abzuschließen. Wir dürfen den Wandel in der gesamten südamerikanischen Politik, den Roosevelt verlangte, nicht mit den Maßstäben europäischer Politik messen. So wie Südamerika heute aufgebaut ist, lassen sich die nordamerikanischen Pläne nicht verwirklichen. Die Vereinigten Staaten sind nicht in der Lage, die Rohstoffüberschüsse Südamerikas aufzunehmen, und können auch nicht alle die Waren liefern, deren Südamerika bedarf. Eine tiefgreifende wirtschaftliche und damit soziale Umstellung wäre die Voraussetzung dafür, daß die Blickrichtung Südamerikas von Europa weg nach Norden gelenkt würde.

So haben sich sofort wirtschaftliche Fragen ergeben. Auf der Konferenz von Panama kurz nach Kriegsausbruch wurden diese noch zurückgestellt und Sonderberatungen zugewiesen. Dafür wurde die politische Zusammenarbeit in den Vordergrund gerückt, die sich leichter verwirklichen ließ. Die Erklärung einer „Neutralitätszone" von 300 Meilen rund um den gesamten amerikanischen Erdteil herum sollte nicht nur die Kriegsgefahr bannen, sondern nach außen Ausdruck eines gemeinsamen politischen Willens

werden. Bei dieser Erklärung ist es geblieben. Die Kriegführenden haben sie nicht als völkerrechtlich verbindlichen Rechtsgrundsatz anerkannt, und ihre praktische Durchführung, etwa durch militärische Streitkräfte, erwies sich als unmöglich. Um so größere Hoffnung setzten die Vereinigten Staaten auf die Konferenz von Havanna Ende Juli 1940, auf der wirtschaftliche und militärische Fragen besprochen werden sollten.

Es lagen Tatsachen vor, die eine ernste Bedrohung der Monroe-Doktrin befürchten ließen. Die Engländer hatten nach dem Zusammenbruch der holländischen Wehrmacht die Insel Curaçao besetzt, angeblich um die dort befindlichen wichtigen Erdölraffinerien zu schützen. Als auch Frankreich unter dem Eindruck der vernichtenden Niederlage den Widerstand aufgab, erschienen britische Seestreitkräfte vor der französischen Insel Martinique. Das, was die Neutralitätszone von Panama unter allen Umständen verhindern sollte, schien eingetreten zu sein. Der Krieg war auf amerikanischen Boden getragen worden.

Inzwischen jedoch hatten die Vereinigten Staaten von Nordamerika die Parole ausgegeben, daß nur die stärkste Aufrüstung die amerikanischen Länder vor dem Angriff von außen retten könnte. Die Neutralität erschien nicht mehr so wichtig wie die innere Vorbereitung auf einen Kampf, dessen Unvermeidbarkeit von gewissen Kreisen immer mehr betont wurde. Der Grundgedanke des Panamerikanismus sollte nicht mehr in der Ablehnung der Beteiligung am Kriege, sondern in der Vorbereitung einer starken Verteidigung gesucht werden. In Havanna wurde der Fall geprüft, daß Gebiet, das einem europäischen Staat gehörte, den Besitzer wechsele. Anscheinend wurde an den Fall gedacht, daß holländisches, dänisches, französisches oder englisches Gebiet im Rahmen von Friedensverträgen oder sonstigen Abmachungen aus der Hand eines europäischen Staates in die eines anderen übergehe. In diesem Falle sollten die amerikanischen Staaten gemeinsam handeln und sich zu Treuhändern dieses Landes aufwerfen mit dem Ziel, ihm die volle politische Freiheit zukommen zu lassen. Doch sollte jeder einzelne Staat, der besonders berührt würde, von sich aus handeln dürfen.

Honduras bestand darauf, daß Belice (Britisch-Honduras) nicht unter diese Regelung fiel, weil es die Rechtmäßigkeit der britischen Herrschaft nicht anerkennen konnte. Den gleichen Einwand erhob Argentinien gegen die Einbeziehung der Malvinen (Falklandinseln) in diese Regelung, da diese nach argentinischer Rechtsauffassung Teil der Republik Argentinien bilden. Mit diesen Einschränkungen wurde die Entschließung von Havanna angenommen.

Dadurch haben die Vereinigten Staaten sich die Möglichkeit gesichert, sich jederzeit in die Besitzverteilung der heute zu europäischen Staaten gehörenden Gebiete in Amerika einzumischen, selbst wenn ein Besitzwechsel friedlich und mit Zustimmung der beiden beteiligten Staaten erfolgen würde. Das ist ein eigenartiger Anspruch. Er erklärt ganz Amerika zum Lebensraum der Vereinigten Staaten, ganz gleich, wie gegenwärtig die Besitzverhältnisse liegen.

Nun wäre ein solcher Anspruch noch verständlich, wenn er zusammenfiele mit einem ausdrücklichen Verzicht auf Einmischung in die Lebensräume anderer Völker und anderer Erdteile. Davon war jedoch nicht die Rede. Die Südamerikaner wären vielleicht bereit, den Nordamerikanern zu folgen, wenn sie sich auf strenge Ablehnung jeder politischen Einmischung von auswärts in amerikanische Fragen beschränken würden. Sehr viel schwieriger muß es für sie sein, sehen zu müssen, daß diese Abwehr sich mit einer engeren politischen Zusammenarbeit mit politischen Gebilden des amerikanischen Erdteiles verbindet, die auch außeramerikanische Bindungen besitzen, also Teilen des britischen Weltreiches.

Der Militärvertrag von USA. mit Kanada und die Bereitstellung von britischen Inseln wie den Bahama-Inseln zur Verteidigung des amerikanischen Bodens sind dabei bedenkliche Zeichen. Während sich dieses Vorgehen noch auf Gebiete beschränkt, die außerhalb Südamerikas gelegen sind, so häufen sich die Meldungen, daß Roosevelt auch die Anlage militärischer Stützpunkte in Südamerika selbst, etwa in Uruguay, plant. Das würde bedeuten, daß Südamerika in große weltpolitische Bündnisse einbezogen würde, die weit über seine bisherigen Absichten hinausgingen, die sogar gegen seine natürlichen Interessen gerichtet wären.

Der Versuch der Nordamerikaner, die Iberoamerikaner in Havanna zu einer gemeinsamen Wirtschaftspolitik zu überreden, ist gescheitert. Deswegen sind die dahinzielenden Pläne nicht aufgegeben worden. Nordamerika plant, die Ausfuhrüberschüsse aufzukaufen, um so den Rohstoffmarkt der Welt in die Hand zu bekommen. Das ist in einer Zeit der Blockade ganz Europas nicht unmöglich, da der Mangel an Schiffsraum eine Verfrachtung auch nach England nicht zuläßt. Die nordamerikanische Regierung hat schon sehr große Summen bereitgestellt. Sie hofft, damit gleichzeitig der eigenen Ausfuhr nach Südamerika den Weg zu öffnen, der ihr sonst aus Mangel an Zahlungsmöglichkeiten in Südamerika verschlossen bleiben müßte. Die Durchführung dieses Planes würde bedeuten, daß nordamerikanische Händler die Verfügung über die südamerikanischen

Rohstoffe erhielten, um sie nach kapitalistischen Grundsätzen der Börsenmanöver anbieten oder zurückhalten zu können.

Vielleicht geben sich die Nordamerikaner der Hoffnung hin, daß nach einem Friedensschluß in der Alten Welt die Nachfrage nach den Rohstoffen und den Lebensmitteln aus Südamerika so groß sein wird, daß die aufgehäuften Vorräte mit ansehnlichen Gewinnen an das verarmte Europa abgegeben werden könnten. Die Südamerikaner sehen die Dinge anders. Sie fürchten, daß eine derartige Handelspolitik die bereits bestehenden Bestrebungen in Europa steigern werde, sich von Übersee freizumachen, die wichtigsten Rohstoffe und Lebensmittel im eigenen Lebensraum zu erzeugen, der vielleicht über die Grenzen Europas hinausreichen wird, und auf die anderen, die sie nicht selbst erzeugen können, zu verzichten. Die Erfahrung hat gelehrt, daß willensstarke Staaten Genußmittel wie Kaffee im Verbrauch sehr viel stärker beschränken können, als das in den alten Wirtschaftsformen möglich war.

Eine solche Entwicklung würde Südamerika von den besten Abnehmern nicht nur für die kürzere Zeit eines Krieges, sondern für dauernd abschließen. Nordamerika selbst würde nicht den Ausgleich bieten können. Die aufgehäuften Vorräte würden unverkäuflich, die Erzeugung würde stocken, und ein noch größeres Elend als während der großen Krise würde über Südamerika hereinbrechen. Ist das ein Ziel, das von einer verantwortungsbewußten Führung in Südamerika angestrebt werden kann?

Auf der anderen Seite stehen die Bedenken, ob diese Entwicklung nicht zwangsläufig ist, ob die Bestrebungen Europas, sich ein eigenes Leben aufzubauen, nicht notwendig zu einem Rückzug aus Übersee und damit aus Südamerika führen werden. Schließt die Neuordnung Europas nicht das Fortbestehen des Güteraustausches nach rein kapitalistischen Gesichtspunkten aus, der bisher für die südamerikanische Wirtschaft kennzeichnend gewesen ist? Mit dieser Frage rückt die Stellungnahme Südamerikas in den Bereich der großen Neuordnung der ganzen Welt.

Die Entscheidung, um die heute in Südamerika gerungen wird, ist die des neuen Weges, den die Menschheit gehen soll. Der weltumspannende Kapitalismus mit seiner einseitigen Ausrichtung nach wirtschaftlichen Gesichtspunkten, mit seiner bedingungslosen Anerkennung des Spiels der freien Kräfte, der Preisbestimmung durch Angebot und Nachfrage, ist tot. Was tritt an seine Stelle? In Europa bahnt sich eine Neuordnung an. Durch den großen Pakt der drei Mächte Deutschland, Italien und Japan vom 27. September 1940 hat diese Neuordnung eine die ganze Erde

umspannende politische Grundlage erhalten. Welchen Weg schlägt Südamerika ein?

Die Fünfmächtekonferenz in Montevideo zu Beginn des Jahres 1941 hat den ersten Hinweis gegeben, wohin die Entwicklung zielt. Aus der Zusammenarbeit soll das neue Südamerika erwachsen. Nicht nur wirtschaftlich durch Beseitigung der Zollgrenzen und der Behinderung des Verkehrs auf dem La-Plata-Strom, sondern auch politisch wollen die Anliegerstaaten durch regen Gedankenaustausch und gemeinsame Verteidigung ihrer Belange einen neuen Weg suchen. Sie wollen sich von den Bindungen an das Ausland, vor allem an England und Nordamerika, freimachen, indem sie untereinander in Warenaustausch treten und die Verkehrsfragen gemeinsam lösen. Allerdings konnten diese hohen Ziele nur vorbereitet, noch nicht verwirklicht werden. Bei den meisten vorgelegten Entwürfen wie der Zollunion blieb es bei Empfehlungen. Bindende Beschlüsse konnten nur in Nebenfragen gefaßt werden.

Wir wollen die Bedeutung der südamerikanischen Entscheidung nicht herabsetzen. Es sind fast neunzig Millionen Menschen, zu denen wir noch die Bewohner Mittelamerikas rechnen können, die dazu noch über ein ungewöhnlich reiches Land verfügen. Mit Hilfe eines großen Industriegebietes könnten sie sehr bald auch militärisch sehr viel bedeutsamer werden, als sie es heute sind, so daß zu ihrem großen wirtschaftlichen Einfluß ein entsprechender politischer käme. Vorläufig stehen sie noch unter dem Trommelfeuer nordamerikanischer Propaganda, sich für die panamerikanische Idee zu entscheiden, wie sie in Washington ausgelegt wird. Aber sie haben bisher dieser Einwirkung standgehalten. Um so notwendiger ist es, daß Europa und besonders Deutschland die Probleme dieses großen Gebietes kennenlernt.

Dieser Aufgabe zu dienen ist das Ziel dieses Buches. Seine Darstellung beschränkt sich auf Spanisch-Südamerika. Das Portugiesisch sprechende Brasilien wird einer besonderen Behandlung von berufener Feder vorbehalten. Dieses Buch will den deutschen Leser in eine Welt einführen, die auch für die künftige Entwicklung Deutschlands von wachsender Bedeutung ist. Es soll jedoch nicht nur eine Landesbeschreibung bieten, sondern die innere Anteilnahme wecken, die wir diesem Lande, seinen Menschen und seiner aufstrebenden Wirtschaft schuldig sind.

I

Das Land

Der Begriff Spanisch-Südamerika verdankt seine heutige Bedeutung zwei Voraussetzungen, dem geschichtlich bedingten Verhältnis der beiden iberischen Reiche Spanien und Portugal in den vergangenen Jahrhunderten und der eigentümlichen Oberflächengestaltung Südamerikas.

Als nach der Entdeckung Amerikas der König von Portugal sich auf verbriefte Rechte stützte, nach denen alle Länder jenseits der Kanarischen Inseln ihm gehören sollten, rief Spanien den Schiedsspruch des Papstes an, da ihm diese Auslegung eines früheren Friedensschlusses unter inzwischen gründlich veränderten Verhältnissen irrig erschien. Portugal hat den Spruch des Papstes Alexander VI., eines Borgia und damit der Abstammung nach eines Spaniers, nicht anerkannt. Erst nach langwierigen Verhandlungen gelang es im Vertrag von Tordesillas 1493 eine neue Grenzlinie zu ziehen, die nicht mehr, wie im Papstspruch festgesetzt, 100, sondern 360 Meilen westlich der Kapverdischen Inseln verlaufen sollte. Diese Linie schneidet den südamerikanischen Erdteil, so daß der Westen an Spanien, der Osten, das heutige Brasilien, an Portugal fiel.

Die geschichtlich bedingte Folge ist heute, daß in Südamerika zwei Sprachen gesprochen werden, Spanisch und Portugiesisch, aber die Grenze dieser Sprachen fällt längst nicht mehr mit der alten Linie des Vertrages von Tordesillas zusammen. Wir wollen hier nicht die geschichtlichen Vorgänge im einzelnen untersuchen, die dazu führten, daß die Portugiesen ihren Herrschaftsbereich weit nach Westen vorgeschoben haben. Wir wollen jedoch dessen bewußt sein, daß dieses Zurückweichen der Spanier durch die besonderen geographischen Bedingungen erklärt wird. Heute noch sind diese Faktoren von Bedeutung und gestalten das politische Gesicht Südamerikas.

Den Rückhalt des spanischen Kolonialreiches in Südamerika bildete das Gebiet in den Anden, das einst von den Inca beherrscht und wirtschaftlich zu großer Blüte geführt worden war. So finden wir heute noch als eine wesentliche Gruppe der Spanisch sprechenden südamerikanischen Republiken

die Andenstaaten. Das sind, von Süden nach Norden gerechnet: Chile, Bolivien, Peru, Ecuador, Columbien und, wenn auch mehr auf den Ausläufern der Anden, Venezuela. Neben den Anden bildeten die beiden Straßen, die teils vom Hochland des heutigen Bolivien, teils von Chile her nach dem Atlantischen Ozean, nach der Mündung des La-Plata-Stromes liefen, den zweiten Rückhalt der spanischen Herrschaft. So können wir den Andenstaaten die La-Plata-Staaten, also Argentinien, Uruguay und Paraguay, gegenüberstellen.

Dieser Gegensatz ist kein rein äußerlicher; er ist nicht nur geschichtlich, sondern auch geographisch bedingt und wird uns im Verlaufe unserer Untersuchung häufiger entgegentreten. Erst vor wenigen Jahren hat er sich dann in einem blutigen Kriege, dem Chaco-Krieg, entladen. Vielleicht darf man ihn grob einmal als den Gegensatz zwischen den Gebirgsländern und den Ländern der flachen Ebene bezeichnen.

Das darf nicht dazu führen, daß wir annehmen, die Andenstaaten seien ausschließlich auf das Gebiet der Cordilleren beschränkt. Völlig ohne Landbesitz östlich des Hochgebirges ist nur der südlichste der Andenstaaten, Chile, und auch nur deswegen, weil der Osten von einem anderen früheren Bestandteil des spanischen Kolonialreiches eingenommen wird, von Argentinien. Gehen wir in der Geschichte etwas zurück, in die frühere Zeit der spanischen Verwaltungsgliederung Südamerikas, so können wir finden, daß weite Gebiete östlich der Anden, die damalige Provinz Cuyo, also das heutige Mendoza, sowie die Provinz San Juan unter chilenischer Verwaltung standen. Das war keine willkürliche Laune der spanischen Regierung, sondern entsprach der Tatsache, daß der Westen Argentiniens nicht vom Atlantik, sondern vom Pazifik her erschlossen worden ist. Während die spanische Verwaltung später die Grenze des Vizekönigreichs des La-Plata-Stromes bis an die Cordillere nach Westen verlegte, blieb im Norden der an das Gebirge angrenzende Teil des Tieflandes dem jeweils im Westen liegenden Verwaltungsbezirk und damit der heutigen Republik zugeteilt.

So zerfallen alle Andenstaaten bis auf Chile in einen Teil im Hochgebirge und einen anderen Teil im Tieflande, der flächenmäßig recht bedeutend ist. Dennoch können wir am Begriff der Andenstaaten festhalten. Das Gebiet im Tieflande ist fast durchwegs menschenleer, besiedelt meist von frei schweifenden Indianern des Urwaldes. Seine Bevölkerung spielt weder wirtschaftlich noch politisch eine wesentliche Rolle. Erst im zwanzigsten Jahrhundert und genauer erst nach dem Weltkrieg sind Pläne aufgetaucht,

das östliche Tiefland der Andenstaaten in größerem Umfange durch Einwanderung aus Europa zu erschließen.

Die Bewohner des Hochlandes und der Hochgebirgstäler sind nicht imstande, in der niedrigen Höhe, und was noch viel schwerer wiegt, in der tropischen Hitze der östlichen Gebiete größere wirtschaftliche Leistungen zu vollbringen, die eine wirkliche Erschließung zulassen würden. So zeigt sich heute, im zwanzigsten Jahrhundert, noch das gleiche Bild wie in den Zeiten der spanischen Kolonialverwaltung. Es ist nicht möglich, von Westen her, vom Hochgebirge aus, die Teile zu durchdringen, die politisch von den Anden her beherrscht werden.

Dagegen sind die La-Plata-Länder ausgesprochene Ebenen, die sich nur wenig über den Meeresspiegel erheben. Das gilt nicht nur für die beiden kleineren, Uruguay und Paraguay, sondern auch für Argentinien. Seine wichtigste Provinz, Buenos Aires, und die sie umgebende Pampa enthält wohl nahezu zwei Drittel der Bevölkerung. Damit ergibt sich auch für die La-Plata-Länder das gleiche Bild wie bei den Andenstaaten, daß die Hauptmasse der Bevölkerung sich an der Küste zusammendrängt, nur daß in diesem Falle die Küste flach und nicht gebirgig ist. Gewiß spielt dabei wesentlich mit, daß Südamerika sehr stark nach außen, vor allem nach Europa hin, orientiert ist und daß nicht nur seine Bevölkerung zu einem sehr hohen Anteil sich aus Söhnen europäischer Einwanderer zusammensetzt, die immer noch ihre Augen in die Alte Welt zurückrichten, sondern daß auch seine Wirtschaft in einem für Europäer kaum verständlich hohen Maße auf den Außenhandel abgestellt ist. Daraus ergeben sich Fragen, die uns noch im einzelnen beschäftigen werden. Es ist jedoch nicht zu vergessen, daß auch die Oberflächengestaltung Südamerikas diese Bevölkerungsverteilung endgültig bestimmt hat. Wir wollen die einzelnen Staaten daher genauer betrachten. Beginnen wir im Norden.

Venezuela fühlt sich als der erste Träger der südamerikanischen Unabhängigkeitsbewegung. Es hat inzwischen viel von seiner damaligen Bedeutung verloren. Das ergibt sich aus der Verschiebung seiner Lage im Verhältnis von Südamerika zu Europa. Vor hundertunddreißig Jahren war Venezuela das Gebiet Spanisch-Südamerikas, das Europa und damit dem Mutterlande am nächsten lag, nicht nur der Entfernung nach, sondern auch verkehrstechnisch. Inzwischen hat Argentinien ihm dank der besseren Schiffahrtsbeziehungen des Hafens von Buenos Aires diesen Rang abgelaufen.

Die Auswirkung zeigt sich in der verhältnismäßig geringen Bevölkerung auf dem weiten Gebiet und sodann in deren rassischer Zusammensetzung. Der Fläche nach stellt Venezuela mit rund 1 Million Quadratkilometer ein Gebiet dar, das für europäische Verhältnisse sehr groß genannt werden könnte, das auch in Südamerika, sieht man von den beiden Staaten Brasilien und Argentinien ab, durchaus seinen Platz behaupten kann. Untersuchen wir die Republik Venezuela oder, wie sie selbst sich nennt, die Vereinigten Staaten von Venezuela näher, so werden wir erkennen, daß der größere Teil ihrer Oberfläche von geringerer Bedeutung ist.

Das Kernland Venezuelas, die Quelle nicht nur seines Reichtums, sondern auch das Wohngebiet des Großteils seiner Bevölkerung und der ausschließliche Sitz der politischen Macht, ist ein verhältnismäßig schmales Küstengebiet, das, wiederum bezeichnend für die Andenstaaten, hinter einer bis zu 3000 Meter hohen Gebirgskette liegt. Dort liegt, in 900 Meter Höhe, die Hauptstadt Caracas, die mit dem Hafen La Guaira durch eine Bahn verbunden ist. Ebenso ist der andere bedeutende Hafen Venezuelas, Puerto Cabello, mit der Stadt Valencia verbunden, die ebenfalls in dem Hochtal der Cordillere gelegen ist. Dieses Tal ist das wirkliche Venezuela. Betrachten wir die Geschichte dieses Landes, so werden fast alle wichtigen Entscheidungen hier in diesem Tale fallen, also in einem recht kleinen Gebiet. Wir werden jedoch bei der Betrachtung Spanisch-Südamerikas immer wieder finden, daß die eigentlichen Kerngebiete, die Stätten des wirtschaftlichen Reichtums und des politischen Willens, sich in derartig kleinen Landstrichen zusammenpressen. Wer Südamerika verstehen will, muß sich gerade diesen Umstand stets vor Augen halten.

Dabei ist es ohne Bedeutung, daß in den Randgebieten sich durch ungewöhnliche Umstände, vor allem durch vorhandene Bodenschätze, eine Industrie zusammenballt, von deren Reichtum das übrige Land und damit vor allem das politisch führende Kernland lebt. Das gilt in Venezuela für die Petroleumgebiete im Westen, am Golf von Maracaibo; dieses Verhältnis wird sich in besonders ausgeprägtem Maße in Chile im Salpeterreichtum der Atacama-Wüste wiederholen. Eine Verlagerung der politischen Macht und selbst der Bevölkerungsverhältnisse tritt dadurch nicht ein.

Dazu ist der Westen erst in allzu kurzer Zeit erschlossen worden, und dazu ist der Anteil des ausländischen Kapitals an dieser Erschließung und damit an der Nutzziehung des dort gefundenen Reichtums zu groß. Bis

das Petroleum durch seine Ausbeute die Menschen in den Westen Venezuelas lockte, endete das dichter besiedelte Kernland mit der Sierra de Merida, dem Ausläufer der Andenkette, die von Columbien in einer mächtigen Kette zum Caribischen Meer vorstößt und den tief in das Land einschneidenden Golf von Maracaibo bildet. Das Kennzeichen dieses Gebietes ist der tropische Urwald, der es erklärt, warum sich in diesem weiten Gebiet keine größere Siedlung durchsetzen konnte.

Ganz anders ist das Gebiet, das sich im Süden an das Kernland anschließt, die weiten Steppen, die von dem Apure-Fluß durchströmt werden, die Llanos, die sich bis zum Orinoco-Strom erstrecken. Hier, in diesen trockenen Ebenen, ist der Sitz einer ausgedehnten Viehzucht, die ihren Absatz mehr nach Osten sucht, nach der Stadt Ciudad Bolivar am Orinoco, dem natürlichen Gefälle der Flüsse folgend. Die Verbindung zu den Ackerbaugebieten des zentralen Längstales mit den Städten Valencia und Caracas wird durch die Gebirgszüge und die sich an deren Abhängen bildenden Wälder, allerdings meist Trockenwälder, erschwert.

Wir brauchen jedoch nur die Bevölkerungszahlen der Gebiete Venezuelas einander gegenüberzustellen, um die Bedeutung der Küstenzone (220 000 Quadratkilometer mit drei Millionen Einwohnern) und der Llanos (280 000 Quadratkilometer mit nur einer halben Million Einwohner) richtig einschätzen zu können. Dieses Gefälle verstärkt sich noch, wenn wir die Gebiete Venezuelas südlich des Orinoco betrachten, die Staaten Bolivar und Amazonas, die bei einer Fläche von 500 000 Quadratkilometer nur wenig mehr als 100 000 Einwohner zählen dürften. Genaue Zahlen sind schon deswegen unmöglich, weil wir in diesen von dichten Urwäldern bedeckten Gebieten auf reine Schätzungen angewiesen sind.

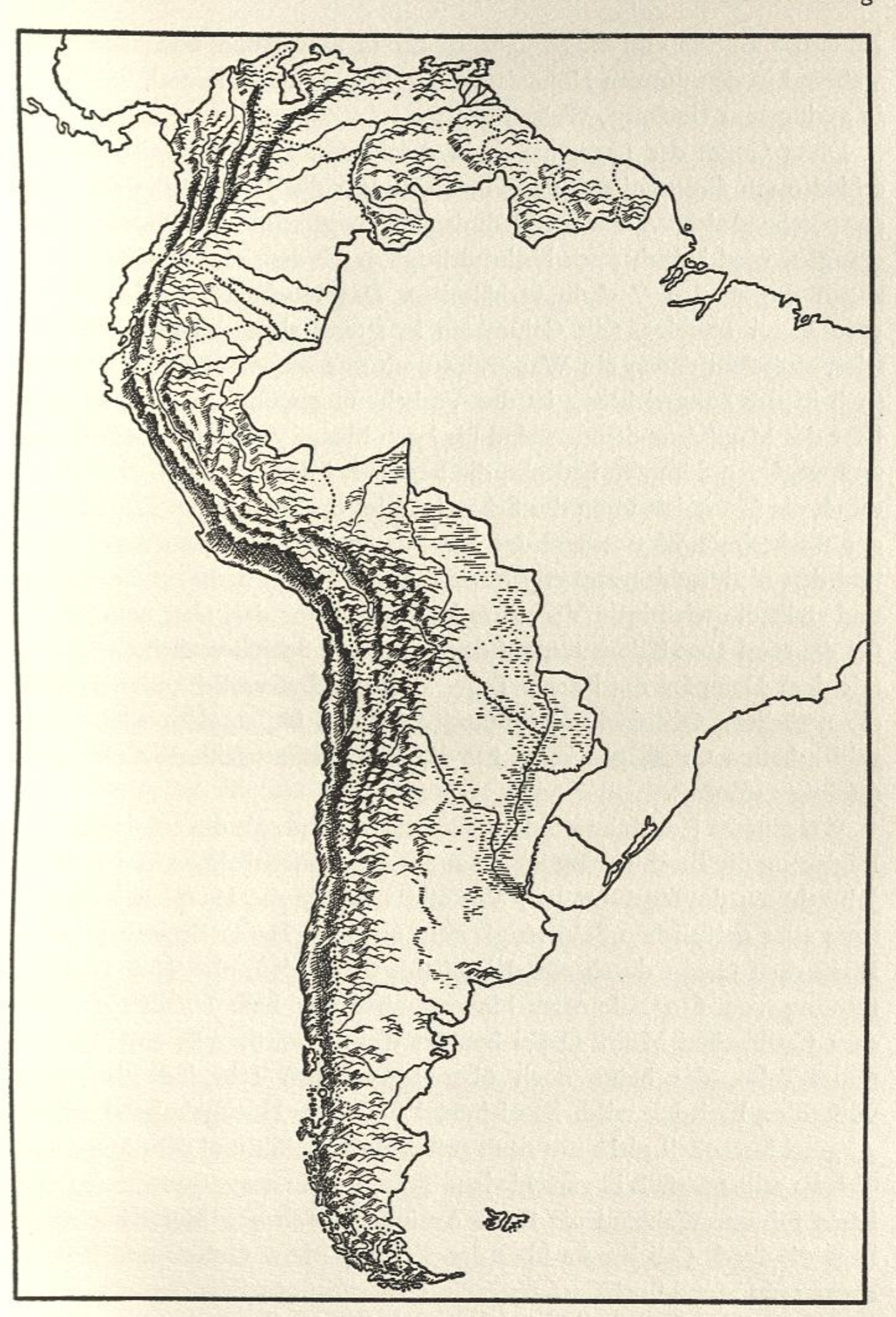
Eine ähnliche ungleiche Verteilung der Bevölkerung finden wir in Columbien, wenn sie auch dort nicht so ausgeprägt ist, und zwar deswegen, weil neben dem Cordillerental, das mit dem venezolanischen Tale verglichen werden könnte, dem Tale des Cauca-Flusses, sich im Hochgebirge selbst mit der 2640 Meter hoch gelegenen Hauptstadt Bogota und an der Küste zwei weitere Mittelpunkte größerer Bevölkerungsdichte entwickelt haben. Aber auch in Columbien, mit 1 162 000 Quadratkilometer etwas größer als Venezuela, ist das weite Gebiet im Osten, das Tiefland des Amazonas-Beckens mit rund 450 000 Quadratkilometer, so gut wie menschenleer. Dichter Urwald hat es bisher verhindert, daß eine dichtere Besiedlung sich dort entwickeln kann, und das wird sich auch nicht ändern, bis die moderne Technik, vor allem die Kältetechnik, die Voraussetzungen

für eine menschliche Arbeit in den vorläufig noch unerträglich heißen Ländern ermöglicht hat.

Columbiens Oberfläche wird bestimmt durch die Cordillere, die sich in mächtigen Ketten von Süden nach Norden erstreckt und dabei breite Täler bildet, die im Süden noch reinen Hochlandcharakter tragen und dann im Norden die Gestalt von tief eingeschnittenen Längstälern annehmen. Entsprechend der Dreiteilung des Gebirges in die West-, die Zentral- und die Ostcordillere können wir zwei Längstäler als entscheidend hervorheben, die von den beiden Flüssen, dem Cauca und dem Magdalenen-Strom, durchflossen werden. Der Rio Magdalena mit einer Länge von mehr als 1600 Kilometer ist einer der mächtigsten Ströme der Erde, er tritt jedoch an Bedeutung in Südamerika neben Stromsystemen wie denen des Amazonas, des La Plata und des Orinoco zurück.

Das westliche Tal wird vom Cauca-Fluß eingenommen, der sich später mit dem Magdalena, etwa 320 Kilometer vor dessen Mündung in das Caribische Meer, vereint. Dabei müssen wir noch berücksichtigen, daß sich nicht nur die Täler von Süden nach Norden zu senken, sondern daß auch die Gebirgszüge, von der pazifischen Küste aus gesehen, in verschiedenen Ketten erheben. Dadurch erhält Columbien vielleicht noch stärker als andere tropische Gebiete Amerikas den terrassenförmigen Charakter, der den Spaniern von Anbeginn aufgefallen ist. Sie unterschieden die heiße, feuchte Küstenzone (Tierra caliente) mit ihren Durchschnittstemperaturen von 23 bis 30°, die gemäßigte Zone, die bis in eine Höhe von 2000 Meter hinaufreicht (Tierra templada), mit einer Durchschnittstemperatur von 17 bis 23°, und die kalte Zone (Tierra fria), die Durchschnittstemperaturen von 13 bis 17° zeigt. Über 3000 Meter beginnen dann die Bergwüsten, die Paramos, die bereits jenseits der bewohnbaren Zone liegen.

Wir werden diese Unterscheidung in drei Zonen bei einer Betrachtung des nördlichen Südamerika immer wieder finden. Sie ist entscheidend für die Beurteilung der menschlichen Besiedlung und der wirtschaftsgeographischen Möglichkeiten im tropischen Südamerika. Die günstigsten landwirtschaftlichen Möglichkeiten finden wir in der Tierra templada, die in dem nördlicheren Teile Columbiens, sehen wir von der Küste ab, vorherrscht. Dagegen findet sich das gesündeste Klima und damit die dichteste Besiedlung in der Tierra fria. Bis in die Höhe von 1000 Meter hinauf ziehen sich Reisfelder und Baumwollpflanzungen, dann kommt die Zone des Kaffeeanbaus bis rund 1500 Meter, und daran schließt sich die



Die Oberflächengestaltung

Zone des Tabaks und der Südfrüchte bis in eine Höhe von 1800 Meter, während in den unteren Höhenlagen der Tierra fria Mais und, wenn auch in geringerem Umfange, Weizen gedeiht.

Diese Gunst der Lage, die es in dem einen Lande erlaubt, die verschiedensten Erzeugnisse zu gewinnen, indem die Jahreszeiten der Höhe entsprechend sich auf einem verhältnismäßig begrenzten Raume zusammendrängen, wird jedoch stark beeinträchtigt durch die sich aus den Gebirgszügen ergebenden Verkehrsverhältnisse. Das Hochgebirge, das bis auf 5700 Meter ansteigt, teilt Columbien in streng abgeschlossene Gebirgstäler, zwischen denen ein Warenaustausch nur schwer möglich ist. Aber auch in der Längsrichtung ist der Verkehr ungewöhnlich schwierig. Die Ufer des Magdalena-Stromes sind bis hoch hinauf von tropischem Urwald und weglosen Sümpfen bedeckt, die bereits bei der ersten Durchdringung durch die Conquistadoren der Schrecken der Spanier waren. Dazu kommt der wechselnde Wasserstand des Stromes entsprechend den regenreichen und den niederschlagsarmen Jahreszeiten. So ist der Strom zwar schiffbar und stellt die wichtigste Verkehrsader Columbiens dar, aber man braucht für die rund 1000 Kilometer, auf denen größere Schiffe verkehren können, mit dem Dampfer rund zehn Tage. Erst der Luftverkehr, der nicht an die natürliche Oberflächengestaltung gebunden ist, sondern auch Hochgebirgsketten überfliegen kann, hat die Verkehrsentwicklung Columbiens mächtig gefördert.

Wir müssen jedoch bewundern, mit welcher Energie die columbianische Regierung die Erschließung ihres Landes durch Eisenbahnen in den letzten Jahrzehnten durchgeführt hat. Vor allem hat sie die Hauptstadt Bogota, trotz aller natürlichen Schwierigkeiten, mit dem Hafen Buenaventura am Pazifischen Ozean durch eine Eisenbahn verbunden, also über eine Entfernung von 630 Kilometer hinweg, aber nur halb so weit wie nach dem Caribischen Meer. Dabei benutzt diese neue Strecke ein Stück des Cauca-Tales, das heute noch überwiegend von rein indianischer Bevölkerung besiedelt wird. Bezeichnend für dieses Hochgebirgstal ist seine Abgeschlossenheit nicht nur nach außen zum Pazifik und dem Magdalena-Tal. Es selbst zerfällt in verschiedene Teile, die ein ausgesprochenes Eigenleben führen. Während die Stadt Antioquia noch 700 Meter hoch liegt, liegt die Stadt Cali bereits über der Tausend-Meter-Grenze und Popayan sogar 1760 Meter hoch.

Im Süden liegt die Hochebene von Pasto, die den eigentümlichen Charakter Columbiens, seine Aufgliederung in selbständige, abgeschlossene

Provinzen noch einmal unterstreicht. Die Stadt Pasto selbst, die fast 60 000 Einwohner zählt, liegt rund 2600 Meter hoch. Sie hat in der Geschichte des Landes und auch in der Politik eine besondere Rolle gespielt, weil sie vom übrigen Columbien aus nur schwer zu erreichen ist. Heute ist sie mit dem Hafen Tumaco am Pazifik durch eine Eisenbahn verbunden. Damit finden wir eine Blickrichtung nach Westen im Gegensatz zur Blickrichtung nach Norden, die sonst Columbien beherrscht. Deswegen war Pasto häufig der Zankapfel zwischen Columbien und seinen südlichen Nachbarn. Da ist es günstig, daß anschließend Ecuador, ein verhältnismäßig schwaches Land, unabhängig geblieben ist, weil Peru auf die Dauer seinen Anspruch auf dieses Land, den es nach den Unabhängigkeitskriegen erhoben hat, nicht aufrechtzuhalten vermochte.

Die Grenzen Ecuadors lassen sich heute nicht mit Sicherheit feststellen, da darüber noch Meinungsverschiedenheiten mit den beiden Nachbarn, Columbien und Peru, herrschen, wie weit das Amazonas-Tiefland im Osten zu dieser Republik gehört. Sieht man von diesem ab, so umfaßt Ecuador nur 310 000 Quadratkilometer, ist also etwa so groß wie das Königreich Italien in Europa, nur ist es mit rund 2,5 Millionen Menschen sehr viel dünner besiedelt. Ecuador ist vielleicht noch stärker als Columbien durch die verschiedene Höhenlage seiner Oberfläche gekennzeichnet.

An der Küste liegt eine Tiefebene von rund 200 Kilometer Breite, die durch tropischen Urwald bewachsen ist. Dort liegt die Stadt Guayaquil an der Bucht, die nach ihr benannt ist. Sie ist nicht nur der Verschiffungshafen für die tropischen Erzeugnisse der Plantagen an der Küste, sondern zugleich der Ausgangspunkt einer Eisenbahn ins Hochland, von wo ebenfalls wertvolle Ausfuhrgüter an die Küste gebracht werden. Das wird sich erst ändern, wenn die Eisenbahnlinie von Esmeraldas weiter im Norden direkt nach der Hauptstadt Quito gebaut sein wird. So besteigen heute alle diejenigen, die nach Quito wollen, die Eisenbahn in Guayaquil, um bereits nach noch nicht 165 Kilometer Fahrt die Höhe von 3500 Meter erreicht zu haben. Quito selbst liegt 2850 Meter hoch, umgeben von hohen Bergen, deren bedeutendster der erloschene Vulkankegel des Chimborazo ist, den bereits Alexander von Humboldt bestiegen hat. Er galt lange Zeit als der höchste Berg der Andenkette überhaupt, reicht aber in Wirklichkeit mit 6310 Meter nicht an den Aconcagua heran.

Hier im Hochgebirge haben sich die Indianer fast reinrassig erhalten können, während sich an der Küste die Wirtschaftsstruktur der Weißen mit der Plantagenarbeit durchgesetzt hat, die vielfach zur Einwanderung von

Schwarzen geführt hat. Zwischen den beiden Teilen Ecuadors, der heißen, feuchten, auf den Welthandel abgestellten Küstenzone und der kalten, abgeschlossenen Hochgebirgsgegend, bestehen kaum Zusammenhänge. Wir werden auf dieses eigenartige Nebeneinanderleben, das auf Wirtschaft und Politik von größtem Einfluß geworden ist, noch verschiedentlich eingehen müssen. Es fehlt die Zwischenzone, die Tierra templada, so daß sich fast unvermittelt Tierra caliente und Tierra fria gegenüberstehen.

In gewisser Hinsicht, wenn auch nicht so scharf ausgesprochen, läßt sich das auch vom südlichen Nachbarn Ecuadors, von Peru, sagen. Zur Zeit der Inca-Herrschaft bestand Peru eigentlich nur aus den Hochgebirgstälern, wenn auch die Macht des Inca bis an die Küste reichte. Erst die Spanier haben das Schwergewicht ihrer Verwaltung an das Meer verlegt und vor allem die Stadt Lima wenn auch nicht direkt am Meer, so doch in der geringen Entfernung von 13 Kilometer vom Hafen Callao am Rimac-Fluß gegründet. Die Bedeutung dieser Tatsache tritt erst hervor, wenn wir die Küstenzone betrachten. Wir finden dort nicht den tropischen Urwald, der für Columbien und Ecuador an der Küste charakteristisch ist, sondern eine öde Wüste aus Sand und Stein.

Die Ursache für diese eigentümliche Landschaft in diesen tropischen Gebieten müssen wir im kalten Meeresstrom, dem Humboldt-Strom, suchen, der von Süden kommend die südamerikanische Pazifikküste bis nahe an den Äquator hinauf reicht. Dabei ist für die Landschaftsgestaltung weniger das Wasser entscheidend, das von Süden nach Norden strömt, als das kalte Aufwasser, das hier aus sehr beträchtlichen Tiefen emporsteigt. So finden wir an der südlichen Pazifikküste Südamerikas ein ähnliches Bild wie dasjenige, das die Westküste Afrikas im Süden, vor allem im früheren Deutsch-Südwest, kennzeichnet. Vom Meer aus betrachtet, bildet die gesamte peruanische Küste — ebenso wie im Süden die chilenische bis etwa zum Hafen von Valparaiso — einen trostlosen Anblick. Nur dort, wo kurze, reißende Gebirgsbäche Feuchtigkeit aus den Anden an die Küste bringen, ist eine größere Landwirtschaft, aber ausschließlich auf der Grundlage künstlicher Bewässerung, möglich.

Von der Küste scharf abgegrenzt sind die Hochgebirgstäler, die einst der Sitz der alten Inca-Kultur gewesen sind. Vielleicht kann man im Süden die Hochfläche, die der Cordillere vorgelagert ist und auf der in 2300 Meter Höhe die Stadt Arequipa liegt, als einen Übergang bezeichnen. Aber diese Höhe zeigt bereits, daß wir die Küste hinter uns gelassen haben und in die Hochgebirgswelt eingedrungen sind. Wieder sind es Hochgebirgstäler,

die uns dabei ganz wie in Columbien entgegentreten. Das wichtigste Tal ist das Jauja-Tal oberhalb von Lima, das die Herzkammer Perus bildet. Es gibt jedoch verschiedene Täler, die an Bedeutung mit dem Jauja-Tal wetteifern. Bezeichnend ist für alle die ungewöhnliche Höhe und die völlige Abgeschlossenheit nicht nur nach der Küste, sondern fast nach allen Seiten.

Dort oben in den Bergen liegt auch die alte Hauptstadt des Inca-Reiches, die Stadt Cuzco, in einer Höhe von fast 3500 Meter. Heute noch besteht die Einwohnerschaft der Hochgebirgstäler zum großen Teile aus reinrassigen Indianern, wenn auch die Lebensgewohnheiten seit den Tagen, als die Spanier erschienen, sich wesentlich geändert haben. Aber heut noch künden in Cuzco die Denkmäler der alten Incas von der einstigen Macht ihres Reiches.

Im peruanischen Hochgebirge liegen auch die reichen Kupferminen von Cerro de Pasco. Auch andere Erze werden gefunden. Dadurch wird das wirtschaftliche Schwergewicht gleichmäßiger verteilt, als wenn es ausschließlich in den Küstenstrichen mit ihrer auf dem Großgrundbesitz beruhenden Plantagenkultur liegen würde. Die Quecksilberminen von Huancavelica, die einst in der Kolonialzeit den Reichtum des heutigen Peru gebildet haben, sind erschöpft. Sie dienten damals vor allem dazu, die Silberminen von Potosi auszubeuten, die heute nicht mehr zu Peru, sondern zu Bolivien gehören.

Im Osten schließt sich, ähnlich wie wir das bei den nördlichen Republiken gesehen haben, an das Hochgebirge das tropische Tiefland an. Nur unterscheidet der Peruaner die Abhänge des Gebirges, die Yungas mit ihrem ewig feuchten Urwald, vom eigentlichen Tiefland. Kennzeichnend für beide ist die Abgelegenheit und die dünne Besiedlung. Es sind zwar verschiedentlich Pläne erwogen worden, die Yungas zu besiedeln, da dort in gewisser Höhe vor allem Kaffee günstig wachsen soll, aber alle derartigen Projekte sind wieder fallengelassen worden. Es ist verständlich, daß in einer Zeit, in der Brasilien seinen Kaffee, den es in günstiger Lage erzeugt, ins Meer schütten muß, keine Lust besteht, die unwegsamen und unerschlossenen Yungas zu besiedeln.

Das Tiefland ist verkehrstechnisch besser daran, da es von Osten her auf dem Wasserwege erreicht werden kann. So hat sich der Hafen Iquitos rasch entwickeln können, den die Ozeandampfer noch erreichen; haben sie doch auf der rund 3700 Kilometer langen Strecke von der Mündung her nur eine Höhe von wenig mehr als 100 Meter zu überwinden. Allerdings

hat die Bedeutung von Iquitos nachgelassen, seit die Ausbeutung des wilden Kautschuks im Amazonas-Becken durch die Plantagenkultur in Südostasien lahmgelegt worden ist. Dafür hat Iquitos durch den Luftverkehr eine bessere Verbindung mit dem Hochland und der Pazific-Küste erhalten.

Den Gegensatz zwischen Hochgebirge und Tiefland finden wir auch in Bolivien, vielleicht sogar in einer besonders ausgeprägten Form. Selbst nach dem Friedensschluß mit Paraguay, der den umstrittenen Chaco von Bolivien abtrennte, entfällt weniger als die Hälfte der Republik oder rund 430 000 Quadratkilometer auf das Hochgebirge. Dennoch liegt dort der wirtschaftliche Reichtum und die politische Macht des Landes. Darin gleicht Bolivien den anderen Andenstaaten, nur daß nicht die Hochgebirgstäler, sondern die weite Hochfläche, der Altiplano, das Herz dieses Staates bildet. Es wird umrahmt von zwei mächtigen Ketten, die am Rande dieser Hochfläche aufgesetzt erscheinen und die im Osten im Illampu östlich des Titicaca-Sees und im Illimani östlich von der Hauptstadt La Paz die Höhe von 6550 und 6460 Meter erreichen, während das Gebirge im Westen im Sajama die Höhe von 6415 Meter erklimmt. Zwischen den beiden Gebirgsketten dehnt sich in einer Breite von 600 bis 800 Kilometer die Hochfläche, die den Kern Boliviens bildet.

Auf ihr finden wir die wichtigsten Städte des Landes, vor allem die Hauptstadt La Paz in einer Höhe von rund 3700 Meter über dem Meeresspiegel. Sie bildet den Kreuzungspunkt eines ausgedehnten Bahnnetzes und zählt etwa 160000 Einwohner. Dort liegt auch die alte Stadt Sucre, die zur Zeit der spanischen Kolonialzeit Chuquisaca hieß, mit 32000 Einwohnern in einer Höhe von 2600 Meter und die Stadt Cochabamba in der Höhe von 2300 Meter. Sehr viel höher liegen die eigentlichen Minenstädte, so Potosi in einer Höhe von 3670 Meter, die berühmte Silberstadt der Spanier, oder Oruro (3700 Meter), der Mittelpunkt der gegenwärtigen Bergwerkserzeugung Boliviens. Wir werden diese Namen wiederfinden, wenn wir den Bergbau Südamerikas zu betrachten haben.

Von den beiden Gebirgsketten bildet die östliche die Wetterscheide, die die feuchten Winde des Ostens zwingt, ihre Feuchtigkeit abzugeben, sobald sie zur Höhe ansteigen. Daher wölbt sich über der bolivianischen Hochfläche fast regelmäßig ein blauer Himmel, während die Ostabhänge des mächtigen Gebirgsstockes dauernd von Wolken verhängt sind. So trennt nicht nur die Höhe, sondern auch das Klima das Kerngebiet des Hochlandes vom Tiefland des Ostens. Die Provinzen Beni im Nordosten und Santa Cruz im Osten sind deswegen nur wenig entwickelt. Als um die Jahrhundertwende ein Streit um das weiter nördlich gelegene Acre-Gebiet mit Brasilien entbrannte, gab Bolivien seinen Anspruch gegen eine finanzielle Entschädigung und das Versprechen auf, daß eine Eisenbahn von Riberalta nach San Antonio längs des Madeira-Stromes gebaut würde, um dessen Stromschnellen zu umgehen. Heute finden wir daher mitten auf der Landkarte Südamerikas, scheinbar ohne jeden inneren Grund, eine Eisenbahnstrecke von 460 Kilometer ohne Anschluß an eine andere Bahnverbindung, die Madeira-Mamoré-Bahn. Die an sie geknüpfte Hoffnung, daß es gelingen werde, mit ihrer Hilfe das bolivianische Tiefland zu entwickeln, ist wie so viele andere Hoffnungen mit dem Zusammenbruch der Kautschukgewinnung im Amazonas-Becken geschwunden.

Mehr verspricht die Entwicklung der Provinz Santa Cruz zwischen Hochgebirge und Paraguay-Fluß. Die Stadt Santa Cruz selbst liegt in einer Höhe von 450 Meter am Fuße des Hochgebirges inmitten einer landwirtschaftlich reichen Gegend. Sie ist auch mit 30000 Einwohnern die bedeutendste Siedlung des bolivianischen Tieflandes. Dem Klima nach könnte in höheren Lagen Kaffee, in den tieferen Zucker, Reis und Kakao wachsen. Dem stehen jedoch die Verkehrsbedingungen entgegen, die es nicht gestatten, daß dieses entlegene Gebiet in einen ernsteren Wettbewerb mit den östlichen Gebieten Brasiliens treten könnte. Unter diesen Absatzschwierigkeiten leidet auch die Viehwirtschaft, die sich vor allem an den Ufern des Beni seit früher Kolonialzeit entwickelt hat. So hat die Natur verhindert, daß die Wirtschaftsformen sich seit den Zeiten der ersten Besiedlung durch die Europäer wesentlich geändert haben. Das könnte erst anders werden, wenn die Grundlagen für einen modernen Verkehr auch in diesen weit entlegenen Provinzen gelegt wären.

Bolivien hat dabei vor allem auf die Nutzbarmachung des Wasserweges den Paraguay-Fluß abwärts gedacht. Dabei stieß es auf den Widerstand seines südöstlichen Nachbarn Paraguay, mit dem es in einen langwierigen Krieg um den Chaco verwickelt wurde. Nach dessen Beendigung 1938 mußte es auf die Hoffnung verzichten, den ganzen Chaco und damit das Westufer des Paraguay-Flusses in die Hand zu bekommen. Die direkte Verbindung über das La-Plata-System mit dem Atlantischen Ozean ist ihm genommen worden, und das ist für Bolivien um so schmerzlicher, als es ein halbes Jahrhundert vorher den Ausweg zum Pazifischen Ozean an Chile verloren hat.

Von allen Andenstaaten ist die Republik Chile der einzige, der ganz auf das Andengebiet beschränkt ist. Das ist noch nicht ohne weiteres eine

Folge der geographischen Bedingungen. In der frühen Kolonialzeit gehörte zu Chile das Gebiet östlich der Anden, die damalige Provinz Cuyo mit der Stadt Mendoza, und erst die Notwendigkeit, den Portugiesen ein möglichst starkes staatliches Gebilde im Osten entgegenzustellen, führte dazu, daß die Provinz Cuyo dem Vizekönigreich Buenos Aires unterstellt wurde. Im vergangenen Jahrhundert hat Chile noch seinen Anspruch auf das Gebiet östlich des südlichen Teiles der Anden aufrechterhalten, auf Patagonien, und es konnte vorübergehend so aussehen, als ob es über diesen Anspruch zu einem Kriege zwischen den beiden südlichen Republiken Südamerikas, zwischen Chile und Argentinien, kommen könnte, bis diese Frage friedlich durch Schiedspruch des Königs von England beigelegt wurde.

Das zweite Merkmal, das Chile von den übrigen Andenstaaten trennt, ist die geringe Höhe seiner Siedlungen. Auch in Chile können wir ein Kerngebiet herausstellen, ein Gebirgstal, das zwischen der Küstencordillere und der Hochcordillere liegt, aber dieses Tal erreicht keine Höhen, wie wir sie in den anderen Ländern bisher kennengelernt haben. Die Hauptstadt Santiago mit ihren rund 800000 Einwohnern liegt nur 600 Meter hoch in diesem Längstal, das sich rund 500 Kilometer weit nach Süden bis zur Stadt Chillan erstreckt. Im Norden wird dieses Längstal abgeschlossen durch einen niedrigen Gebirgsriegel, die Cuesta von Chacabuco. Daran schließt sich weiter nach Norden das fruchtbare Aconcagua-Tal an, das sich dem Meere zu öffnet, mit der Stadt Valparaiso als wichtigstem Hafen. Im Süden liegt ein Hügelland, das vom Biobio-Strom durchflossen wird, an dessen Mündung die Stadt Concepcion mit dem Hafen Talcahuano liegt. Dieses verhältnismäßig kurze, im Durchschnitt keine dreißig Kilometer breite Tal bildet den Kern der Republik Chile, die auf der Landkarte eine eigentümlich langgestreckte Gestalt einnimmt.

Von der Gesamtlänge von 4300 Kilometer, die sich vom 18. bis zum 56. südlichen Breitengrade erstreckt, bilden also nur 500 Kilometer den Kern des Landes. In diesem Teile wohnt auch der Hauptteil der Bevölkerung von rund viereinviertel Millionen. Den Norden nimmt eine fast wasserlose Wüste ein, deren Besiedlung erst im vergangenen Jahrhundert auf Grund der Salpetergewinnung einsetzte. Nur in den wenigen Küstenstädten drängen sich größere Menschenmassen zusammen. Sieht man von den Salpeterwerken in der Atacama-Wüste und den Bergwerken ab, in denen vor allem Kupfer gewonnen wird, so ist das Gebiet nördlich des 33. Breitengrades menschenleer. Das gleiche läßt sich vom Süden sagen. Südlich des 43. Breitengrades lebten noch vor wenigen Jahrzehnten außer

den Bewohnern der südlichsten Stadt der Welt, Punta Arenas, heute Magallanes genannt, keine 20000 Menschen. Heute dürften es trotz der eifrigen Bemühungen der chilenischen Regierung, die Schafzucht in diesen Gebieten zu heben und das Land durch Siedlung zu erschließen, kaum mehr als 50000 Menschen sein.

Zwischen den beiden fast menschenleeren Gebieten im Norden und Süden und dem eigentlichen Kerngebiet Chiles, dem Teil zwischen Valparaiso und Concepcion, schieben sich noch zwei Übergangsgebiete ein. Das ist einmal im Norden der Norte chico, der „Kleine Norden", ein regenarmes Bergland, in dem neben der Landwirtschaft — Ziegenzucht und Oasenwirtschaft — die reichen Bodenschätze der Bevölkerung ihren Lebensunterhalt gewähren. Dagegen ist im Süden das Gebiet südlich des Biobio-Flusses regenreich und fruchtbar. Lange Zeit hat der heldenmütige Widerstand der Ureinwohner, der Araucaner, die Spanier verhindert, den südlichen Teil Chiles zu erschließen. Erst im neunzehnten Jahrhundert gelang es, vor allem dank der großen Erfolge der deutschen Siedler, das Gebiet bis zur Auflösung der Küstencordillere in der Inselwelt, die mit der Insel Chiloë beginnt, der menschlichen Kultur dienstbar zu machen. Die Städte Valdivia, Osorno und Puerto Montt zeigen heute noch ein stark von Deutschen bestimmtes Gesicht.

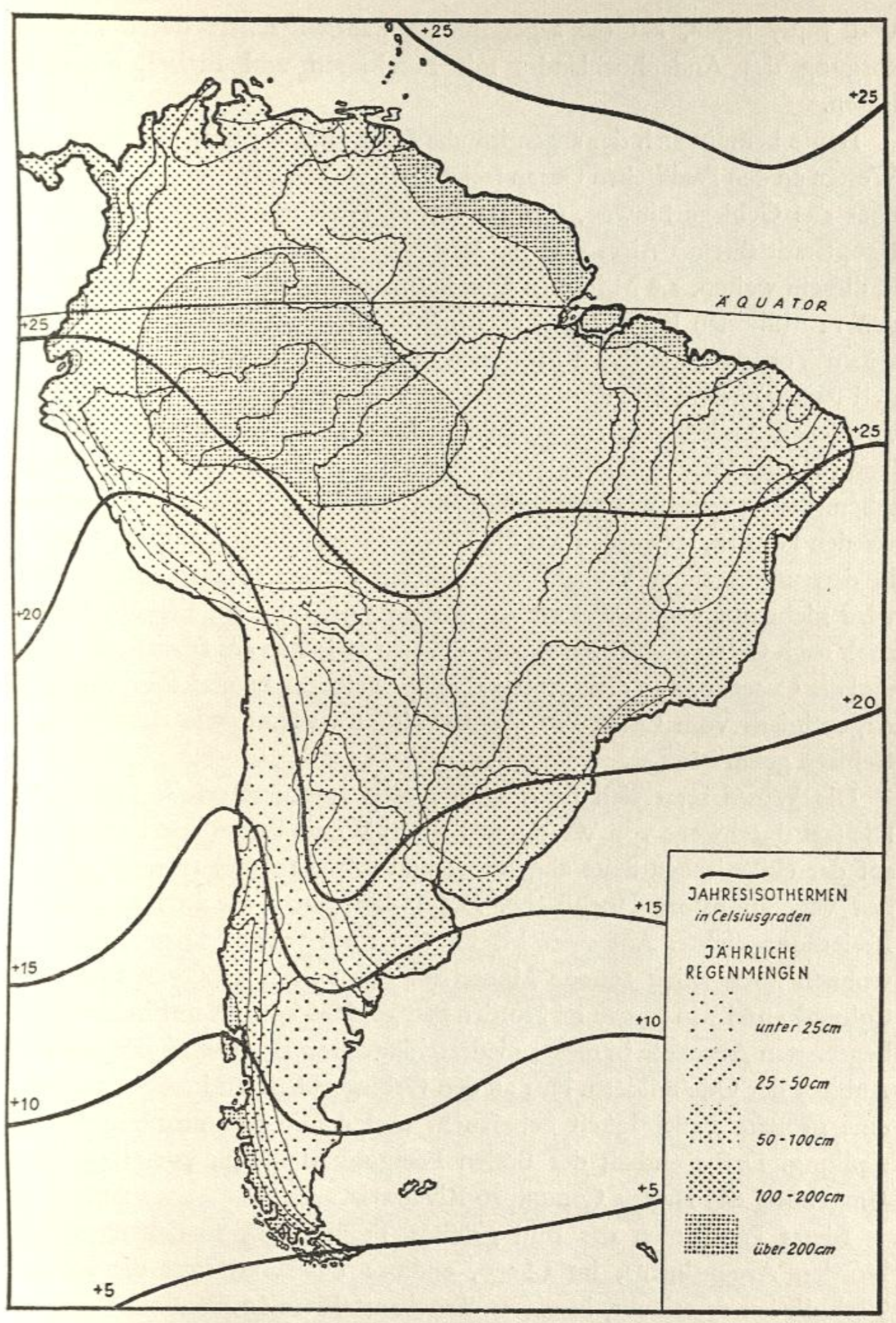
Haben wir gesehen, daß die südamerikanischen Staaten gern die größten Gegensätze in ihrem Gebiet vereinigt zeigen, so gilt das auch für Chile. Regnet es im Norden fast gar nicht, so daß wir die regenärmsten Teile der Erde finden, so dürfte der Süden zu den regenreichsten Gebieten der Erde gehören. Die Magallan-Straße trennt das Feuerland vom Festlande, das zum größeren Teile zu Chile gehört. Dort hausen die Überreste einer Menschenrasse, die auf dem niedrigsten bisher auf Erden bekanntgewordenen Kulturstande verharrt. Die ewigen Stürme lassen einen Ackerbau nur in sehr beschränktem Umfange zu, nur die Schafzucht bietet Aussicht auf wirtschaftlichen Nutzen.

Dennoch hat es Zeiten gegeben, in denen die beiden Nachbarrepubliken Chile und Argentinien wegen des Besitzes der Magallan-Straße in einen ernsteren Konflikt, vielleicht sogar in einen Krieg zu geraten drohten. Allerdings spielte dabei für Chile mehr der strategische Gedanke mit, einen Ausgang zum Atlantischen Ozean und damit zum Weltverkehr zu erhalten. Chile hat es erreicht, daß die Magallan-Straße in ihrer ganzen Länge in seinem Besitz verblieben ist. Das entspricht wohl auch am besten den geographischen Bedingungen der beiden Nachbarstaaten.

Argentinien ist das Land Spanisch-Südamerikas, das am stärksten dem Weltverkehr zugeneigt ist. Das verdankt es nicht nur seiner geographischen Lage am Atlantischen Ozean, sondern auch seiner sehr günstigen Oberflächengestaltung. Das Flußsystem des La-Plata-Stromes erschließt die nördlichen Teile. Im Süden und Osten der Hauptstadt Buenos Aires, die an der Mündung des La-Plata-Stromes gelegen ist, erstreckt sich Hunderte von Kilometern weit eine völlig ebene Fläche, die früher ganz baumlos war und erst neuerdings einzelne von Menschen gepflanzte Baumgruppen aufweist. Das ist die Pampa, die Kornkammer Argentiniens und eine der wichtigsten Kornkammern der Welt. Dennoch werden wir aus der Geschichte Argentiniens lernen müssen, daß die Gunst dieser Lage kein Geschenk der Natur ist, sondern erst durch den Menschen in zäher Arbeit erkämpft werden mußte.

Die ersten Bewohner der Stadt Buenos Aires mußten verhungern, weil die aus Europa mitgebrachten Getreidesorten nicht gedeihen wollten. Noch in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts war das La-Plata-Gebiet kein Ausfuhrland, sondern ein Einfuhrland für Weizen. Die Bevölkerung widmete sich mehr der Viehzucht als dem Ackerbau und wies einen ungewöhnlich starken Fleischverbrauch auf, was wiederum dazu führte, daß zum Ausgleich große Mengen von Mate-Tee verbraucht wurden, die aus dem Norden, vor allem Paraguay, eingeführt werden mußten. Erst die langsame Umwandlung der Steppe in die fruchtbare Ackerzone hat Argentinien seine heutige Stellung in der Weltwirtschaft gegeben.

Um den notwendigen Gegensatz zu dieser weiten Tiefebene hervorzuheben, finden wir in Argentinien den höchsten Berg der Andenkette, den 7000 Meter hohen Aconcagua. Doch gehören zu Argentinien nur unbewohnte Teile der Cordillere, so daß diese mehr die Grenze als einen wesentlichen Teil der Republik darstellt. Hingegen hat sich am Rande des Gebirges eine wertvolle Oasenzone gebildet, in der wertvolle landwirtschaftliche Erzeugnisse geerntet werden. So ist die Stadt Mendoza bekannt für ihre Weintrauben und Tucuman der Sitz einer blühenden Rohrzuckerindustrie. Geschichtlich jedoch sind diese Städte gewachsen durch ihre verkehrstechnische Bedeutung. Sie liegen an den beiden Straßen, die während der spanischen Kolonialzeit für das Schicksal von Buenos Aires entscheidend waren, den Straßen nach Chile und nach Peru, die beide von Buenos Aires ausgingen, zunächst eine Strecke zusammenliefen und sich erst in Villa Maria am Tercero-Flusse trennten. Vor allem der nördliche Weg, an dem die Städte Cordoba, Santiago del Estero, Tucuman, Salta



Verteilung der Niederschläge

und Jujuy lagen, hat die argentinische Landwirtschaft durch die Versorgung des Andenhochlandes mit Maultieren und Fleisch aufblühen lassen.

Heute bemüht sich der argentinische Staat, diesen Oasen den Weg nach Westen an den Pazifischen Ozean freizumachen durch Bau von Eisenbahnen über das Gebirge hinweg, um das Schwergewicht Argentiniens von der Hauptstadt Buenos Aires weg ins Innere zu verlagern. Der Umstand, daß in diesem weiten, 2,8 Millionen Quadratkilometer umfassenden Lande von den 12 Millionen Einwohnern dreieinhalb Millionen in Buenos Aires und seinen Vororten und fast 8 Millionen in dem Küstengebiet (Buenos Aires und Pampa) leben, läßt dieses Bestreben verständlich werden. In der nordwestlichen Andenzone, einem Gebiet, das etwa so groß ist wie Deutschland (660000 Quadratkilometer), wohnen dagegen nur 1,8 Millionen Menschen. Selbst wenn wir berücksichtigen, daß weite Teile niemals besiedelt werden können, so werden wir die Ursache dieser Menschenleere vor allem in den ungünstigen Verkehrsbedingungen suchen müssen. Dieses Land wird nicht nur gegen Westen durch die Andenkette abgeriegelt, sondern auch nach Osten durch eine Wüste, die sich zwischen die fruchtbare Pampa und die Oasenzone an den Gebirgsabhängen einschiebt und die den Westen Argentiniens vom Osten fast ebenso wirksam trennt, wie das ein hohes Gebirge getan hätte.

Die Wüste setzt sich dann nach Süden fort und erfüllt Patagonien. Die fast durchwegs von Westen wehenden Winde haben ihre Feuchtigkeit auf der chilenischen Seite abgelagert und streichen nun trocken über die fast vegetationslose Hochfläche. Die Folge sehen wir in der niedrigen Besiedlungsdichte. Auf einer Fläche von rund 790000 Quadratkilometer wohnen noch keine 200000 Menschen. Die beiden größeren Flüsse Rio Colorado und Rio Negro im Norden Patagoniens können nur in einem sehr begrenzten Ausmaße in dieser niederschlagslosen Landschaft den traurigen Anblick der Öde mildern. Nur an den Gebirgsabhängen im Westen erlaubt eine größere Feuchtigkeit Schafzucht und damit eine nennenswerte Besiedlung. Dafür enthält der Boden Patagoniens Erdöl, vor allem in der Umgebung des Hafens Comodoro Rivadavia.

Bietet Patagonien das Bild größter Trockenheit, so dehnen sich im Norden Argentiniens, im Chaco, endlose Urwälder. Erst die moderne Technik hat es erlaubt, in diesen Trockenwäldern an die Ausbeutung der natürlichen Reichtümer, vor allem des wertvollen Quebracho-Holzes und der für die Gerberei-Industrie fast unentbehrlichen Quebracho-Rinde, zu

gehen. Noch vor einem halben Jahrhundert schweiften in diesen Wäldern nur die wilden Indianer; heute durchziehen drei Eisenbahnen das Gebiet. In den letzten Jahrzehnten hat sich die Landwirtschaft dort gut entwickelt, weil die subtropische Lage es Argentinien gestattete, Güter zu erzeugen, die es früher aus dem Auslande einführen mußte. Das war einmal der Mate-Tee, sodann in jüngerer Zeit vor allem Baumwolle. So wohnen heute auf den rund 500000 Quadratkilometern bereits anderthalb Millionen Menschen.

Sehr viel dichter besiedelt ist der Teil Argentiniens, der zwischen den Flüssen Parana und Uruguay liegt. Er bildete vor einem Jahrhundert, also bevor die Pampa den Indianern entrissen werden konnte, den eigentlichen Kern Argentiniens, vor allem seiner Viehzucht. Von dieser Stellung ist das Zwischenstromland längst abgesunken. Heute leben auf den noch nicht 200000 Quadratkilometern eineinviertel Millionen Menschen. Immerhin erreicht die Dichte der Besiedlung fast die der Pampa mit 6,5 Menschen auf den Quadratkilometer, wenn wir die Hauptstadt Buenos Aires mit ihrer nächsten Umgebung abziehen. Die Lage nahe dem südlichen Wendekreis gestattet wie im Chaco den Anbau subtropischer Erzeugnisse, der die Selbstversorgung Argentiniens in landwirtschaftlichen Gütern verstärken hilft.

Gegenüber von Buenos Aires am Nordufer des La-Plata-Stromes liegt die Republik Uruguay, die kleinste der südamerikanischen Republiken. Für europäische Verhältnisse ist aber auch ihre Oberfläche von rund 187000 Quadratkilometer recht ansehnlich (vergleiche Großbritannien und Nordirland mit 242000 Quadratkilometer). Lange Zeit haben Spanien und Portugal und als deren Nachfolger Argentinien und Brasilien um dieses Gebiet gekämpft, bis es als selbständiger Staat sich fest behaupten konnte. Erst die dichtere Besiedlung als Folge der landwirtschaftlichen Erschließung des bis dahin menschenleeren Landes hat den Rückhalt für diese Selbständigkeit abgegeben. Allerdings entfällt heute noch von den rund zwei Millionen Einwohnern der dritte Teil auf die Hauptstadt Montevideo. Das weite, flache und im Verhältnis trockene Land erinnert an die Pampa südlich des La-Plata-Stromes, doch ist es von Hügeln durchzogen und im Norden stärker bewaldet. Aus den Berichten früherer Besucher wissen wir, daß es in geschichtlicher Zeit noch einen reicheren Baumwuchs zeigte als heute. Die reicheren Niederschläge gestatten eine blühende Viehzucht, die der Gefrier- und Tiefkühlfleisch-Industrie in Fray Bentos am Uruguay-Fluß eine gesicherte Grundlage gewährt.

Diese Bevorzugung der Viehzucht vor dem Ackerbau geht auch aus dem Anteil der beiden Zweige der Landwirtschaft an der Gesamtfläche Uruguays hervor. Auf die Weiden entfallen rund 60 und auf das Ackerland nur 8 v. H. der Oberfläche. Durch diese einseitige Bevorzugung der Viehzucht ist Uruguay in ungewöhnlich hohem Maße auf den Welthandel angewiesen, und das wiegt um so schwerer, als der Nachbar im Süden, Argentinien, für die Erzeugnisse des Bodens von Uruguay kein Abnehmer, sondern sogar ein gefährlicher Wettbewerber ist.

Im Gegensatz dazu war Paraguay lange Zeit das Muster eines sich selbst versorgenden Landes. Damals war es das einzige Land Südamerikas ohne eigenen Ausgang zum Meer. Inzwischen teilt es dieses Schicksal mit Bolivien seit dessen Verlust der Salpeterhäfen an Chile, aber gerade aus dieser Schicksalsgemeinschaft haben sich schwere Kämpfe entwickelt, weil beide Staaten den Wasserweg des La-Plata-Systems in die Hand zu bekommen hofften. Paraguay hat seinen Versuch, dieses Ziel in der Mitte des vergangenen Jahrhunderts gegen den Willen Argentiniens, Brasiliens und Uruguays durchzusetzen, mit einer schweren Niederlage bezahlt. Bolivien hat im Chaco-Krieg gegen Paraguay in den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts ebenfalls nach schweren Verlusten einsehen müssen, daß es seine Ansprüche nicht durchsetzen konnte.

Diese geographischen Bedingungen waren wichtiger als das Land selbst, um das gekämpft wurde. Im Chaco-Gebiet, um das gestritten wurde, lebten damals auf rund 260000 Quadratkilometern keine 40000 Menschen, von denen etwa die Hälfte auf freischweifende Indianer entfielen. Auf den weiten, sumpfigen, im Sommer niederschlagsarmen Flächen kann sich eine menschliche Besiedlung größeren Umfanges nur dort entwickeln, wo die Quebracho-Wälder, also meist in der Nähe des Paraguay-Flusses im Osten, einen stärkeren Rückhalt gewähren.

Das Kernland Paraguay ist heute noch das Land östlich des Paraguay-Flusses. An ihm liegt die Hauptstadt Asuncion an der Mündung des Pilcomayo, des Grenzflusses mit Argentinien. Dank dem Netz des La-Plata-Systems ist der Verkehr mit dem benachbarten Argentinien recht rege. Paraguay kann seine subtropische Lage ausnützen, um Südfrüchte, vor allem Orangen, und Mate-Tee nach Buenos Aires zu liefern. In den letzten Jahrzehnten macht sich jedoch wachsend das argentinische Bestreben geltend, die Einfuhr dieser landwirtschaftlichen Erzeugnisse zugunsten der Förderung des eigenen Anbaus zu beschränken. Paraguay hat damit geantwortet, daß es diejenigen Güter selbst erzeugt, die es bisher aus Argentinien bezogen hat,

also Weizen, Mais und Zucker, doch entspricht dieser Wunsch nicht der Natur des Landes, das im Sommer sehr hohe Temperaturen aufweist.

Der Höhenzug zwischen Paraguay und Parana ist von dichtem Urwald bedeckt und läßt so die Ausfuhr von wertvollen Hölzern nach Argentinien zu, während das Land im Süden sich mehr für Viehwirtschaft eignet. Insgesamt wohnen auf den 160000 Quadratkilometern östlich des Paraguay rund 850000 Menschen, von denen 100000 auf die Hauptstadt Asuncion entfallen. Der Chaco-Krieg hat die Wirtschaftskräfte dieses kleinen und armen Landes stark mitgenommen, so daß viele Pläne, wie etwa die Förderung der Einwanderung oder des Baumwollanbaus, zurückgestellt werden mußten.

So zieht sich durch unsere Betrachtung Spanisch-Südamerikas die Erkenntnis, daß bei den gegebenen unbegrenzten Möglichkeiten für die künftige Entwicklung weniger das Land und seine Bodengestaltung als der Mensch und die von ihm eingesetzten Mittel entscheidend sein werden.

II

Der Mensch

Der Europäer ist gewohnt, in seiner Geschichtsvorstellung von dem Begriff des Volkes auszugehen, eines rassisch mehr oder minder geschlossenen Blocks miteinander blutsverwandter Menschen, die die gleiche Sprache sprechen und eine gemeinsame Kultur besitzen. Bereits der Begriff der Nation, den die Französische Revolution vom Mittelalter übernahm und mit einem neuen Sinn erfüllte, hat den völkischen Gedanken preisgegeben. Um die verschiedenen nicht französischen Bestandteile des französischen Staates zusammenzufassen, also nicht nur die Elsässer, sondern auch die Bretonen und die Korsen, wurde der Begriff der Nation ausschließlich auf der gemeinsamen Kultur, also der äußeren Einwirkung von Erziehung, Bildung und Überlieferung im Gegensatz zur blutsmäßigen Zusammengehörigkeit, begründet. Einen weiteren Schritt machten im neunzehnten Jahrhundert die Russen, indem sie dem Panslawismus die große Aufgabe stellten, alle Slawen, ganz gleich welcher Sprache, in einem großen Reiche zu vereinigen. Erst die biologische Rassenforschung hat den Begriff der Rasse vertieft und auf die Grundlage des Blutes zurückgeführt.

Wir müssen uns diese geschichtliche Entwicklung ins Gedächtnis zurückrufen, wenn wir den südamerikanischen Menschen betrachten. Die Begriffe, die uns von den amtlichen Quellen vorgesetzt werden, schwanken, sie stimmen nur in wenigen Fällen mit den Vorstellungen überein, die wir uns mit unseren höheren Ansprüchen an wissenschaftliche Gründlichkeit machen. Aber wir wollen nicht vergessen: es gibt in Südamerika kein Volk im europäischen Sinne, keine Nation und keine Rasse. Sobald wir mit unseren Begriffen an die Untersuchung südamerikanischer Bevölkerungen herangehen, lösen sich alle Erkenntnisse auf. Das ist in hohem Maße schon durch die geschichtliche Entwicklung bedingt.

Als die Spanier nach Amerika kamen, fanden sie eine indianische Urbevölkerung vor, die in sich größere Unterschiede aufwies als etwa die Bewohner Europas zur gleichen Zeit. Wenn die Menschen damals von einer

indianischen „Rasse" sprachen, so geschah das im Sinne einer „roten" Menschenrasse, der dann die „weiße" oder die „schwarze" oder die „gelbe" gegenübergestellt wurde. Wir brauchen nur den Begriff der „weißen" Rasse zu untersuchen, in dem Arier, Semiten und Hamiten zusammengefaßt wurden, um zu erkennen, wie wenig wir mit solchen Vorstellungen arbeiten können. Wir werden daher besser die einzelnen Indianergruppen betrachten. Die Spanier lernten sehr bald, diese zu unterscheiden. Da gab es zunächst die Kulturindianer des alten Inca-Reiches, im heutigen Peru die Quichua, im heutigen Bolivien die Aymara, beides sehr hochstehende, aber friedliche Indianervölker, die sich verhältnismäßig leicht unterwerfen ließen. Als dritte Gruppe gehörten zu ihnen die Chibcha im heutigen Columbien, die ebenfalls aus eigener Kraft eine blühende Kultur geschaffen hatten, als die Europäer nach Südamerika kamen.

Ihnen gegenüber stehen die Indianer des Tieflandes. Bei ihnen fanden die Spanier teils friedfertige, teils äußerst kriegerisch gesinnte Völker. Im Süden von Chile wohnten die Araucaner, die bis in die zweite Hälfte des vergangenen Jahrhunderts ihre Unabhängigkeit zu bewahren wußten. Auch sie kannten den Ackerbau, den sie wohl von den Inca übernommen hatten, aber die Lebensformen, die sie geschaffen haben, sind durchaus primitiv gewesen. Im Norden Südamerikas standen sich die friedlichen Arawac und die kriegerischen Cariben gegenüber. Während die ersten beim Zusammenstoß mit den Spaniern sofort dahinschmolzen, haben die Cariben, nicht zuletzt dank ihrer vergifteten Pfeile, lange Widerstand leisten können.

Auch im Südosten, im La-Plata-Gebiet, ließ sich der Gegensatz zwischen einer friedlichen Indianerrasse, den Guaranis, und den unbeugsamen Charruas feststellen. So gelang es verhältnismäßig leicht, das Gebiet des heutigen Paraguay und den Osten zu erschließen, während der Westen, vor allem der Chaco, noch bis tief ins neunzehnte Jahrhundert hinein den Ruf der Undurchdringlichkeit bewahrte. Die verschiedenen Versuche der Spanier, die Indianer mit Gewalt zu unterwerfen oder auch ihnen den christlichen Glauben bringen zu lassen, scheiterten immer wieder an ihrer Freiheitsliebe und ihrer kriegerischen Gesinnung.

Diese Gegensätze sind nicht nur die Angelegenheit der rückblickenden Geschichtsforschung wie etwa in Nordamerika. Sie haben sich dem Charakter der heutigen Südamerikaner tief eingeprägt und äußern sich in den verschiedenen Charakteren der einzelnen Völker. Die militärische Überlegenheit, die der Chilene auf zahlreichen Schlachtfeldern bewiesen hat,

geht zu nicht unwesentlichem Teil auf die Bluteinflüsse der unbeugsamen Araucaner zurück, ebenso wie die Zähigkeit der Hochlandbewohner Perus und Boliviens vor allem gegenüber großen Anstrengungen und körperlichen Leiden die Eigenschaften der Quichuas und Aymaras widerspiegelt.

So werden wir nicht allein nach dem Anteil indianischen Blutes überhaupt fragen dürfen, sondern auch nach der A r t dieses Blutes, wenn wir eine klare Vorstellung von der rassischen Zusammensetzung der südamerikanischen Bevölkerung gewinnen wollen. Im allgemeinen ist der Anteil des indianischen Blutes größer, als aus den amtlichen Statistiken hervorgeht. In der spanischen Kolonialzeit war die Einwanderung von europäischen Männern sehr viel größer als von weißen Frauen, so daß Mischehen häufig vorkamen. Das galt besonders für die entlegeneren Gebiete wie Paraguay, aber auch von Chile wissen wir, wieviel zahlreicher die weißen Männer gewesen sind als die weißen Frauen. Erst die zweite Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts weist eine so starke Einwanderung auf, daß der Anteil der Urbevölkerung daneben verschwindet, aber diese Einwanderung kam fast ausschließlich den beiden Republiken Argentinien und Uruguay zugute.

So werden wir nur diese beiden Staaten als ganz überwiegend europäischen Blutes bezeichnen können. Wenn die amtliche Statistik jedoch in Argentinien nur 300 000 Personen als gemischten Blutes bezeichnet, so bedeutet das, daß in ihnen der indianische Anteil noch recht stark ist. Einen geringeren indianischen Blutzuschuß dürfte eine wesentlich höhere Zahl von Argentiniern aufzuweisen haben. In Chile ist der indianische Blutsanteil wesentlich höher, aber auch dort läßt er sich äußerlich nur schwer feststellen, weil die strenge Scheidung zwischen Weißen und Roten seit sehr langer Zeit aufgehoben ist. Gänzlich abgesondert war nur die dünne Schicht des Adels, und auch hier dürfte aus der Zeit der Eroberung der eine oder andere Einfluß indianischen Blutes festzustellen sein. Ebenso entzogen sich die wilden Indianer des Südens der Blutsmischung. Und selbst da waren die Grenzen durch den wechselseitigen Frauenraub verwischt. So hat sich im Laufe der Jahrhunderte in Chile eine Blutsmischung durchgesetzt, bei der der kühne Geist des weißen Eroberers sich mit der Zähigkeit der indianischen Mutter verbunden hat.

Noch ausgeprägter ist diese Mischung in Paraguay, da in diesem Lande rein weiße Frauen während der Zeit der Kolonialgeschichte eine Seltenheit waren und auch später eine weiße Einwanderung nur in recht begrenztem

Umfange stattgefunden hat. Dennoch weist Paraguay eine ziemlich einheitliche Bevölkerung auf, da die Verbindung der weißen und der roten Rasse geschichtlich sehr weit zurückreicht und von Anfang an unter dem Zeichen der geistigen Überlegenheit des Weißen gestanden hat, der so der neuen Bevölkerung seinen Stempel aufprägen konnte. Die kulturelle Zugehörigkeit zur abendländischen Kultur läßt die Paraguayer sich stolz als rein europäisch bezeichnen.

Dagegen tritt uns in den Andenländern der Gegensatz zwischen Europäern und Indianern noch sehr fühlbar entgegen. Das gilt nicht nur für die paar hunderttausend wilden Indianer des Tieflandes, sondern noch viel mehr für die Kulturindianer des Hochlandes. In Ecuador werden 40 v.H., in Peru 50 v.H. und in Bolivien sogar 60 v.H. der Bevölkerung zu den reinrassigen Indianern gezählt. Voraussichtlich ist der wirkliche Anteil der reinrassigen Indianer an der Bevölkerung in diesen Ländern noch größer, da bereits äußerliche Merkmale, vor allem aber soziale Stellung, genügen, um einen Indianer als Mischling zu bezeichnen. So sind auch die in den üblichen Schätzungen angegebenen Anteilsätze der reinrassigen Weißen (in Ecuador 10 und in den beiden südlicheren Staaten je 15 v.H.) bestimmt übertrieben, da die bevorzugte Stellung des Weißen nur zu leicht dazu verführt, sich zur herrschenden Rasse zuzuzählen. Der Rest der Bevölkerung entfällt auf die Mischlinge, während fremde Rassen nur sehr selten sind.

In Columbien ist der rein-indianische Einfluß bedeutend geringer, er ist stark nur im südlichen Teil, im oberen Cauca-Tal, in Pasto und im oberen Magdalena-Tal. Dagegen zeigt sich im Norden und an der Küste bereits ein stärkerer Negereinschlag, den wir auch in Venezuela finden. Doch gilt auch in Columbien der Satz, daß der Blutsanteil des indianischen Erbes aus der Kolonialzeit sehr hoch ist und sich in vielen Menschen findet, die sich selbst stolz als reinrassig weiß bezeichnen. Es kann auch nicht anders sein, da die Einwanderung weißer Frauen, und nur diese hätten das weiße Blut unvermischt weiterleben lassen können, stets ungewöhnlich gering gewesen ist, wenn auch im gesunden Hochlandklima größer als im heißen Paraguay.

Die Verbindung der weißen Eroberer mit den roten Ureinwohnern begann sehr früh. Der Sohn Almagros, des Mitkämpfers Francisco Pizarros, des Eroberers von Peru, war der Sohn einer Indianerin. Das hinderte die Anhänger Almagros nicht, nach dessen Tode dem Sohne aus der Rassenmischung alle Ehren zu übertragen und ihn als ihren Führer anzuerkennen. Dieser Zug läßt sich die ganze Kolonialzeit hindurch verfolgen. Indianisches Blut, vor allem aus edlem Geschlecht, wurde als vollwertig anerkannt,

im Gegensatz etwa zum jüdischen und arabischen Blute im Mutterlande oder dem schwarzen Blute in den Kolonien. Der indianische Einschlag hat den Eroberern die Zähigkeit des Durchhaltens und die körperliche Widerstandsfähigkeit gegenüber den Einwirkungen des Klimas gegeben. Stärker noch prägte sich das geistige Erbe der roten Rasse aus.

Der stoische Gleichmut gegenüber Schmerzen, aber auch gegenüber den Unglücksfällen des Lebens, die Gleichgültigkeit gegenüber Verlusten und Rückschlägen weist auf die mütterlichen Blutseinflüsse der Rassenmischung hin. Dazu muß man wohl die Melancholie, die Traurigkeit, die „tristeza" rechnen, die für den Argentinier kennzeichnend ist. Auch die Schweigsamkeit des Südamerikaners ist eine indianische Eigenschaft. Das tritt uns besonders deutlich entgegen, wenn wir etwa von Chile kommend die Cordillere überschreiten und mit den lebhaften und lauten Südländern zusammenkommen, die in Argentinien etwa von den italienischen Einwanderern dargestellt werden. Es läßt sich sagen, je größer der indianische Einschlag in einer südamerikanischen Stadt ist, desto stiller pflegt sie zu sein.

Sehr viel schwieriger ist es, die Blutszusammensetzung an Hand körperlicher Merkmale festzustellen. Das liegt an der Verschiedenheit des indianischen Typus in Südamerika. Wir finden den ausdrucksvollen Kopf des Kulturindianers aus dem alten Inca-Reich, des Quichua oder des Aymara mit seinem manchmal nordisch anmutenden Kopf, dem schmalen, langen Schädel und den scharfen, intelligenten Gesichtszügen — nur daß die Hautfarbe stets dunkel und das Haar dunkel blauschwarz ist. Daneben finden wir den ausgesprochenen mongolischen Typ, bei dem auch häufig der Mongolenfleck festzustellen ist. Breite Backenknochen und kurze Nase sind dabei vorherrschend. Gerade dieser Typ, der vielleicht der häufigste ist, erscheint uns jedoch nicht bezeichnend für den Indianer, als dessen Vertreter wir gerne den hochstehenderen Typ ansehen möchten. Bei ihm ist aber der Unterschied zum Europäer nicht so ausgeprägt, daß wir den Unterschied sofort erkennen könnten. Zweifelhaft erscheinen Rassenbestimmungen aus dem äußerlichen Bilde auf den ersten Blick des Neuankömmlings hin immer. So werden wir häufig gerade den runden, dicken Typ der Verkäuferinnen von Süßigkeiten oder Obst auf Bahnhöfen oder an den Hafenanlagen gern als erste Vertreterinnen der indianischen Ureinwohner ansehen, während die Indianer im allgemeinen schlank und sogar mager sind. Leibesfülle ist schon eher ein südländisches Erbteil.

Am sichersten erscheint die blauschwarze Haarfarbe, aber sie unterscheidet sich nicht stark genug von der dunklen Haarfarbe der Mittelmeerländer, um ein sicheres Unterscheidungsmittel abgeben zu können. Immerhin dürfte sie ein besseres Rassenmerkmal abgeben als manche andere. Aus dieser Betrachtung ergibt sich schon, wie schwer es ist, genaue Grenzen der Rassenzugehörigkeit in jedem Falle festzustellen. Noch schwieriger muß es sein, Unterlagen für eine Beurteilung der Rassenfrage in größerem Umfange herbeizubringen. Es kommt dabei wohl auch nicht auf den genauen Anteilsatz des indianischen Blutes an als vielmehr darauf, wie die Mischung sich im einzelnen Menschen oder in breiteren Schichten auswirkt. Dabei wollen wir den Willen nicht unterschätzen, zur weißen Rasse gehören zu wollen, wobei die Tatsache, daß der Vater in den meisten Fällen zur weißen, also herrschenden Rasse gehörte, von ausschlaggebender Bedeutung war. Wir dürfen uns nicht allein von der biologischen Frage leiten lassen, nur nach Elternteilen zu fragen, sondern müssen uns dessen bewußt sein, daß auch die indianische Mutter eines Kindes aus einer Verbindung mit einem Weißen das Kind nicht zur eigenen Rasse, sondern zur weißen gezählt wissen will.

Viele Züge des südamerikanischen Volkslebens sind der Bevölkerung nicht mehr als indianisch bewußt, da die katholische Kirche sie in ihre eigenen Riten übernommen hat. Zum mindesten hat sie sie stark gefördert, wenn es in ihre eigenen Anschauungen hineinpaßte. So wirkt der Tod eines Neugeborenen nicht als Schicksalsschlag, der die Mutter niederdrückt. Der Gedanke, daß das Kind als Engel im Himmel für die Eltern beten kann, läßt die Schmerzen nicht nur vergessen, sondern den Tod sogar begrüßen, eine Auffassung, die auf indianische Gebräuche der Kindesaussetzung zurückzuführen ist. Aber diese Auswirkungen lassen nicht übersehen, daß der Einfluß des weißen Blutes über den mengenmäßigen Umfang hinaus entscheidend ist.

Der Anteil des reinrassig weißen Blutes ist in der Kolonialzeit in Venezuela größer gewesen als heute, doch hat der Unabhängigkeitskrieg mit seiner Grausamkeit, die vor allem die gebürtigen Spanier und in der Vergeltung die weiße Herrenschicht traf, dazu geführt, daß heute der rein weiße Blutsanteil in Venezuela vielleicht geringer ist als in einem anderen südamerikanischen Lande. Wenn dennoch der rein indianische Anteil in Venezuela zurücktritt, so nur deswegen, weil die Indianer hier nicht den Kulturvölkern der Andenkette angehörten, sondern den Arawacs und den Cariben, die entweder sehr früh von den Spaniern aufgerieben wurden oder aber sich mit den weißen Einwanderern mehr oder minder freiwillig

mischten. Dann hat die Negersklaverei auch schwarzes Blut in die Bevölkerung Venezuelas einfließen lassen.

Im allgemeinen ist der Anteil des Negerblutes in Spanisch-Südamerika gering, im Gegensatz etwa zu Brasilien. Das hat seinen Grund in der geschichtlichen Entwicklung. Zwei Jahrhunderte hindurch besaß Portugal das Negersklavenhandels-Monopol dank den afrikanischen Besitzungen, so daß Brasilien den ersten großen Umschlagplatz für die Negersklaven in Amerika abgab. Die Folge war eine Blüte der brasilianischen Zuckerrohrplantagen, gegen die Spanien nur in beschränktem Umfange ankämpfen konnte. So blieb zunächst die tropische Plantagenkultur im spanischen Kolonialreiche fast ausschließlich auf die Großen Antillen beschränkt. Als dann die Engländer das Sklavenhandels-Monopol an sich gerissen und es im Spanischen Erbfolgekrieg sogar zum Kriegsziel erhoben hatten, dessen gesetzliche Festlegung ein wesentlicher Bestandteil des Friedens von Utrecht wurde, hatten sowohl die Engländer selbst wie die Franzosen und die Holländer den Anbau tropischer Erzeugnisse in ihren eigenen Besitzungen so weit gefördert, daß Spanien nur daran denken konnte, den eigenen Verbrauch zu befriedigen.

Dabei zeigte sich jedoch, daß der Preis eines Negersklaven unverhältnismäßig stieg, je weiter entfernt von Afrika er gehandelt wurde. War er in Venezuela und an der Küste des Caribischen Meeres noch erschwinglich, so konnte er am Pazifischen Ozean, vor allem im entlegenen Chile, kaum mehr bezahlt werden. Gewiß sind noch viele Neger über die Sperre der Landenge von Panama hinübergekommen; wir finden sie etwa auf den Gütern der Jesuiten in Chile bei deren Vertreibung aus Amerika. Aber im allgemeinen sind sie eine Ausnahme am Pazifik. Nur der Umstand, daß sie das heiße Küstenland vorziehen und dem fremden Besucher beim ersten Eindruck des Landes auffallen, läßt ihre zahlenmäßige Bedeutung überschätzen. Anders ist das an der caribischen Küste, wo ihr Blutsanteil sehr viel höher ist. Eine zahlenmäßig genaue Angabe läßt sich bei den Schwierigkeiten der Rassenstatistik südamerikanischer Republiken nur schwer machen. Doch wird man eher zu gering schätzen, wenn man den Anteil der Neger oder Negermischlinge in Columbien und in Venezuela mit einem Viertel der Bevölkerung ansetzt.

Von asiatischen Einwanderern ist wenig zu berichten. Vorübergehend hat der Abbau der Guano-Vorräte chinesische Arbeiter in größerer Zahl nach Peru geführt. Dazu finden wir eine gewisse Einwanderung japanischer Handwerker längs der gesamten Pazifikküste. Aber sie ist zahlenmäßig

sehr gering und läßt sich nicht mit der planmäßig gelenkten japanischen Einwanderung nach Brasilien vergleichen. Von irgendwelcher Bedeutung für die Zukunft Spanisch-Südamerikas sind die Asiaten nicht.

So bedeutend zahlenmäßig vielleicht der Anteil farbigen Blutes in einzelnen südamerikanischen Republiken spanischer Sprache auch sein mag, für die Beurteilung des südamerikanischen Menschen dürfen wir ihn nicht überschätzen. Es gibt viele, die von einem stärkeren Hervortreten des Indianers sprechen. Es gehört sogar zum guten Ton in vielen südamerikanischen Ländern, einen ausgeprägten „indianismo", eine Hochschätzung des Indianers, zur Schau zu tragen, seitdem Mexiko mit seiner Bevölkerungspolitik vorangegangen ist. Der politisch und kulturell maßgebende Südamerikaner ist weißer Abkunft oder fühlt sich zum mindesten zugehörig zur weißen Rasse. Ein langer geschichtlicher Weg führt von den ersten Europäern, die erobernd an der südamerikanischen Küste landeten, bis zum heutigen Südamerikaner, aber wir können diesen Weg in allen seinen Phasen genau verfolgen, von den Conquistadoren, die mit bewaffneter Hand sich das Inca-Reich unterwarfen und den Erdteil immer wieder auf der Suche nach neuen Wundern und neuen Schätzen durchzogen, von den Missionaren, die, das Wort Christi predigend, die Indianer mit europäischer Kultur bekannt machten, von den spanischen Beamten, die eine staunenswerte Verwaltung errichteten, von den Glücksuchern, die, angelockt von den Silberschätzen Potosis, den wirtschaftlichen Aufbau des Landes in die Wege leiteten, bis zu den Kaufleuten, die zuerst unter den spanischen Bourbonen im achtzehnten Jahrhundert, dann, nachdem die Unabhängigkeit Anfang des vergangenen Jahrhunderts erkämpft worden war, in wachsender Zahl aus Europa und später auch aus Nordamerika herbeiströmten, bis zu den fleißigen Siedlern, die den Urwald rodeten oder die argentinische Pampa zu der fruchtbaren Kornkammer der Welt machten, die sie heute darstellt.

Die ersten Spanier, die nach Amerika kamen, waren wilde Abenteurer, aber sehr bald folgten die Siedler, die Beamten und die Geistlichen. Es läßt sich rückblickend sagen, daß Spanien Wert darauf legte, gutes Menschenmaterial in die Neue Welt zu schicken, und wenn wir die Geschichte der südamerikanischen Einwanderung überblicken, so werden wir finden, daß der Durchschnitt der Einwanderer immer sehr viel höher lag als in anderen großen Einwanderergebieten. Vorübergehend bildete wohl die große Stadt Buenos Aires den Sammelpunkt von allerlei dunklen Existenzen, die in Europa kein Auskommen gefunden hatten oder vor der

Polizei flüchten mußten. Manches schwarze Schaf einer achtbaren Familie ist dorthin in der Zeit der großen Freizügigkeit vor dem Weltkrieg abgeschoben worden. Aber diese Gefahr für die innere Volkskraft Argentiniens wurde bald beseitigt. Eine äußerst strenge Sichtung der Einwanderungslustigen und eine rücksichtslose Bekämpfung unerwünschter Elemente aus den früheren Zeiten schrankenloser Freiheit haben dafür gesorgt, daß Buenos Aires seinen Ruf der Sammelstätte verbrecherischer Elemente bald verloren hat. Heute lassen die südamerikanischen Staaten nur wenige und sorgfältig ausgewählte Einwanderer in ihr Land.

Einen besonderen Platz können dabei die Deutschen beanspruchen. Bereits vor der Errichtung des Deutschen Reiches durch Bismarck kamen zahlreiche Deutsche nach Spanisch-Südamerika. Sie fanden dort nicht so unglückliche Verhältnisse vor wie in Brasilien, wohin die deutsche Auswanderung gesetzlich verboten wurde. Die Deutschen haben in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts den Süden Chiles erschlossen, das Gebiet südlich der alten Indianergrenze des Biobio. Städte wie Valdivia, Osorno oder Puerto Montt tragen einen ausgesprochen deutschen Charakter, obwohl die Deutschen auch dort immer in der Minderzahl gewesen sind. Aber sie haben mit ihrer Tatkraft den Urwald gerodet, haben Straßen gebaut und in den Städten ein blühendes Gewerbe ins Leben gerufen. Deswegen stellen heute die Abkömmlinge dieser deutschen Einwanderer einen sehr erheblichen Teil der führenden Köpfe im öffentlichen Leben Chiles, jedenfalls einen größeren, als ihrer Anzahl entsprechen würde, die insgesamt auf nicht viel mehr als 30000 Deutschstämmige geschätzt wird.

In Argentinien haben die Deutschen sowohl an der Indianergrenze im Norden am Chaco wie im Süden in Patagonien sich große Verdienste als Kulturpioniere erworben. Das Denkmal in Esperanza, das den deutschen Siedler mit dem Pflug in der Hand und dem Gewehr auf dem Rücken zeigt, ist das schönste Sinnbild der friedlichen Arbeit hart an der bedrohten Grenze. In den anderen südamerikanischen Ländern tritt der deutsche Anteil an der Erschließung des Landes nicht immer so ausgeprägt hervor, weil sie sich unter weniger dramatischen Formen abgespielt hat. Da war die andere Form kennzeichnend, die des Gelehrten, der sowohl forschend wie lehrend der Neuen Welt in ihrem Aufbau geholfen hat.

Nicht umsonst wird Alexander von Humboldt heute noch in Südamerika als einer der großen Erschließer des Landes anerkannt. Seinen Spuren sind die zahlreichen Gelehrten und Wissenschaftler gefolgt, die das Geistesleben Südamerikas befruchtet haben. Namen zu nennen, unter denen sich

noch viele Lebende befinden, würde den Rahmen unserer Betrachtung sprengen, wollten wir nicht willkürlich einige wenige herausheben. Zu den Gelehrten kamen seit Ende des vergangenen Jahrhunderts die Soldaten. Den Einfluß des deutschen Offiziers in Südamerika können wir nicht hoch genug einschätzen. Selbst nach dem Weltkrieg, als der Versailler Vertrag jede Betätigung eines deutschen Soldaten im Auslande untersagte, ist die lebendige Verbindung zwischen dem deutschen Heer und der südamerikanischen Wehrmacht nicht abgerissen.

Neben den deutschen Einwanderern standen die aus anderen europäischen Nationen, die wir nicht übersehen wollen. Zunächst waren es kühne Pioniere, die in den Grenzgebieten eine neue Lebensform suchten. Dabei rechneten zu den Grenzgebieten die größten Teile von Chile — darunter die Atacama-Wüste, wo Deutsche und Engländer an der Erschließung der Salpeterfelder mitarbeiteten — und von Argentinien. Vor allem kommt den Schotten in Patagonien das Verdienst zu, die Schafzucht wesentlich gefördert zu haben. Auch im Bergbau finden wir viele europäische Namen. So liegt die Bedeutung der europäischen Einwanderer zunächst nicht, wie in Nordamerika, im Ackerbau, sondern in der Pioniertätigkeit, der Öffnung von Bahnen in bisher unerforschtes Gebiet.

Dabei wird die Zahl allein nicht entscheidend sein. Erst die argentinische Einwanderung seit den achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts weist Mengen von Einwanderern auf, die in die Hunderttausende gehen. Nach argentinischen Statistiken sind zwischen 1850 und 1928 5 740 000 Menschen nach Argentinien eingewandert, davon entfallen vier Fünftel auf Italiener und Spanier. Doch sind von diesen Einwanderern nur verhältnismäßig wenige in Argentinien haftengeblieben. Die Mehrzahl bestand aus italienischen Wanderarbeitern, die zur Hälfte nach der Ernte das Land wieder verließen. Diejenigen jedoch, die blieben, versuchten sich so bald wie möglich der neuen Umwelt anzupassen. Sie hatten ihr Vaterland hinter sich gelassen, mit dem festen Willen, in der neuen Heimat Wurzeln zu schlagen. Nicht wenig mag die politische und wirtschaftliche Lage in Italien selbst beigetragen haben. Es war daher verständlich, daß der Faschismus sich bemühte, die Auswanderung der Italiener einzudämmen, ja sogar Vorkehrungen zu treffen, um nach der Errichtung des römischen Imperiums die Söhne seines Volkes aus der Fremde zurückzurufen.

Der Einfluß der Italiener in Spanisch-Südamerika ist erstaunlich gering, wenn wir ihre große Zahl berücksichtigen. Maßgebend war bis in die

jüngste Zeit der bodenverwurzelte Südamerikaner, der Abkömmling der stolzen Conquistadoren, der Kreole. Sie haben in der spanischen Kolonialzeit als Großgrundbesitzer die wirtschaftliche Erschließung Südamerikas vorbereitet, sie haben die Leiden der Befreiungskämpfe getragen, und sie stellen auch heute noch den politisch allein maßgebenden Teil der Bevölkerung. Erst seit dem Weltkrieg haben andere Schichten an Bedeutung gewonnen, vor allem der städtische Mittelstand, dessen Blutzusammensetzung sehr viel mannigfaltiger ist.

In der Stadt hat der Indianer die europäische Kultur übernommen, die er auf dem flachen Lande nur durch die Einführung der neuen Getreidearten, der Haustiere und der landwirtschaftlichen Methoden kennenlernte, ohne in ein inneres Verhältnis zu ihr zu geraten. So wie im Mittelalter die Stadtluft frei machte, so formte sie aus dem Indianer den Südamerikaner. Zunächst mag das eine rein äußerliche Umgestaltung gewesen sein, beginnend mit dem einen oder anderen europäischen Kleidungsstück, aber dann setzte sehr bald die blutsmäßige Vermischung ein, und es entstand eine städtische Mischlingsbevölkerung, in der sich das Blut des weißen Vaters mit dem der indianischen Mutter so weit verband, daß die rassischen Unterschiede immer mehr verwischt wurden. Nur der grundbesitzende Adel, der im Winter in die Stadt zog, um am Leben der großen Welt Anteil zu nehmen, hielt sich blutrein.

In diese städtische Welt mit ihrer mehr oder minder farbigen Mischlingsbevölkerung drang der europäische Einwanderer des neunzehnten und des zwanzigsten Jahrhunderts. Selbst dort, wo die Europäer zunächst als Siedler ins Land gekommen waren, wie etwa die Deutschen in Süd-Chile, strebten die Kinder und Enkel in die Städte. Sie brachten mit sich den Geist der Technik und des wirtschaftlichen Gewinnstrebens. Sie gründeten zunächst recht primitive Handwerksbetriebe, aber sie lockerten den Boden auf, in den während des Weltkriegs die Saat der neuen wirtschaftlichen Entwicklung fiel. Als die Völker Europas sich selbst zerfleischten und weder Zeit noch Menschen übrig hatten, um den Handel mit Südamerika zu pflegen, als die Engländer versuchten, durch eine ungeheuerliche Blockade das deutsche Volk von den Gütern der Erde abzuschneiden und so seine Frauen und Kinder dem Hungertode auszusetzen, da fehlten umgekehrt auch in Südamerika die industriellen Erzeugnisse, die bisher Europa geliefert hatte.

Das war die Zeit, in der die enge Zusammenarbeit zwischen weißen Einwanderern und einheimischer städtischer Bevölkerung reiche Früchte

tragen sollte. Zugleich setzte der soziale Umschwung ein, der den Mittelstand im Gegensatz zum grundbesitzenden Adel in die politische Verantwortung bringen sollte. Eine neue Gesellschaft stieg empor, und deren Merkmal war nicht die reinrassige Abstammung, sondern die wirtschaftliche Tüchtigkeit. Dabei zeigte es sich, daß sozial und geistig die europäischen Einwanderer den städtischen Massen näher standen als den adelsstolzen Grundbesitzern, trotz deren reinrassiger weißer Abstammung. Wir werden noch sehen, welche politischen Folgen sich aus diesem Verhältnis ergeben haben.

So hat sich das Bild des Südamerikaners in den letzten Jahrzehnten wesentlich verschoben. An die Stelle des aristokratischen Grundbesitzers ist der Stadtbewohner getreten. Nicht mehr der stolze, fest auf eigenem Grund und Boden stehende Abkömmling der Conquistadoren bestimmt heute die Geschicke Südamerikas und tritt uns auch äußerlich in der Fremde als der Vertreter der südamerikanischen Bevölkerung entgegen, sondern der wagemutige Unternehmer, der in den letzten Jahren erst sein Vermögen geschaffen hat.

Damit entfallen viele Vorstellungen, die sich im Laufe der Zeit in Europa gebildet haben und die heute so fest verwurzelt sind, daß sie sich nur schwer wieder ausrotten lassen, wenn sie auch durch die Zeit längst überholt sind. Gewiß werden wir auch heute noch in entlegenen Gebieten den Typ des gleichgültigen, der Arbeit abgeneigten und materielle Vorteile verachtenden Menschen finden, der alle ernste Tätigkeit auf morgen, „mañana“, verschiebt, für den dieses Zauberwort „mañana“ kennzeichnend ist. Aber das ist nicht mehr der wahre Vertreter Südamerikas. Der städtische Mittelstand strebt aus der Tiefe in die Höhe, aus dem Dunkel ans Licht. Der Einheimische eifert trotz seines Anteils von Indianerblut mit dem europäischen Einwanderer, der arm und ohne Rückhalt in dieses Land gekommen ist, um sich und seinen Kindern einen gesicherten Lebensunterhalt aufzubauen.

Dabei werden die Mittel — und wohl auch die Möglichkeiten — verschieden sein. Der Europäer bringt zunächst einen ungewöhnlichen Vorsprung mit, nicht nur an Tatkraft und Unternehmungslust, sondern auch an Kenntnissen und Fähigkeiten. Das sind Einwirkungen der Umwelt, Erbe des alten Europa, die wir nicht hoch genug einschätzen können. Die Jahrhunderte der allgemeinen Schulbildung, der staatlichen Pflege von Kunst und Wissenschaft, die ganze Welt der Technik und des Fortschritts lassen sich in Südamerika nicht so leicht ersetzen. Wir können das auch dort

beobachten, wo blutsmäßige Unterschiede nicht gegeben sind, etwa im Vergleich der eingewanderten Reichsdeutschen mit den rein deutschen Nachfahren der Siedler, die vor einem halben Jahrhundert oder noch früher nach Südamerika gekommen sind.

So werden wir finden, daß fast überall in der modernen Wirtschaft, in der Industrie, im Handel und Bankwesen, sogar im Kleinhandel, der Europäer führend ist. Dabei ist der Anteil der verschiedenen Nationen in den einzelnen Wirtschaftszweigen sehr bezeichnend. Im Einzelhandel überwiegen die Italiener, besonders im Handel mit Kolonialwaren, die Spanier sind am stärksten in der kleinen Industrie, besonders in der Schuhindustrie, vertreten. In der Gerberei treten besonders die Franzosen hervor, während die Deutschen in der Großindustrie, die Engländer im Großhandel und die Nordamerikaner in der Elektrizitätsindustrie und den Bergwerken maßgebend sind. Aber das sind nur nebensächliche Unterschiede, die sich laufend verschieben und deren Grad auch in den einzelnen Ländern abweicht. Wirtschaftliche Einflüsse, vor allem Rückhalt an der Heimat, Unterstützung durch heimisches Kapital oder Verbindung mit bestimmten Grundindustrien sind häufig entscheidender bei der Auswahl des Berufes als persönliche Begabung und Neigung. Dagegen bleibt als Grundsatz bestehen, daß das neue südamerikanische Wirtschaftsleben in den letzten drei Jahrzehnten in erster Linie von den Einwanderern aufgebaut worden ist.

Der Einheimische, auch der Sohn europäischer Einwanderer, der selbst in Südamerika geboren ist, steht erst an zweiter Stelle. Er stellt die Arbeitskräfte, im günstigsten Falle die Vorarbeiter und technischen Gehilfen. Es spielt sich vor unseren Augen ein Prozeß ab, den wir in Europa im vergangenen Jahrhundert zu durchlaufen hatten und den etwa die Sowjetunion erst mit den Fünfjahresplänen, also erst seit zwölf Jahren, gewaltsam durchzuführen gewillt ist, den der technischen Durchbildung einer bisher überwiegend landwirtschaftlich eingestellten Bevölkerung. Die Regierungen sind zwar bemüht, die wertvolle technische Ausbildung ihren Landeskindern zu vermitteln, ihnen auf technischen Lehranstalten die Kenntnisse zu geben, die den großen Vorsprung Europas bedingt haben, aber es ist noch ein weiter Weg, bis die südamerikanische Bevölkerung mit ihrer anders gearteten rassischen Voraussetzung den Vorsprung Europas und Nordamerikas eingeholt hat.

Um so mehr ist es das Bestreben des Mittelstandes, sich in der Politik in die führenden Schichten vorzuschieben und von dort aus den Einfluß auf die Wirtschaft zu gewinnen. Auch hierbei ist der Europäer im Vorteil, weniger wegen seiner rassischen Voraussetzungen, sondern dank der gehobenen sozialen Stellung, die er seiner Vermögenslage verdankt. Das Einströmen des emporgestiegenen, erfolgreichen Unternehmers in die Kreise der Grundbesitzeraristokratie wird durch Einheirat erleichtert. Darüber hinaus bringt der Europäer die bessere Vorbildung mit, die ihm den Aufstieg in der Beamtenlaufbahn ermöglicht. Selbst in der nationalsten Einrichtung, in der Armee, treffen wir vielfach auf Söhne von Europäern in den höheren Stellungen, jedenfalls mehr, als es dem Anteil an der Bevölkerung entsprechen würde.

Aber diese Erscheinungen dürfen nicht darüber hinwegtäuschen, daß sich hinter ihnen der Aufstieg der breiten Massen des städtischen Mittelstandes vollzieht. Das sind nicht mehr die Menschen, die, stolz auf ihre weiße Abstammung, die Tätigkeit in Handel und Gewerbe verachten und nur auf ihren Gütern leben oder gar deren Einkünfte in Paris vergeuden. Auch dieses Zerrbild der südamerikanischen Grundbesitzeraristokratie war falsch und traf nur auf einen verhältnismäßig kleinen Ausschnitt zu. Die Menschen des Mittelstandes haben den Drang in sich, emporzusteigen, die europäische Kultur aufzunehmen, ihre Technik zu benützen, um zu Macht und Ansehen zu gelangen. Der Stillstand, der vielleicht vor hundert Jahren das Kennzeichen Südamerikas im Vergleich zu Nordamerika gewesen sein mag, ist längst einem geradezu fieberhaften Streben nach Fortschritt, wirtschaftlichem Aufschwung, ja nach amerikanischer Entwicklung gewichen. Wir werden noch sehen, wie dieser Drang seinerseits schwere Gefahren hervorgerufen hat.

Wenn wir uns fragen, was diesen Wandel bedingt, der uns äußerlich in den Straßen der großen Städte, Buenos Aires, Santiago de Chile oder Lima, in die Augen springt, so werden wir nicht zum geringsten ihn im Heraufkommen des neuen Menschen in Südamerika zu suchen haben. Dabei werden wir nicht einmal ausschließlich dieses Problem soziologisch in den Übergang der politischen Macht von der Aristokratie zum Mittelstand und nicht von den weißen Kreolen zum farbig gemischten Mittelstande sehen dürfen. Zu einem nicht unbeträchtlichen Teil ist das eine Frage der Generationen.

Die jungen Menschen tragen den Willen zum Fortschritt in sich. Sie mögen blutsmäßig von der vergangenen Generation nicht einmal sehr unterschiedlich sein, aber sie haben andere Lehrer und andere Vorbilder. Sie haben den Aufstieg der Vereinigten Staaten von Nordamerika mit

eigenen Augen gesehen, sie haben deren Auftreten in Südamerika seit der Eröffnung des Panama-Kanals erlebt, und sie wollen hinter den Nordamerikanern nicht zurückbleiben. Dieser Wille hilft über die Mängel hinweg, die in Südamerika naturgemäß gegeben sein müssen.

Da es sich um eine Einwirkung von außen handelt, ist sie dort am stärksten, wo auch der äußere Einfluß am größten ist, also an der Küste, in den Hauptstädten und an den wichtigsten Handelsplätzen. Die Kluft zwischen Hauptstadt und Provinz wird daher verbreitert. Das gilt nicht nur äußerlich im Lebensstil, sondern auch für die Menschen. Während der städtische Südamerikaner einen durchaus europäischen, manchmal sogar nordamerikanischen Lebensstil angenommen hat, verharrt die Provinz noch stark in kolonialen Formen. Das führt dazu, daß auch blutsmäßig die Unterschiede größer werden.

Das weiße Blut, nicht nur das reinrassige, auch das im Mischling mit farbigem Blut verbundene, zieht sich immer mehr in die Städte, um dort den Prozeß der Europäisierung mitzumachen und weiterzutreiben, während man auf dem flachen Lande fast von einer Ausscheidung der fremden Bestandteile und einer Herauskristallisierung des indianischen Blutes sprechen kann. Es ist verständlich, daß der Indianer der Entwicklung zum europäischen Lebensstil den härtesten Widerstand entgegensetzt. Das hat weniger mit seiner geistigen Fähigkeit zu tun, die sich nicht auf das neue, für ihn fremdartige Wesen der Technik umstellen kann. Gewiß fehlt ihm die Vorbildung, um die Errungenschaften europäischer Technik verstehen zu können, aber das ließe sich bei seinen sonstigen geistigen Gaben vielleicht erlernen. Ihm fehlt vor allem der Eifer, für diese scheinbaren Annehmlichkeiten des Lebens seine geistige Haltung der abgeklärten Ruhe aufzugeben.

Der Kulturindianer — und nur um ihn handelt es sich, da der schweifende Urwaldindianer entweder aufgerieben oder in der Mischlingsbevölkerung aufgegangen ist, sieht man von den wenigen Hunderttausenden ab, die sich bisher der europäischen Kultur zu entziehen wußten — der Kulturindianer ist nicht an den Wechsel der äußeren Lebensbedingungen gewöhnt. Seit den Tagen der Inca baut er sein Feld im gleichförmigen Ablauf der Jahre. Keine Witterungsveränderung, kaum eine Naturkatastrophe unterbricht die Regelmäßigkeit des Zeitablaufs. Die Bewässerung ist künstlich angelegt und damit von den Niederschlägen unabhängig, außerdem ist das Klima in den Bergen unbedingt zuverlässig. Wie soll ein Mensch aus diesem idealen Gleichmaß herauskommen und sich in dem Hasten und

Treiben zurechtfinden, das die liberale Wirtschaft mit ihren künstlichen, von Menschen und namenlosen Geldmächten geschaffenen Krisen kennzeichnet? Selbst der spanische Großgrundbesitzer hat sich in dieses Gleichmaß des Lebens eingefügt, wenn er auch im Winter in der Stadt sich an der Politik schadlos hält. Nur im Süden, in Chile, haben bereits in der Kolonialzeit die politischen Krisen, die sich aus dem Hin und Her des Indianerkrieges ergaben, die Menschen aufgelockert. Das kam auch ihrer wirtschaftlichen Einstellung zugute.

So ist der Charakter des Südamerikaners von seiner blutsmäßigen Herkunft weitgehend gelöst. Der reinrassige Indianer und der reinrassige Kreole stehen einander geistig näher als dem Mittelstand, der weißes und rotes Blut in seinen Adern trägt, und dieser findet leichter einen Weg zum eingewanderten Europäer als der stolze Aristokrat. Daraus haben viele Südamerikaner die Lehre ziehen wollen, daß es die Aufgabe Südamerikas überhaupt sei, eine neue „Rasse“ aus der Verschmelzung nicht nur der weißen und der roten, sondern auch mit Übernahme eines kräftigen Einschlages schwarzen Blutes zu bilden. Wie Nordamerika einen Schmelztiegel der Nationen darstelle, in dem allerdings vorwiegend europäische Völker zusammengeschmolzen werden sollen, sieht man von dem starken jüdischen Einschlag ab, so will Südamerika der Schmelztopf der Rassen werden. Es fühlt sich dabei sogar kraftvoll genug, um selbst asiatische Bestandteile in das Blut der kommenden „Rasse“ einzuschmelzen. Heute bereits ist der Anteil der Syrer, meist christlicher Araber aus dem Libanon, aber auch palästinensischer Araber, nicht unbeträchtlich. Sie spielen vor allem im Einzelhandel, im Vertrieb von Posamentenwaren, eine große Rolle. Der Anteil der Japaner in Brasilien wächst auch nach der Beschränkung der Einwanderung.

Diese Lehre von der kommenden einheitlichen Rasse Südamerikas, die alle Bestandteile in sich vereinigen soll, ist gewissermaßen die Antwort auf die Frage, ob die gegenwärtige Entwicklung der Rassenaussonderung weitergeführt werden soll. Wir werden jedoch die Erfahrungen der Städte nicht so leicht auf das flache Land anwenden dürfen. Es fehlen hier die sozialen Einwirkungen, die dort die Entwicklung gefördert haben: die Schulbildung, die den europäischen Geist auch den Indianern vermittelt, die wirtschaftliche Führung in den industriellen Betrieben und nicht zuletzt das unablässige Hereinströmen europäischen Blutes, das immer mehr die Durchdringung der städtischen Schichten mit europäischen Einflüssen ermöglichte.

Es werden sich schon bedenkliche Folgen einstellen, wenn die Einwanderung, wie das unter dem Eindruck der großen Wirtschaftskrise in den dreißiger Jahren geschah, längere Zeit gesperrt bleibt. Wir können deutlich verfolgen, wie die Entwicklung in Argentinien und selbst in Chile mit größerer Einwanderung sehr viel schneller vor sich ging als etwa in Peru oder gar in Ecuador. Dort hat erst nach Eröffnung des Panama-Kanals die wirtschaftliche Blüte eingesetzt, die auch die Städte ein neues Aussehen gewinnen ließ. Wenn wir auch die geistigen Gaben des gemischtblütigen Mittelstandes anerkennen wollen, so können wir stets erkennen, daß ihm der Sauerteig der Einwirkung von außen unentbehrlich ist, und diese Einflüsse kommen nicht von der Seite der Indianer, des ländlichen Teiles der Bevölkerung, sondern allein von den Weißen, von den europäischen Einwanderern und den jungen Söhnen der Aristokratie.

In dieser steckt sehr viel mehr Kraft, als es die Zerrbilder böswilliger Beobachter zugeben möchten. Sie stellt noch immer die führenden Köpfe, nicht nur in der Politik und der Führung des Staates, auch auf wirtschaftlichem und selbst geistigem Gebiet. Vor allem die Basken, deren Vorväter als Conquistadoren nach Südamerika gelangt sind, erweisen sich als einer der stärksten Pfeiler der südamerikanischen Entwicklung. Es hat Zeiten gegeben, da gleichzeitig drei südamerikanische Präsidenten ausgesprochen baskische Namen getragen haben. Es kann auch nicht die Rede davon sein, daß der Prozeß der Bluts- und Rassenmischung bereits die festen Säulen der sozialen Ordnung weggeschwemmt hätte, wie das manchmal behauptet wird. Wenn auch in den Städten die Rassenfragen nicht so genau genommen werden, weil der Gegenspieler zum Weißen, der reinrassige Indianer, selten ist oder gar fehlt, so erhält sich das weiße Blut dort, wo der Indianer in der Übermacht ist, schon aus gesellschaftlichen Gründen rein. Von dort kommen die Führer für die geistige und wirtschaftliche Entwicklung Südamerikas.

Die südamerikanische Bevölkerung weist in allen Schichten eine ungewöhnliche Frische und Volkskraft auf, die sich am besten in den hohen Geburtenzahlen widerspiegelt. Selbst wenn wir einschränkend feststellen müssen, daß ihr eine recht hohe Sterblichkeitsziffer gegenübersteht, müssen wir doch anerkennen, daß Geburtenzahlen wie die von Chile (34 auf das Tausend der Bevölkerung) nur noch in wenigen asiatischen Ländern erreicht werden. Da in Chile die Säuglingssterblichkeit sehr hoch ist (rund ein Viertel aller Kinder stirbt im Alter unter einem Jahr, ist die natürliche

Bevölkerungszunahme mit 9,3 vom Tausend nicht so hoch wie in anderen südamerikanischen Ländern mit geringerer Geburtenhäufigkeit. So weist Argentinien bei einer jährlichen Geburtenziffer von 27,2 einen Überschuß von 15,2 je Tausend, Columbien mit einer Geburtenziffer von 28,9 einen Überschuß von 14,9 und Uruguay bei einer Geburtenziffer von 21,8 einen Überschuß von 11,5 auf.

Diese Fruchtbarkeit hat sich ungeachtet aller Krisen erhalten. Das andere Merkmal an ihr ist, daß sie nicht nur auf dem Lande und in den unteren Volkskreisen zu finden ist, sondern gleichmäßig die gesamte Bevölkerung erfaßt. Auch die europäischen Einwanderer, selbst diejenigen, die aus Gebieten mit geringerer Geburtenhäufigkeit stammen, weisen eine zum mindesten sehr viel größere Kinderzahl auf als den Durchschnitt in ihrem Vaterlande. Die Gründe dieser erfreulichen Bevölkerungsvermehrung werden wir sowohl in sozialen wie in geistigen Ursachen suchen dürfen. Neben den unverkennbaren Einfluß der katholischen Kirche tritt die Einrichtung der Großfamilie, die allen ihren Mitgliedern Schutz gewährt und so bereits sehr früh Ehen zuläßt.

Neben den ehelichen Geburten stehen jedoch die unehelichen, so daß wir bei einer Betrachtung der Geburtenhäufigkeit nicht allein von den Ehen und den Großfamilien ausgehen dürfen. Hier werden wir eine Naturverbundenheit anerkennen müssen, die es in Europa nicht mehr gibt. Vor allem die Bedürfnislosigkeit der unteren Volksschichten, so daß es auf einen Esser mehr nicht ankommt, die Möglichkeit, daß ein Kind schon in frühem Alter mithelfen kann zu verdienen, die ungewöhnliche Kinderliebe des Südamerikaners und die soziale Schichtung, die dem Grundbesitzer die moralische Pflicht der Sorge für seine Leute auferlegt, lassen Gefahren bannen, die in anderen Ländern bedrohlich wären.

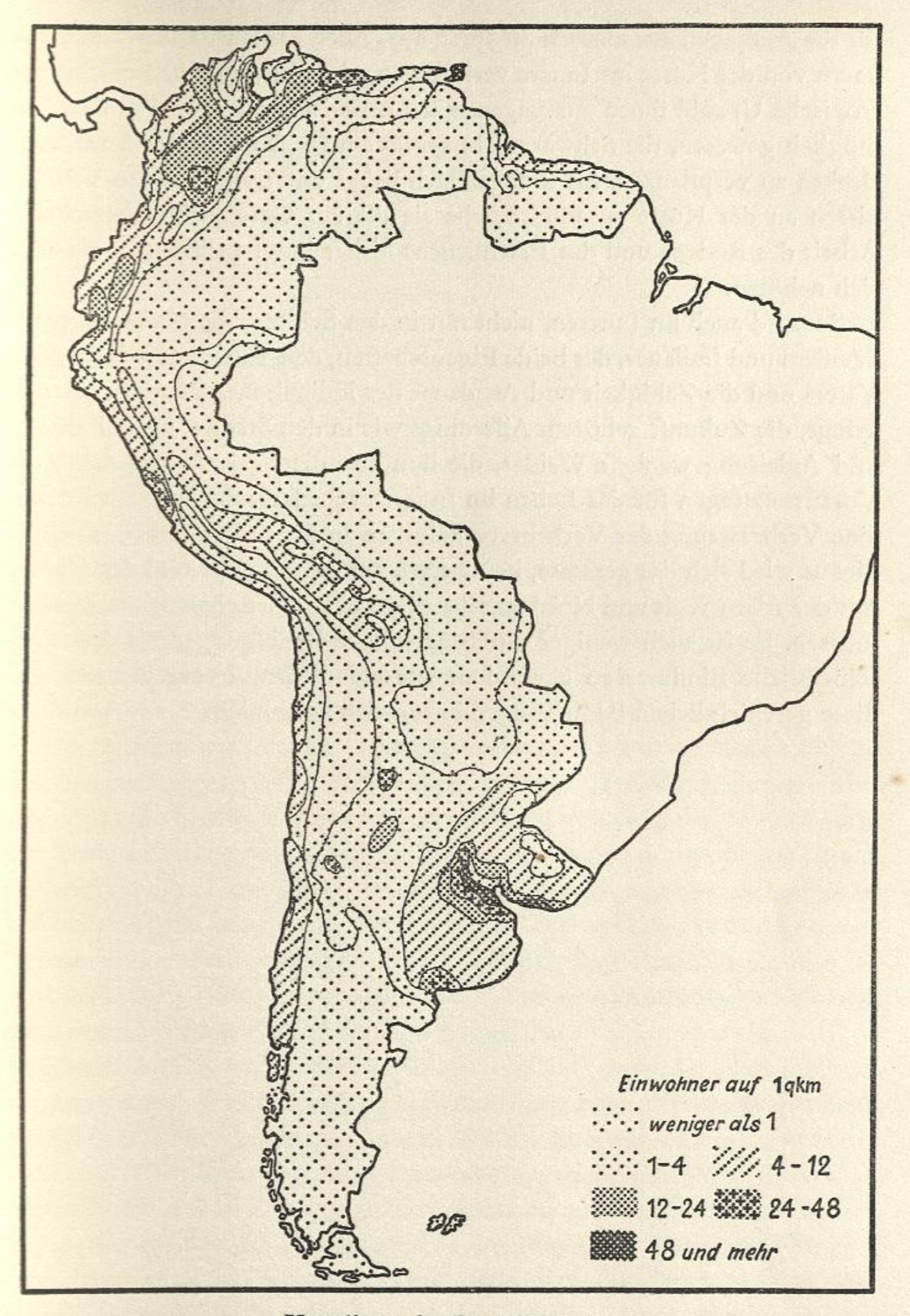
Durch die moderne Sozialgesetzgebung jedoch wird hier ein neuer Weg beschritten, dessen Auswirkung auf die Bevölkerungsvermehrung sich noch nicht überschauen läßt. Das Verbot der Kinderarbeit, die Sozialversicherung, die Neuordnung des Arbeitsvertrages, vor allem die Bindung an die schriftliche Form, die Festsetzung von Mindestlöhnen und die gesetzliche Regelung der Wohnverhältnisse, alles das dient zur Verbesserung des sozialen Lebens, zur Hebung der unteren Volksschichten, führt dabei jedoch zu einer sozialen Spannung, die das alte patriarchalische Verhältnis aufzuheben droht. Aber es wird noch lange dauern, bis diese Wandlung sich auszuwirken vermag. Bis dahin wird Südamerika in der glücklichen Lage sein, auf einen reichen Kindersegen zu blicken.

So groß wir den geistigen Einfluß der Einwanderung in den südamerikanischen Ländern auch einschätzen können, zahlenmäßig und damit blutsmäßig spielt er nur in Argentinien und Uruguay eine entscheidende Rolle. In den anderen südamerikanischen Ländern überwiegt die natürliche Bevölkerungsvermehrung beim Aufbau der kommenden Nation. Wenn sich die weiten Räume Südamerikas langsam füllen, so geschieht das nicht wie etwa im Nordamerika des neunzehnten Jahrhunderts dank der fremden Einwanderung, sondern dank der Kraft der eigenen Bevölkerung. Dieser Umstand läßt die Hoffnung begründet erscheinen, daß dem soziologischen Drängen der emporsteigenden Schichten in die großen Städte eine natürliche Zunahme der Bevölkerung des flachen Landes gegenüberstehen wird, die den Prozeß der Verstädterung später wieder aufwiegen kann.

Dabei übernimmt Spanisch-Südamerika eine unglückliche Erbschaft. Die Verteilung seiner Bevölkerung ist sehr ungleich, wie wir schon bei der Betrachtung der einzelnen Landschaften gesehen haben. Es läßt sich sagen, daß zwei Fünftel der südamerikanischen Bevölkerung — Brasilien macht keine Ausnahme — nicht weiter als zweihundert Kilometer vom Meer entfernt wohnen, und verbreitern wir diesen Streifen auf dreihundert Kilometer, so finden wir auf dieser Oberfläche fast drei Fünftel der gesamten südamerikanischen Menschen. Das bedeutet, daß das weite Innere dieses Erdteils noch fast menschenleer ist.

Ein Auffüllen durch europäische Einwanderung ist kaum möglich. Die alte Erfahrung lehrt, daß die Einwanderer trotz aller Bemühungen der Regierungen nur zu leicht in den Häfen und Hauptstädten hängenbleiben oder nach bitteren Enttäuschungen im Innern in einem sehr hohen Maße in die großen Städte zurückströmen. Das rasche Wachstum der Stadt Buenos Aires ist der beste Beweis für diese Überzeugung. Je mehr die Industrialisierung in Europa Fortschritte macht, desto schwieriger wird es sein, wertvolle landwirtschafttreibende Menschen nach Südamerika zu ziehen, desto mehr werden Arbeiter und Handwerker die Hauptmasse der Einwanderer ausmachen, es sei denn, Südamerika öffnet seine Pforten in größerem Maße der asiatischen Einwanderung. Aber das ist ein Ausweg, den die südamerikanischen Staaten nicht zu gehen bereit sind.

So kann die Besiedlung des Inneren Südamerikas nur durch eigene Kraft vollzogen werden. Aber dabei ergeben sich sehr bedeutende geographische Hindernisse. Diese liegen vor allem in der verschiedenen Höhenlage, die es gerade der indianischen Bevölkerung des Hochgebirges nicht erlaubt, in die östlichen Tiefländer abzuströmen. Damit scheidet die indianische Rasse



Verteilung der Bevölkerung

für die Aufgaben der inneren Siedlung aus. Auch die Schwarzen lassen sich kaum von der Küste ins Innere verpflanzen, obwohl vielleicht zunächst der tropische Urwald ihnen zuzusagen scheint. Es ist nicht einmal in Brasilien möglich gewesen, die Schwarzen in größerem Umfange in das Amazonas-Becken zu verpflanzen. Sie drängen sich lieber unter ungünstigen Verhältnissen an der Küste zusammen, ehe sie die auf Geschlechter berechnete Arbeit des Rodens und des Erschließens bisher jungfräulichen Bodens auf sich nehmen.

So wird auch im Inneren, nicht nur in den Städten, dem Mischling von Weißem und Indianer, der beide Eigenschaften, den Tatendrang des weißen Vaters und die Zähigkeit und Ausdauer der indianischen Mutter, mit sich bringt, die Zukunft gehören. Allerdings wie in den Städten unter Führung und Anleitung weniger Weißer, die ihm erst die Technik und damit die Voraussetzungen für das Leben im Inneren schaffen müssen. Dabei dürfte eine Verbesserung der Verkehrsverhältnisse an der Spitze stehen. Darüber hinaus wird sich das gesamte, heute stark auf die Ausfuhr und den Handel mit der Alten Welt und Nordamerika abgestellte Wirtschaftsleben wandeln müssen. Es ist auch weniger durch natürliche Bedingungen als durch geschichtliche Einflüsse so geworden, wie es uns heute entgegentritt, und diese geschichtlichen Bedingungen haben sich gewandelt.

III

Geschichte

Viele der Züge, die heute das Gesicht Spanisch-Südamerikas bilden, sind nur aus der Geschichte dieses Landes verständlich, und das gilt besonders für diejenigen, die uns am fremdesten anmuten. Dabei ist am eigenartigsten, wie die verschiedenen Zeitalter sich heute noch widerspiegeln. Sie haben — das ist eine der besonderen Eigentümlichkeiten Südamerikas — gewissermaßen Schichten gebildet, die sich bis in die Gegenwart lebendig erhalten haben und deswegen, weil sie aus anderer Zeit und anderer Umgebung stammen, so eigenartig ausnehmen.

Es ist nicht möglich, auf einem begrenzten Raum wie in diesem Buch mehr zu geben als die einfachsten Umrisse der Geschichte Spanisch-Südamerikas. Wir wollen aber wenigstens die geschichtlichen Bedingungen festhalten, die für die heutige Gestaltung entscheidend waren.

Die Spanier kamen nach Amerika, nicht weil sie einen neuen Erdteil, sondern weil sie den Weg nach Indien suchten. Der Name, den sie dem neuen Lande, Las Indias, die Indien, und der, den sie dessen Bewohnern, den Indios, den Indianern, gaben, zeigen, wie lange sie bei ihrem Irrtum beharrten, nicht einen bisher unbekannten Erdteil, sondern vorgelagerte Inseln von Asien betreten zu haben. Erst die Entdeckung der Südsee durch Balboa und die Fahrt des Magalhães durch den Pazifischen Ozean und die Erdumrundung durch ein Schiff seiner Flotte stellten die wahre Sachlage, zugleich die richtige Größe der Entfernung fest.

Damit war die ursprüngliche Absicht hinfällig geworden, den direkten Zugang zu den Schätzen Asiens auf dem Wege nach Westen zu erhalten. Spanien verzichtete gegen eine finanzielle Abfindung auf seine mit mehr oder minder großem Recht erhobenen Ansprüche auf die Molukken. Zunächst schien damit Amerika für die Krone Kastilien an Bedeutung verloren zu haben. Da brachte der Eroberungszug des Hernando Cortez nach Mexiko und später der des Francisco Pizarro nach Peru die Kunde von großen Kulturreichen der Indianer und zugleich mit deren Unterwerfung märchenhaften Reichtum. Amerika erhielt ein neues Gesicht. Es wurde zur

Schatzkammer des spanischen Reiches, das sich damals in schwere Kriege gegen die beiden Erbfeinde, Frankreich und die Türken, verstrickt sah.

Die Krone hat kaum etwas zur Eroberung und Erschließung Südamerikas beigetragen. Das war ihr auch bei bestem Willen angesichts der ungewöhnlichen Belastungen in Europa und bei der Größe der in Amerika sich ergebenden Aufgaben nicht möglich. Wir wollen nicht vergessen, daß damals das mächtige Römische Reich Deutscher Nation, zu dem noch Toul, Verdun und Nanzig, aber auch die Niederlande und Oberitalien gehörten, nicht in der Lage war, die Türken entscheidend abzuwehren, nicht zuletzt aus Mangel an geordneten Staatsfinanzen. So mußte Spanien die Eroberung und Erschließung Südamerikas einigen kühnen Männern überlassen, den Conquistadoren.

Nur die Gewinnsucht konnte die Siedler in Amerika veranlassen, ihr gesamtes Vermögen, die Frucht jahrelanger Mühen und Entbehrungen, an einen Kriegszug in unbekannte Länder zu setzen. Diese Gewinnsucht hat die Spanier zu kriegerischen Taten befähigt, die zur gleichen Zeit in Europa unmöglich gewesen wären. Sie deswegen zu schelten, würde nur einen völligen Mangel an geschichtlichem Sinn beweisen. So haben die Conquistadoren Gold gesucht. Für dieses Ziel haben sie alles geopfert, ihre Habe, ihre Gesundheit und fast durchwegs auch ihr Leben.

Wenn wir fragen, wo die großen Schätze geblieben sind, die die Spanier bei der Eroberung Perus durch Pizarro oder des Chibcha-Reiches im heutigen Columbien durch Quezada erbeutet haben, so heißt die Antwort immer, daß sie von den Rüstungen aufgezehrt wurden, die für weitere Eroberungen gemacht worden sind. Ohne die wenigen großen Glücksfälle von Peru und Bogota wären die Unsummen nicht aufgebracht worden, die von der Erschließung und Besiedlung Südamerikas verschlungen wurden. Im ganzen werden wir sagen dürfen, daß Spanien in den ersten hundert Jahren seiner Kolonialherrschaft nach Amerika mehr an Volkskraft und Volksvermögen abgegeben als von dort erhalten hat.

Die Rechnung sieht anders aus, wenn wir den Standpunkt der Krone betrachten. Der König hat seine festen Einnahmen gehabt, während seine Ausgaben gering waren. Das hat nicht verhindert, daß Spanien im sechzehnten Jahrhundert dreimal den Staatsbankrott erklären mußte. Aber ohne den Zuschuß von Amerika hätte auch das menschenschwache Spanien niemals den Krieg gegen das reiche Frankreich und die damals ungewöhnlich starken Türken durchhalten können. Als König Philipp II. nach

vorübergehender Schwächung dieser beiden Erbfeinde versuchte, England mit Gewalt von seinen Seeräubereien zurückzuhalten, wurde die Fahrt der „unbesiegbaren Armada“ ein völliger Mißerfolg. Für Amerika blieb weder vorher noch nachher etwas übrig.

So verdankt es seine Erschließung der privaten Unternehmungslust. Daraus hätte sich leicht die Gefahr ergeben können, daß die siegreichen Conquistadoren die spanische Oberhoheit abschüttelten, die sich zunächst nur in der Erhebung von Steuern äußerte. Tatsächlich hat ein Bruder des Eroberers von Peru, Gonzalo Pizarro, den Versuch gemacht, Spanisch-Südamerika von der Krone so weit zu lösen, daß nur noch die Bande mittelalterlicher Lehnshoheit geblieben wären. Das Gelingen dieses Versuches hätte unabsehbare Folgen nach sich gezogen. Die europäische wie die amerikanische Geschichte hätten andere Wege eingeschlagen. Es ist jedoch nicht dazu gekommen. Es gelang dem Abgesandten des spanischen Königs, dem Geistlichen La Gasca, in Amerika selbst genügend Conquistadoren in den Gehorsam zu König und Reich zurückzuführen, so daß Pizarro geschlagen wurde.

Jetzt begann Spanien, in Amerika eine kunstvolle Verwaltung aufzurichten, die nicht nur aus dem weltlichen Arm der bürgerlichen Beamtenhierarchie, sondern zugleich aus dem geistlichen der katholischen Kirche gebildet wurde. Diese beiden Verwaltungen standen nebeneinander und vielfach sogar gegeneinander. An der Spitze jedoch stand der spanische König. Da er die geistliche Oberaufsicht über die Kirche in Amerika, den Patronato de las Indias, innehatte, war es unmöglich, daß die katholische Geistlichkeit in Amerika eine päpstliche Politik trieb oder eine andere, als der Krone lieb sein konnte. Die Nachwirkungen dieses geschichtlichen Verhältnisses werden wir bis in die Gegenwart verfolgen können.

Die katholische Kirche sah damals in Spanisch-Amerika ihre Hauptaufgabe in der Verteidigung der Rechte des Indianers gegenüber dem weißen Grundbesitzer, dem Nachkommen des Conquistadoren. Der große Indianerapostel Bartolomé de Las Casas hat ihr diese Aufgabe gewiesen, deren sie sich dauernd angenommen hat. Versuchte ein spanischer Grundbesitzer, sich über die strengen Gesetze hinwegzusetzen, die von Spanien aus zum Schutze der Indianer erlassen worden waren, so wandten die Indianer sich nicht nur an das zuständige Gericht — der Himmel ist hoch, und der König war weit —, sondern zugleich an den Dorfpfarrer, der Bericht an den Bischof machte, und wenn dessen Einspruch beim Vizekönig in Lima nichts half, so spielten die Verbindungen zu den geistlichen

Herren im Indienrat zu Sevilla, die dafür sorgten, daß der Schuldige bestraft wurde.

Wichtiger und schwieriger als die verwaltungsmäßige Durchdringung Amerikas war für die Spanier der wirtschaftliche Aufbau. Der Theorie nach, wie sie in den „Neuen Gesetzen“ verankert war, sollte Amerika eine Siedlerkolonie werden, mit starkem Eigenleben, großer wirtschaftlicher Selbständigkeit, zum Wohle der weißen und der roten Einwohner. In der Praxis wurde Spanisch-Amerika eine Bergwerkskolonie. Diese Entwicklung war bei den gegebenen geschichtlichen Bedingungen zwangsläufig. Einmal konnte das Mutterland nur verhältnismäßig wenig Menschen nach Übersee abgeben, wollte es nicht wie etwa England im siebzehnten Jahrhundert alle Verbrecher und politisch Mißliebigen, alle auf der Straße aufgelesenen Dirnen und verwahrlosten Kinder in die weiße Sklaverei nach Amerika schicken. Eine derartige Handlungsweise lag den Königen von Spanien nicht. Sie hatten unter der Unbotmäßigkeit der nach Amerika gesandten Soldaten schon genug zu leiden und wollten ihren indianischen Untertanen die Greuel ersparen, die dann die zuchtlosen Banden der Seeräuber und Flibustier doch über sie brachten.

Außerdem konnten Spanien und ganz Europa das Edelmetall nicht entbehren. Der Ostasienhandel war für Europa passiv. Als Bezahlung für die Gewürze und tropischen Erzeugnisse kam nur Edelmetall, richtiger nur Silber, in Betracht. Wenn dieses nicht in genügendem Umfange angeboten wurde, war der direkte Seeweg vergeblich gefunden worden; denn der einseitige Warenstrom wäre schnell zum Erliegen gekommen, wenn erst die Zeit der rohen Gewalt und der rücksichtslosen Plünderung vorbei war. Nur Amerika konnte das notwendige Silber liefern, um den Ostindienhandel aufrechtzuerhalten, nachdem die reichen Silbergruben des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation in Tirol und Böhmen erschöpft waren.

Aber auch die Verhältnisse in Amerika führten dazu, daß die Silbergewinnung zum Grundstock der wirtschaftlichen Entwicklung wurde. Es zeigte sich sehr bald, daß die Eingeborenen nicht in der Lage waren, in der Herstellung gewerblicher Waren in Wettbewerb mit Europa zu treten. Die Jahrhunderte zunftmäßiger Schulung und steter industrieller Entwicklung, die Europa groß gemacht haben, fehlten. Die Reichen, das waren die weißen Großgrundbesitzer und die Beamten des Staates und der Kirche, verlangten europäische Luxuswaren, da die indianischen Erzeugnisse ihnen zu primitiv schienen. So flossen zunächst spanische Güter, dann, als das Preisgefälle in Europa wegen der Teuerung in Spanien sich herausbildete,

französische Waren nach Amerika. Bezahlt werden konnten sie nur in denjenigen Gütern, die allein die hohe Fracht nach Europa vertrugen, in Edelmetallen und tropischen Erzeugnissen.

Die Erzeugung in den Tropen, also in großen Plantagen, war abhängig von der Einfuhr billiger und widerstandsfähiger Arbeitskräfte. Es stellte sich bereits sehr früh heraus, daß weder Weiße noch Indianer den Anstrengungen schwerer Arbeit unter tropischer Sonne und in feuchter Luft gewachsen waren. Die Einfuhr von Negern war der einzige Ausweg. Da mußte der Vorsprung Portugals durch seine afrikanischen Besitzungen sich dahin auswirken, daß Spanien bei höheren Einstandspreisen für den Negersklaven aus zweiter Hand nicht wettbewerbsfähig war. Während Brasiliens Zuckerrohrwirtschaft aufblühte, hat sich nur auf den Antillen, vor allem auf Haiti und Cuba, eine größere Plantagenwirtschaft entwickeln können. Selbst die Plantagen, die sich spät, im achtzehnten Jahrhundert, in Venezuela herausbildeten, ließen einen Vergleich mit der Zuckerrohrwirtschaft etwa des britischen Jamaica oder des französischen Haiti nicht zu.

So blieb zur Bezahlung der großen Einfuhr europäischer Güter — und daneben auch der nicht unbeträchtlichen Abgaben an den spanischen Staat — nur die Ausfuhr von Edelmetall, vor allem Silber. Um die mexikanischen Silberminen und den Silberberg von Potosi im heutigen Bolivien kreisten alle wirtschaftlichen Interessen Spanisch-Amerikas. In Mexiko und in Peru lagen die Sitze der Vizekönige. Dort war auch die wirtschaftliche Macht zentralisiert. Nun konnte das Silber nur nach Europa abfließen, wenn ein mächtiger Warenstrom aus der Alten Welt sich in die Neue ergoß und so das Silber den privaten Besitzern wieder ablockte. Darin bestand Übereinstimmung zwischen Spanien und den Amerikanern. So wurde planmäßig die heimische Industrie, die sich schüchtern zu entwickeln begann, wieder abgedrosselt, um das wirtschaftliche Schwergewicht einseitig auf die Bergwerksindustrie zu legen.

Zu diesen inneren Erwägungen kamen äußere. Spanien konnte sich nur mit Mühe der fremden Seeräuber erwehren. Die Verteidigung des weiten Erdteils war sehr schwierig. So hat Spanien verhältnismäßig früh sich dazu entschlossen, seine Schiffe im Convoy fahren zu lassen — ein System, das die Engländer im Weltkriege zum Schutz gegen die deutschen Unterseeboote wieder aufleben ließen —, und schließlich fuhren nur zwei Flotten im Jahr von Spanien nach Amerika, um mit Silber beladen zurückzukehren. Jede andere Schiffahrt wurde aus Gründen der Seepolizei verboten. Diese Beschränkung, die aus spanischer Schwäche, nicht spanischem Eigennutz

entstand, ließ die gesamte Ostküste, also das La-Plata-Gebiet, veröden. Erst im achtzehnten Jahrhundert, als die Folgen sich erschreckend in unaufhaltsamem Vordringen der Portugiesen von Brasilien aus zeigten, warf Spanien das Ruder herum und wandte seine Aufmerksamkeit dem heutigen Argentinien zu. Da war es fast zu spät.

Die Portugiesen hatten sich des gesamten Gebietes nördlich des La-Plata-Stromes bemächtigt, also des heutigen Uruguay. Sie waren den Parana hinuntergestoßen und hatten sogar die Tore von Asuncion in Paraguay und die Ostabhänge der Cordillere erreicht. Jetzt erst rafften sich die Spanier zusammen, aber alle Erfolge der heldenmütigen Bewohner des La-Plata-Gebietes, unter denen die indianischen Zöglinge der Jesuiten nicht fehlten, zerschellten an den politischen Verhältnissen in Europa. Spanien war in die Kriege der Alten Welt zu sehr verstrickt, als daß es gegen den portugiesischen Verbündeten des seebeherrschenden England die amerikanischen Siege hätte ausnützen können. Im großen Friedensvertrag des Jahres 1750 wurden die Grenzen festgelegt, die im allgemeinen heute noch die Grenze zwischen Spanisch- und Portugiesisch-Südamerika darstellen.

Jetzt blühte Spanisch-Südamerika auf, nicht mehr auf der Grundlage des Silbers — die Gewinne des Silberberges von Potosi wurden immer geringer —, sondern auf Grund des Handelsverkehrs, der unter dem Bourbonenkönig Karl III. endlich freigegeben wurde. Aber diese Entwicklung war nicht gleichmäßig, sondern führte zu schweren inneren Spannungen. Es mochte den Ausländern so scheinen, als ob Spanisch-Südamerika nur darauf warte, endlich am Segen des Welthandels teilzunehmen. Diejenigen, die zu ihnen aufs Schiff kamen und die billigen Preise der — natürlich noch unverzollten — Waren hörten, mochten es bedauern, daß sie die Schätze ausländischen Gewerbefleißes nur zu überhöhten Preisen erhalten konnten, weil eine böse Staatsverwaltung die Einfuhr verbot oder mit erdrückenden Steuern belegte. Im Hinterlande hatte sich jedoch langsam eine wenn auch nur spärliche Industrie entwickelt, die weggefegt wurde, sobald der Handel freigegeben war und die Zölle wesentlich gesenkt wurden.

Wir haben erst im Ausgang des neunzehnten Jahrhunderts den Wert von Schutzzöllen und eigentlich erst während des Weltkrieges den Vorteil der Unabhängigkeit von ausländischer Zufuhr erkennen gelernt. Auf die junge südamerikanische Industrie wirkte die Aufhebung des Zollschutzes ähnlich wie die Beseitigung der — einst so verhaßten — Kontinentalsperre Napoleons in Europa. Ein Zusammenbruch war die Folge. Selbst die Landwirtschaft war nur in wenigen Fällen jedem ausländischen

Wettbewerb gewachsen. Das war nicht die notwendige Auswirkung von Rückständigkeit und Nachlässigkeit, sondern das Ergebnis geographischer Bedingungen ebenso wie der hohen Steuerlast, die sich wiederum aus der Notwendigkeit ergab, einen ungeheuren Beamtenapparat in einem weiten, aber meist menschenleeren Gebiet zu unterhalten.

Es bildeten sich im achtzehnten Jahrhundert zwei Parteien, die der Kaufleute, die für Aufhebung der Zölle waren, und die der Großgrundbesitzer, die ihren gesicherten heimischen Markt nicht preisgeben wollten. Dabei konnten die Kaufleute in Buenos Aires sich auf die Viehzüchter in den Küstenprovinzen und im Gebiet zwischen Uruguay und Parana stützen, die sowohl eine freie Ausfuhr für ihre Häute verlangten wie niedrige Preise für die Industriewaren zahlen wollten, die sie lieber aus dem Auslande als aus den Provinzen des Inneren bezogen.

Dieser Gegensatz, der zunächst nichts mit Spanien zu tun hatte, erfuhr eine eigentümliche Zuspitzung, als der Erbfeind wechselte und an die Stelle Englands durch den Einmarsch der Napoleonischen Truppen in Spanien Frankreich trat. An dem Streit der beiden Parteien im franzosenfeindlichen Spanien, der national-freiheitlichen, die durch die Cortes von Sevilla, und der königlich-konservativen, die durch den Regentschaftsrat in Cadiz vertreten war, entzündete sich die südamerikanische Unabhängigkeit. Zunächst nicht als Abfall von Spanien, sondern unter dem Anspruch jeder Seite, die treueste Dienerin des in napoleonischer Gefangenschaft befindlichen Königs Ferdinand VII. zu sein. Im Jahre 1810 setzten erst Venezuela, dann Argentinien und schließlich Chile die durch die Ereignisse in Europa völlig verwirrten spanischen Beamten ab. Der Grundbesitzeradel übernahm die Macht.

Fünf Jahre lang, bis Napoleon endgültig niedergeworfen war, konnte das Mutterland nicht in die südamerikanischen Wirren eingreifen. Bis dahin hatte die Unabhängigkeitsbewegung ein rein südamerikanisches Gesicht. Dabei hatte die Erhebung einen dreifachen Charakter, einen politischen der Anerkennung gewisser Grundsätze, nicht zuletzt der nationalen Selbstbestimmung im Rahmen des spanischen Reiches, einen regionalen der Schaffung bestimmter Machtgebilde und deren Loslösung von den Zentralgewalten in Lima. Unter diesem Selbständigkeitsdrang hatten auch die Revolutionäre oder, wie sie sich nannten, die Patrioten zu leiden, denn sie verloren in Buenos Aires die Macht über Uruguay, Paraguay und Hoch-Peru, das spätere Bolivien. Und schließlich hatte die Revolution einen sozialen Charakter, denn sie

war ausgesprochen die Erhebung des Grundbesitzeradels gegen die Kaufmannschaft und den Beamtenstand.

Gegen diese Fronde boten die Anhänger Spaniens, richtiger der alten spanischen Verwaltung, die unteren Volksschichten, die wirkliche Revolution auf. Mit Hilfe der wilden Steppenreiter und der farbigen Schichten siegten sie in Venezuela, noch bevor aus Spanien selbst irgendwelche Unterstützung kommen konnte. In Argentinien hatte sich zunächst das Innere, vor allem die Städte Tucuman, Cordoba und Mendoza, für die spanische Seite erklärt, war aber dem Druck der übermächtigen Reiterheere der Viehzüchterprovinzen des Ostens gewichen. Deren erste Versuche, gewaltsam nach Peru vorzustoßen, waren gescheitert, aber der Andenübergang des Generals San Martin bei Mendoza im Jahre 1816 brachte die Wendung. Chile war vorher von einem Heere des Vizekönigs von Peru zurückerobert worden, aber damit war der Gegensatz Chile—Peru aufgerollt, der sehr viel tiefer saß als der zwischen Unabhängigkeit und spanischer Herrschaft. Ein unwilliges Chile ließ sich von Peru aus nicht gegen ein argentinisches Heer halten. Der Sieg San Martins bei Chacabuco brachte die Freiheit, die gegen wiederholte Rückeroberungsversuche von Lima aus verteidigt wurde.

Inzwischen hatten die Patrioten im Norden ihren Fehler eingesehen. Ihr jugendlicher Feldherr Simon Bolivar, Sproß eines der adelsstolzesten Geschlechter Venezuelas, hatte mit genialem Blick erkannt, daß der Sieg der Unabhängigkeitsbewegung nur durch die Verbindung mit den Steppenreitern, mit dem einfachen Volk, als Revolution und nicht als Fronde zu sichern war. In den weiten Steppen des Orinoco baute er, entrückt der Einwirkung von Spanien und der Küste, sein Heer auf, mit dem er in kühnem Flankenmarsch zunächst Columbien, dann, unerwartet zurückkehrend, Venezuela wiedereroberte.

Seine Erfolge wären aber nicht möglich gewesen, wenn nicht Spanien selbst schwere Fehler begangen hätte. Der wieder auf seinen Thron gesetzte König war nicht der Volksheld, zu dem ihn während der Gefangenschaft die Legende gemacht hatte. Ähnlich wie seine Verwandten, die französischen Bourbonen, hatte er nichts gelernt; er bestand auf autokratischer Regierung. Die Revolution, die seine Anhänger in Amerika zu Hilfe gerufen hatten, wurde mit Undank belohnt und als gefährlicher Bundesgenosse entlassen. Ihre wilden Scharen gingen sofort zum Feinde über, angeblich, weil sie den harten Druck der spanischen Militärdiktatur nicht ertragen konnten. Noch gefährlicher war es, daß gerade im spanischen

Expeditionsheer für Südamerika, das bei Sevilla zusammengezogen wurde, die liberale Revolution des Jahres 1820 ausbrach und zum Systemwechsel in Spanien führte.

In Südamerika waren die Anhänger Spaniens völlig ratlos. Auf Befehl des Mutterlandes mußten sie mit den Aufständischen verhandeln. Der spanische Oberbefehlshaber Morillo kehrte nach Europa zurück, und vor allem neigte sich jetzt die Kirche und selbst der peruanische Adel der Revolution zu. Die Lage wurde dadurch nicht besser, daß nach gewaltsamem Einmarsch einer französischen Armee König Ferdinand VII. wieder in seine vollen Rechte eingesetzt wurde und sich nun gegen die Liberalen wandte. Der Zusammenbruch seiner Stellung in Südamerika war die unausbleibliche Folge des häufigen Systemwechsels im Mutterland. Der Sieg von Ayacucho brachte 1824 die Entscheidung.

Damit war Spanien ausgeschaltet, aber nicht waren die Fragen gelöst, die zur Unabhängigkeitsbewegung geführt hatten. Zunächst hatte sich politisch die Armee zur Inhaberin der vollen Macht aufgeschwungen, aber sie konnte allein, gestützt nur auf die Bajonette, nicht regieren. Sie mußte mit der Großgrundbesitzer-Aristokratie zusammengehen, wenn auch nur in der Form, daß die führenden Soldaten in deren Kreis aufgenommen wurden, mochten sie auch so einfacher Herkunft sein wie der venezolanische Reiterführer und Freiheitsheld Paez. Dieser Prozeß des Zusammengehens und Gegeneinanderstehens von Adel und Heer, neben die noch als dritter tragender Faktor der südamerikanischen Geschichte die Kirche trat, füllte die ersten Jahrzehnte der Unabhängigkeit. Die zweite Frage war das Bestreben der örtlichen Gewalten, sich aus dem Gesamtbereiche der alten spanischen Herrschaft zu lösen. Bolivar hatte noch von einem großen Reiche geträumt, das, wenn nicht ganz Spanisch-Südamerika, so zum mindesten den Norden bis auf Chile und Argentinien umfassen sollte. Die lokalen Gewalten waren stärker als er. Sein Reich zerbrach in verschiedene Staaten, und selbst diese drohten sich in autonome Gebilde aufzulösen.

Auch Chile ist diesem Schicksal nicht entgangen, konnte aber durch einen großen Staatsmann, Portales, wieder geeint werden. In Argentinien erfüllte Rosas, ein Reiterführer der wilden Steppenhirten, der Gauchos, diese Aufgabe in Form einer langsam unerträglich werdenden Diktatur. Gerade er, der unter dem Schlachtruf „Nieder mit den Anhängern des Einheitsgedankens“ zur Macht gekommen war, schmiedete die argentinische Einheit. Allerdings konnte auch er weder Paraguay noch das heutige Uruguay zurückgewinnen. Diese Gebiete wurden Argentinien für die Dauer

entrissen, ja es sah eine Zeitlang so aus, als sollte Uruguay überhaupt dem Spanisch sprechenden Südamerika verlorengehen und ein Bestandteil Brasiliens werden. Vorübergehende Versuche, Bolivien und Peru zu einer politischen Einheit zusammenzufassen, scheiterten trotz aller Bemühungen am Eingreifen Chiles, das die Diktatur des Generals Santa Cruz in offenem Kriege niederwarf. So haben sich bereits in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts die politischen Verhältnisse herausgebildet, die heute noch bestimmend sind, wenn auch in einigen Kriegen die Grenzen neu gestaltet werden mußten. Chile schob sich im Salpeterkrieg bis zum Hafen von Arica vor, Paraguays Weg zum Atlantik wurde in mörderischem Krieg verbaut, sein Anspruch auf den Chaco in jüngster Zeit siegreich durchgefochten. Aber diese Berichtigungen haben mit den Kerngebieten der einzelnen Staaten nichts zu tun, sie enthüllen bereits wirtschaftliche Pläne und Interessen, die zu Beginn der Unabhängigkeit nicht so deutlich zu erkennen waren.

Der wirtschaftliche Aufbau der jungen Republiken Südamerikas war schwieriger als der politische. Zunächst einmal mußten die jungen Staaten zu ihrem Erstaunen feststellen, daß sie zur gleichen Wirtschaftspolitik zurückzukehren gezwungen waren, die sie vorher am spanischen Kolonialreich verurteilt hatten. Die Grundlage der Staatseinnahmen waren die Zölle auf die Einfuhr wie auf die Ausfuhr, und der tragende Pfeiler der Wirtschaft blieb das Edelmetall — soweit es vorhanden war. Argentinien, das als Vizekönigreich Buenos Aires auch Hoch-Peru umfaßt hatte, mußte sich freilich umstellen. Da es außer den Rindshäuten über ungenügende Ausfuhrgüter verfügte, kam sein Außenhandel ins Stocken, so daß es selbst eine jahrelange Blockade durch England und Frankreich kaum spürte. Dann brachte die sich ausdehnende Schafzucht mit der sich daraus ergebenden Wollausfuhr die erste Erleichterung, die erst mit der Erschließung der Pampa und der Umgestaltung des bisherigen Weizeneinfuhrlandes in eine der großen Kornkammern der Welt den Außenhandel Argentiniens die Hälfte des Außenhandels Südamerikas überhaupt, also auch einschließlich Brasiliens, umfassen ließ. Aber die Entwicklung setzte erst in den achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts ein.

Bis dahin hat Argentinien wie ganz Südamerika die Leiden eines dünn besiedelten und aus Überschätzung der eigenen Kräfte viel zu kostspielig regierten Landes kennengelernt. Wir wissen aus der europäischen Geschichte, welche Geldsorgen das fünfzehnte und sechzehnte Jahrhundert erfüllten. Die gleichen Sorgen, die sich aus einer ähnlichen wirtschaftlichen Lage ergaben, suchten Südamerika heim, das mit seinen Gedanken im längst

industriell weit fortgeschritteneren Europa weilte, statt zu erkennen, wie stark es noch in der Vergangenheit wurzelte. Nur große Edelmetallfunde — ganz wie in spanischer Kolonialzeit — oder andere Glücksfälle konnten Abhilfe schaffen. Wir können die Geschichte Südamerikas in der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts fast ganz an Hand dieser Glücksfälle verfolgen, und noch bis zum Weltkrieg werden sie schicksalbestimmend sein.

In Chile brachten erst die Silberfunde von Chañarcillo, dann die Kupfergewinnung der fünfziger Jahre und schließlich der Abbau des Salpeters in der vorher von Bolivien beanspruchten Atacama-Wüste den Umschwung. In Peru war es der Abbau des Guanos, der vorübergehend große Reichtümer ins Land brachte. Wenn Ecuador, Columbien und Venezuela in ihren unglücklichen Finanzwirren verharrten, so lag das vor allem daran, daß ihnen keine gütige Fee unerwartete Reichtümer in den Schoß warf, die alle früheren Schulden wieder auslöschten. Erst das zwanzigste Jahrhundert wird zur Entschädigung Venezuela zum reichsten Erdölland Südamerikas und zum drittreichsten der Welt machen und so gerade in schwerster Krisenzeit die Republik vor wirtschaftlichem Niederbruch und politischen Wirren bewahren.

Eine Wandlung war nur durch gründliche Umgestaltung des kolonialen Zustandes möglich, also durch Einführung der modernen Technik. Das hieß in der Landwirtschaft Rationalisierung, im Bergbau Einsatz moderner Maschinen und im Gewerbe Industrialisierung. Dazu waren drei Voraussetzungen nötig: Unternehmer, Arbeiter und Kapital. Südamerika mußte erst diese vom Ausland erhalten, um in zweiter Linie sie aus den eigenen Kräften neu schaffen zu können. Menschen! war zunächst die Parole. Die Argentinier haben den Spruch geprägt, daß Regieren so viel heiße wie Siedeln. Die europäischen Einwanderer, vor allem die Italiener, haben die ausfuhrfähige Landwirtschaft geschaffen, die heute Argentiniens Stolz ist, aber dann haben die einheimischen Kreolen ihre Viehzucht so umgestaltet, daß diese heute ebenbürtig neben dem Ackerbau steht. Die Deutschen haben den Süden Chiles urbar gemacht, und die Chilenen selbst haben von ihnen gelernt und an der alten Indianergrenze eine Weizenzone geschaffen, die heute mehr als den heimischen Bedarf bei günstiger Witterung zu decken vermag.

Die nächste Parole hieß: Arbeiter. Den Südamerikanern fehlte es nicht an Arbeitswilligkeit, wohl aber an der technischen Ausbildung, die die Alte Welt ihren Kindern in reichem Maße gewährte. Über die einfachsten

Handgriffe hinaus mußte die Bedienung der Maschinen, ja die strenge Zucht moderner Fabrikbetriebe erst gelernt werden. Es war wohl möglich, Bergwerksarbeiter in den alten Minengebieten Nord-Chiles aufzutreiben, aber Vorarbeiter und erst recht Ingenieure und wissenschaftlich geschulte Leiter der nach schwierigen chemischen Formeln arbeitenden Betriebe konnten nur von Europa kommen. Noch schwieriger war es, Kapital aufzutreiben.

Südamerika ist reich an Bodenschätzen, aber es zeigte sich in der Zeit der Freiheit das gleiche Bild wie in der Kolonialzeit. Der aus den Bergwerken stammende Reichtum zerrann zwischen den Fingern und hinterließ — um ein Wort eines Südamerikaners zu wiederholen — nur ein großes Loch im Boden. Der größte Teil der Erträgnisse eines Bergwerkes ging in Staatsausgaben drauf und in den Kosten, die das Suchen nach weiteren Minen verursachte. Wie die Schätze Perus und Bogotas verwendet wurden, nach dem Reiche des Dorado zu suchen, so ließen sich die Besitzer großer Minen verleiten, ihr Geld für Schürfungen und Bohrungen auszugeben, die meist erfolglos verliefen. Das Kapital für die wirkliche Erschließung Südamerikas mit allem, was dazu gehörte, für Eisenbahnen, Straßenbauten, Maschinen, Hafenanlagen, Silos und Industrieunternehmungen konnte nur vom Auslande kommen.

Im neunzehnten Jahrhundert hat England dieses Kapital gestellt, da es über die entwickelte Maschinenindustrie verfügte und das Geburtsland der Eisenbahn war. Vor allem die Erschließung Argentiniens erfolgte durch britisches Kapital. Das Bankhaus Baring hat sich an dieser Aufgabe übernommen und sah sich Anfang der neunziger Jahre vom Zusammenbruch bedroht. Dann drang aber deutsches Kapital und deutscher Unternehmungsgeist rasch vor. Wäre der Weltkrieg mit seinem unglücklichen Ausgange nicht dazwischengekommen, hätte sich die Zusammenarbeit zwischen Deutschland und Südamerika sehr viel inniger gestalten lassen. So benutzten die Nordamerikaner ihren finanziellen Vorsprung, um während des Weltkrieges und in den folgenden zehn Jahren ihren Einfluß in Südamerika sehr zu stärken. Die Eröffnung des Panama-Kanals 1915 öffnete die Bresche, durch die sich nordamerikanisches Kapital in die bisher zurückgebliebene nördliche Pazifikküste ergoß und bis nach Chile die wirtschaftliche Vormachtstellung an sich riß.

Das ist der Hintergrund, vor dem sich die südamerikanische Geschichte der letzten hundert Jahre abspielte. Sie war zunächst ein Kampf der Kerngebiete um die Macht in den Außenbezirken oder des Einheitsstaates gegen

die auflösenden Bestrebungen der Föderativen. Sodann setzte der Kampf der einzelnen Kerngebiete um die Macht in wichtigen Außengebieten mit den Nachbarn ein. Das war der Sinn des Salpeterkrieges, den Chile 1879 bis 1882 gegen Peru und Bolivien führte und der mit dem Siege Chiles und dessen Eroberung der salpeterhaltigen Atacama-Wüste endete. Der Versuch Paraguays indes, gegen Argentinien, Brasilien und Uruguay die Herrschaft über die La-Plata-Mündung an sich zu reißen, endete in dem grauenvollen Paraguay-Krieg 1865 bis 1870 mit der fast vollständigen Ausrottung seiner Bevölkerung.

Diese Kämpfe spiegeln sich auch in den innerpolitischen Entwicklungen wider. Es ist sicher nicht richtig, die Vertreter des Kerngebietes überall mit den Konservativen und deren Gegner mit den Vertretern der Randgebiete gleichzusetzen. In den meisten Fällen trifft das jedoch zu. In den Kerngebieten saßen die Großgrundbesitzer, in den Randgebieten entwickelte sich erst die neue Wirtschaft, dazu noch mit starkem Einschlag ausländischer Einwanderer, die, zunächst von der politischen Macht ausgeschlossen, danach strebten, ebenfalls Einfluß zu gewinnen. Es konnte vorkommen, daß die Hauptstadt selbst das Interesse des Grenzgebietes vertrat, wie etwa Buenos Aires, das der erst spät aufblühenden Pampa gegen die alten Viehzuchtgebiete des Inneren, die konservativ waren, beistand. Die Radikalen in Buenos Aires, die in den neunziger Jahren der Regierung manche Sorge bereiteten, bis sie selbst an die Macht kamen — zugleich mit der Erringung des endgültigen Übergewichts der Pampa über das Hinterland —, lassen sich ebenso als Beispiel dafür anführen wie die Radikalen in Chile, deren Hauptsitze im Süden, jenseits der alten Indianergrenze, oder im Norden, der erst spät in die Republik einbezogenen Atacama-Wüste, oder wenigstens im Norte Chico, der alten Bergwerksgegend von Coquimbo und Serena, liegen. Die Konservativen Perus stützen sich auf die großen Güter der Küste, während die Opposition grollend in Arequipa im Süden zu wohnen pflegt, von wo aus die meisten Revolutionen ihren Weg in die Hauptstadt Lima gefunden haben. In Ecuador ist der Gegensatz zwischen der neuerungssüchtigen Hafenstadt Guayaquil und dem im Hochland gelegenen Quito für die innere Politik entscheidend, während wir in Columbien den Widerstreit der abgeschlossenen Hochlandgebiete im Süden, Pasto und Popayan mit ihrer streng konservativen Bevölkerung, und des handelsoffenen Nordens, der Küste, des Cauca-Tals und der Landschaft um Medellin, finden. Es konnte vorkommen, daß sich Konservative, also Vertreter des Kernlandes, mit den Radikalen, den Vertretern der Randgebiete,

zusammenfanden, wenn sie einen gemeinsamen Feind in den Liberalen sahen, den Vertretern derjenigen Mächte, die nicht an feste Landschaften gebunden sind wie Geld und Industrie, oder in einem starken Präsidenten, der sich auf das Heer und das Beamtentum stützt. Die chilenische Revolution von 1890 gegen den Präsidenten Balmaceda war dafür ein gutes Beispiel.

Nicht alle Machtgegensätze werden blutig ausgetragen. Sie werden in Südamerika sehr häufig friedlich durch Schiedsspruch beigelegt, wie der Streit Chiles und Argentiniens über die Grenzziehung in Patagonien oder zwischen Bolivien und Brasilien über das Acre-Gebiet. Auch in der Innenpolitik hat der Wahlzettel die alte Form politischer Willenskundgebung, den revolutionären Putsch, zurückgedrängt. Die Revolution bleibt aber ein Mittel des politischen Streites, und zwar in einem Maße, das ausländische Beobachter immer wieder erstaunen läßt. Erst die Krise der Demokratie in Europa und das Schwinden des Glaubens an den alleinseligmachenden Entscheid des Wahlzettels läßt die südamerikanische Politik besser verstehen. Manchmal mag es wohl scheinen, daß die Geschichte Südamerikas nur eine Geschichte der verschiedenen Revolutionen darstellt, die scheinbar ohne tieferen Sinn einen Machthaber durch den anderen abwechseln lassen. Aber die südamerikanische Entwicklung der letzten hundert Jahre in diesem Lichte sehen hieße etwa so viel, als wollte man die europäische Geschichte im Mittelalter nur als eine Folge von unaufhörlichen Fehden weniger Adelsgeschlechter und Städte sehen.

Die Revolutionen, erfolgreiche oder gescheiterte, berühren den eigentlichen Gang der Geschichte nur äußerlich. Hinter dem Wechsel der führenden Persönlichkeiten steht die wirtschaftliche Entwicklung und steht der innere und äußere Wandel der Nationen. Wo ein willensstarker Mann sich diesem Wandel entgegenwirft, wird er ihn vielleicht eine Zeitlang aufhalten, aber dann wird er durch eine Revolution weggeschwemmt werden, wie der chilenische Präsident Balmaceda, der das Aufkommen der Geldmächte abwehren wollte. Wo ganze Schichten, pochend auf überlieferten Besitz, sich ausschließen wollen, werden sie ebenfalls dem Druck der Macht der aufstrebenden Volksmassen weichen. Das war das Kennzeichen der chilenischen Militärerhebung 1924. Wo ein ganzes Land abseits steht und den Anschluß an die neue Zeit nicht findet, da wird ein Mann auftreten, der mit Gewalt diesen Anschluß bringt. Das ist der Grundgedanke der Machtergreifung Leguias in Peru und des Vicente Gomez in Venezuela gewesen. Aber dann kommen die Zeiten, da die Nationen oder wenigstens ihre bedeutendsten Köpfe sich fragen, ob der eingeschlagene Weg richtig

ist oder ob er etwa zum Verderben führt. Das sind die Zeiten der wirklichen Krisen. Da hilft es auch nichts, daß die berufenen Führer in Regierung oder Parlament keine Antwort wissen und verzagen, da muß eine Lösung gefunden werden, und deren Ausdruck ist wiederum die Revolution. Es kann sein, daß nach verhältnismäßig kurzer Zeit auch die neuen Kräfte einsehen, daß ihr Weg nicht besser, vielleicht sogar schlechter ist als der frühere. Dann wird eine neue Revolution sie wegschwemmen. Die alten Verhältnisse werden jedoch in keiner Weise wiederkommen. Das Rad der Entwicklung läßt sich nicht zurückdrehen. Das war der Sinn der Revolutionen in den dreißiger Jahren.

Der Weltkrieg mit seiner Absperrung Südamerikas von Europa durch Blockade und der Bindung der produktiven Kräfte durch den Krieg hatte die Notwendigkeit einer Industrialisierung und Modernisierung der Wirtschaft erwiesen. Zugleich hatten die sozialistischen Bewegungen einen starken Auftrieb erhalten. Beide Kräfte verbanden sich gegen die konservativen Grundbesitzer zum Zwecke der Industrialisierung ihres Landes. Die Kriegsgewinne hatten eine neue Gesellschaftsschicht emporsteigen lassen, die sich nun mit der Armee, dem Mittelstande und den aufsteigenden Schichten der Randprovinzen zusammenschloß. Diese Vereinigung beherrschte nach dem Weltkrieg das politische Gesicht Südamerikas.

Dabei war es gleichgültig, ob die neuen Männer unter einer alten Fahne fochten oder eine neue aufpflanzten, ob sie einem Machthaber dienten, der bereits vor dem Weltkrieg entscheidenden Einfluß besaß, ob sie die Form der Militärdiktatur, der Parteidiktatur oder des parlamentarischen Systems wählten. Gerade in diesem Umstande, daß es weder auf die einzelnen Männer noch auf die äußeren Formen ankam, liegt der Beweis, daß diese Bewegung tiefer ging und von geschichtlichen Zufälligkeiten frei war.

In Argentinien hatte während des Weltkrieges Hipolito Irigoyen als Präsident die Neutralität gegen das Parlament verteidigt. Er wurde 1928 wieder in die Präsidentschaft berufen und versuchte vergeblich, die unter seinem Vorgänger Alvear eingerissenen Mängel zu beseitigen. Im Gegenteil ließ sein Mißtrauen gegen seine Umgebung ihn versuchen, nach dem Buchstaben der Verfassung alle wichtigen Staatsgeschäfte selbst zu erledigen, so daß er nach verhältnismäßig kurzer Zeit sich überhaupt nicht mehr zurechtfand und um ihn herum der Tanz ums Goldene Kalb erst recht Orgien feierte. In Chile hatte Arturo Alessandri sich 1920 an die Spitze der neuen Bewegung der unteren Volkskreise gestellt und war von ihr in die Präsidentschaft getragen worden. Da er die in ihn gesetzten

Hoffnungen nicht erfüllte, wurde er 1924 durch eine Militärerhebung abgesetzt, später zurückgerufen und erneut in die Verbannung geschickt. Die Kräfte, die ihn trugen, waren stärker als er, und sie gingen ihren Weg, unbeirrt, wie weit er selbst mit ihnen übereinstimmte. Der neue Mann, Carlos Ibañez, entstammte dem Heere, auf das er sich vor allem bei seiner Aufbauarbeit stützte. War Alessandri noch ein Vertreter des Parlamentarismus gewesen — dessen Schwächen er allerdings auch wie kein anderer kennenlernte —, so war Ibañez Anhänger der autoritären Staatsform.

Für Peru waren diese Unterschiede bedeutungslos. Dort regierte nach 1919 Leguia, der bereits von 1908 bis 1912 Präsident gewesen war, ohne Parlament oder Volk zu fragen. War er ursprünglich als Vertreter der Aristokratie groß geworden, so paßte er sich dennoch nach dem Weltkrieg den Umständen an und deckte mit seinem Namen die Politik, die alle südamerikanischen Staaten in den zwanziger Jahren treiben mußten, nämlich die der Hereinnahme großer Summen ausländischen, also vorwiegend nordamerikanischen Kapitals, um die wirtschaftliche Entwicklung dem europäischen und, wenn möglich, dem nordamerikanischen Tempo anzugleichen. Selbst der Präsident von Venezuela, Gomez, der seit 1908 die Macht in der Hand hielt — vorübergehend begnügte er sich mit dem Range des Oberbefehlshabers des Heeres —, mußte sich diesem Zug der Zeit fügen, nur daß er, klüger als andere Machthaber Südamerikas, es vorzog, die Rechte auf das Petroleum seines Landes teuer zu verkaufen, als sich in gewagte Unternehmungen einzulassen und große Schulden im Auslande aufzunehmen.

Selbst ein Land wie Bolivien schlug unter dem Präsidenten Siles diesen Weg ein. Die Lockung großer nordamerikanischer Kredite war zu stark (die europäischen Staaten ließen sich damals übrigens genau so verleiten), und dazu blieb die Hoffnung, daß es in verhältnismäßig kurzer Zeit gelingen werde, auch große Schulden auf der Grundlage eines aufgeblühten und von starker Bevölkerung besiedelten Landes ohne ernste Schwierigkeiten abzuzahlen. Am zurückhaltendsten war das von den Konservativen regierte Columbien, und es sollte zum Dank dafür auch die große Wirtschaftskrise mit am leichtesten überstehen. Auch die drei kleineren Republiken Ecuador, Paraguay und Uruguay versuchten, mit Hilfe ausländischen Kapitals Schritt mit der allgemeinen Aufwärtsbewegung zu halten, wobei ein Handelsland wie Uruguay gegenüber dem von Grenzfragen politisch gefährdeten Paraguay oder dem am inneren Gegensatz zwischen Hafenstadt und Hochfläche krankenden Ecuador im Vorteil war.

Aber alle diese einzelnen Entwicklungen wurden durch die große, von Nordamerika ausgehende Wirtschaftskrise der dreißiger Jahre jäh unterbrochen.

Die Krise traf die südamerikanischen Republiken im ungünstigsten Augenblick, als nämlich die großen, mit sehr hohen Kosten begonnenen Unternehmungen gerade anliefen und noch nicht in der Lage waren, voll zu produzieren. Die angefangenen Arbeiten mußten aus Mangel an neuem Kapital stillgelegt werden, die in sie hineingesteckten Summen waren zunächst verloren, und dafür blieb den Staaten eine Schuldenlast, die bei den geringen Einnahmen des schrumpfenden Außenhandels nie abgetragen werden konnte. Die enge Verflechtung der südamerikanischen Wirtschaft mit dem Welthandel und noch mehr die des Staatshaushaltes mit dem Außenhandel rächte sich bitter. Erschwert wurde die Lage dadurch, daß die politische Verbindung von Mittelstand, Arbeiterschaft und Armee Bedürfnisse großgezogen hatte und soziale Verpflichtungen hatte übernehmen lassen, die jetzt nicht erfüllt werden konnten. An dieser Unmöglichkeit, das Programm durchzuführen, sind die meisten südamerikanischen Regierungen Anfang der dreißiger Jahre gescheitert.

Gegen sie erhoben sich die revolutionären Kräfte, vor allem die Studenten und die entlassenen Beamten. Nutznießer waren aber die Konservativen, die allein inmitten der Krise ein festes Programm und eine klare Politik aufweisen konnten, die Politik der Rückkehr zur Landwirtschaft und zur Selbstgenügsamkeit und der Abkehr von den stolzen Plänen der zwanziger Jahre und der engen Verflechtung mit dem kapitalistischen Weltmarkt. In Argentinien verbanden sich die Konservativen mit dem Heer und den Sozialisten und setzten in offener Revolution den greisen Präsidenten Irigoyen ab. An seine Stelle trat der General Uriburu, der bereits nach kurzer Zeit dem General Justo sein hohes Amt übergab.

In Chile versuchte der Präsident Ibañez, das Ruder herumzureißen und durch äußerste Sparsamkeit den Staat zu halten. Angesichts des Zusammenbruchs der Ausfuhr, die fast ausschließlich auf Kupfer und Salpeter beruhte, mußte er sein Amt niederlegen. Die Konservativen versuchten, unter Montero eine Regierung zu bilden, die auch einen kommunistischen Aufstand der Flotte niederwerfen konnte, jedoch der Vereinigung des Heeres mit den sozialistischen Kreisen nicht gewachsen war. An ihre Stelle trat durch militärischen Handstreich eine sozialistische Regierung, die einer Militärdiktatur Platz machen mußte, die wiederum enge Verbindung zu den Anhängern des gestürzten Präsidenten Ibañez unterhielt. Erst die Einigung der Konservativen mit ihrem früheren Gegner Alessandri brachte diesen 1932 bis

1938 in die Präsidentschaft und gab dem Lande den inneren Frieden wieder. In Peru fegte die Krise die Regierung Leguia weg. Um sein Erbe bemühten sich zwei Richtungen, die Konservativen, die sich auf das Heer stützten und den Obersten Sanchez Cerro zur Macht brachten, und die Sozialisten unter Haya de la Torre. Dieser hatte bereits 1924 eine neue Bewegung ins Leben gerufen, die Apra (Abkürzung für Alianza Popular Revolucionaria Americana), und ihr ein umfassendes Programm gegeben. Bei den Präsidentschaftswahlen blieb Sanchez Cerro Sieger, wie seine Gegner behaupteten, nur dank dem Eingreifen der Gewalt, aber er wurde 1933 ermordet. Wieder war Arequipa der Ausgangspunkt einer neuen Militärbewegung, die sich aber nach kurzer Zeit ebenfalls gegen die Apra richtete, die vorübergehend zugelassen war. Oscar Benavides wurde Präsident.

In Columbien gewannen die Liberalen unter Olaya Herrera auf friedlichem Wege über den Stimmzettel 1930 die Macht nach langer konservativer Regierung. Es gelang ihnen, den Anschluß an die neue Zeit ohne Revolution und gewaltsamen Umsturz zu erreichen. Auch in Venezuela konnte die Diktatur des Präsidenten Gomez ohne ernste Reibungen friedlich in eine verfassungsmäßige Regierung seines früheren Kriegsministers Contreras übergeführt werden, als Gomez 1935 im Alter von achtundsiebzig Jahren starb. Dazu trug wesentlich bei, daß schwere wirtschaftliche Katastrophen, wie sie die anderen südamerikanischen Länder heimsuchten, Venezuela erspart blieben, dem einzigen Lande, das keine ausländischen Staatsschulden zu tragen hatte.

In Ecuador hatte die Krise sich besonders im Zusammenbruch des Kakaomarktes ausgewirkt und 1931 zum Sturz des Präsidenten Ayora geführt, doch fand das Land so bald seine Ruhe nicht wieder. Bis in die Gegenwart hinein mußten die verschiedenen Regierungen mit Umsturzversuchen kämpfen. Glücklicher war Uruguay unter dem Präsidenten Terra daran, der 1931 zur Präsidentschaft berufen wurde und nach vergeblichen Versuchen der dritten Internationalen, in Montevideo Fuß zu fassen, dem Lande zu neuer Blüte verhalf. Dagegen verstrickten sich die Republiken Bolivien und Paraguay, obwohl sie beide unter der Wirtschaftskrise schwer zu leiden hatten — Bolivien durch den Zusammenbruch des Zinnmarktes, Paraguay durch die Einfuhrbeschränkungen für Mate-Tee in Argentinien — in einen blutigen Krieg, der erst 1938 durch einen Friedensschluß beendet wurde.

Als im September 1939 in Europa der Krieg ausbrach, hatten die südamerikanischen Länder durchweg die Folgen der Wirtschaftskrise überwunden und befanden sich vor allem wirtschaftlich wieder im Aufstieg.

IV

Die Landwirtschaft

Spanisch-Südamerika ist auch heute noch ein überwiegend landwirtschaftliches Gebiet. Es mag Länder geben, in denen der Bergbau, was den Wert seiner Erzeugnisse anbetrifft, an erster Stelle vor der Landwirtschaft steht, aber nicht in bezug auf die Menschen, die in dieser arbeiten und von ihr leben. So mögen im Durchschnitt der letzten Jahre Salpetergewinnung und Kupferbergbau rund vier Fünftel der chilenischen Ausfuhr stellen und damit an Wert die Ergebnisse der Landwirtschaft weit übertreffen. Aber in der Salpeterindustrie haben auch in den besten Jahren nicht mehr als 60 000 Arbeiter und in der Kupferindustrie sogar nie mehr als 24 000 Arbeiter ihr Brot gefunden. Selbst wenn wir mitrechnen, wer alles indirekt von diesen großen Ausfuhrindustrien gelebt hat, die Hafenarbeiter, die Angehörigen des Verkehrswesens und die Zuliefer-Industrien, so ergibt sich dennoch eine verschwindende Zahl gegenüber der Landwirtschaft, die den Hauptteil der Bevölkerung selbst im reichen Minenlande Bolivien ausmacht.

Wenn wir von der südamerikanischen Landwirtschaft sprechen, so müssen wir zwei grundsätzlich verschiedene Zweige unterscheiden, die für den heimischen Bedarf arbeitende, meist noch in kolonialen Formen verharrende Landwirtschaft und diejenige, die für den Weltmarkt, also für die Ausfuhr, produziert. Wir können uns diesen Gegensatz nicht scharf genug vorstellen. Das gilt auch da, wo eine exportorientierte Landwirtschaft, wie die argentinische Viehzucht oder Weizenkultur, naturgemäß auch für den Inlandmarkt mitsorgen muß, oder dann, wenn die chilenische Landwirtschaft in einem günstigen Jahre derartige Überschüsse hervorbringt, daß sie auf den Weltmarkt gebracht werden können, obwohl die chilenische Landwirtschaft zunächst nur die heimischen Bedürfnisse befriedigen soll.

Eine Landwirtschaft, die im zwanzigsten Jahrhundert für den Weltmarkt erzeugen will, muß ihrem Wesen nach kapitalistisch eingestellt sein. Ist sie es nicht, so kann sie vorübergehend Erfolge erzielen, wenn äußere

Umstände, etwa große Mißernten in den wichtigsten Erzeugergebieten, das gestatten. Sie wird aber nach verhältnismäßig wenigen Jahren bereits ein Opfer der Preisschwankungen und der unterschiedlichen Aufnahmefähigkeit des angeblichen Weltmarktes werden. Umgekehrt wird die kapitalistisch ausgerichtete Landwirtschaft die Aufgabe der inneren Versorgung nur mangelhaft erfüllen können. Sie jagt gleißenden Gewinnen nach, richtet sich nach Rentabilitätsberechnungen und vergißt dabei, sich den Erfordernissen des begrenzten heimischen Marktes anzupassen. Eine Vereinigung beider Formen der Landwirtschaft ist oft angestrebt worden. Seit der großen Wirtschaftskrise der dreißiger Jahre zielt dahin die Agrarreform aller südamerikanischen Länder. Praktische Erfolge sind nur in begrenztem Umfange möglich gewesen.

Zunächst muß es überraschen, daß nur ein Land, Argentinien, Getreide für den Weltmarkt erzeugt. Aber wenn wir beobachten, welch große natürliche Vorteile der argentinische Getreidebau gegenüber dem aller anderen südamerikanischen Länder genießt, wird uns verständlich, daß diese nicht wagen können, in einen ernsten Wettbewerb mit dieser reichen Kornkammer zu treten. Die weite, baum- und steinlose Ebene der Pampa läßt wie kaum sonst ein Gebiet die Verwendung modernster Maschinen zu. Die Nähe der Küste erlaubt, die Eisenbahnen ganz auf den Transport von Getreide einzustellen. Dennoch hat es sich gezeigt, daß die Rentabilität auch dieser Landwirtschaft, die keine künstliche Düngung braucht und noch dazu billige ausländische Arbeitskräfte in reicher Zahl zur Verfügung hat, an eine Grenze gebunden ist, die durch die Entfernung vom nächsten Hafenplatz gegeben ist. Diese Grenze wird verstärkt durch die klimatischen Bedingungen.

Sowohl nach Westen wie nach Süden nimmt, von Buenos Aires aus gerechnet, die Häufigkeit der Niederschläge ab. Es erscheint zweifelhaft, ob über die heutigen Grenzen des Weizenanbaues hinaus noch wesentliche Gebiete in Argentinien unter den Pflug genommen werden können. Dabei entfallen von einer Gesamtfläche von 280 Millionen Hektar in Argentinien noch keine 10 v. H. auf kulturfähiges Land. Nur eine gründliche Veränderung der Anbaumethoden und der technischen Hilfsmittel könnte eine Änderung bringen. Argentiniens Exportfähigkeit ist auf die Verbindung besonders günstiger Voraussetzungen mit größtmöglichem Einsatz modernster Hilfsmittel zurückzuführen. Die ausländischen Einwanderer, die vom Grundbesitzer Land und Saaten gestellt bekamen und dafür die Hälfte des Ertrages ihrer Arbeit abgeben mußten, haben das Äußerste aus dem ihnen

überlassenen Land herausgeholt. Sie waren sehr bald in der Lage, sich moderne Maschinen anzuschaffen, während die Bereitstellung von Arbeitskraft lange ein Problem blieb.

Die Lösung, die sich um die Jahrhundertwende anbahnte, daß nämlich große Scharen von italienischen und spanischen Wanderarbeitern nach Argentinien kamen, mit der Ernte in den klimatisch bevorzugten Gebieten begannen, dann mit dem Reifen der Ernten langsam nach Süden wanderten und sich wieder einschifften, wenn die Frucht des Ackers geborgen war, hatte ihre Vorteile und Nachteile. Argentinien hat sich lange vorgerechnet, daß es so die Aufzucht und den Unterricht der Jugend und die Versorgung des Alters erspare, wenn es die Ausländer nur in der Blütezeit ihrer Jahre beschäftige und dazu nur in der arbeitsreichsten Zeit. Diesem äußerlichen Vorteil stand jedoch die Entwurzelung des Landarbeiters gegenüber und das Fehlen eines bodenständigen Bauerntums. Eine Landwirtschaft wie diejenige, die sich unter den argentinischen Bedingungen entwickelte, mußte den einseitigen Anbau gewisser Getreidesorten und die Ausdehnung der Viehzucht in besonderen Zuchtfarmen bringen. Das Kennzeichen der westeuropäischen Landwirtschaft, das allseitige Bauerntum, das eine größere Bevölkerungsdichte gestattet, konnte sich in Argentinien nicht entfalten.

Wo der Großgrundbesitz sich nicht durchsetzen konnte, an der Indianergrenze des Nordens, da entwickelte sich ein anderer Kolonialtyp, der Siedler, der ähnlich wie der Grenzer in Nordamerika den Drang in sich spürte, mit der ersten Welle der Kultur vorwärtszudringen, und leicht spekulativ der gerade günstig erscheinenden Bebauungsart nachstrebte. In diesem Geiste wurde in Nord-Argentinien, in Misiones und im Chaco zuerst Mate-Tee und später Baumwolle angebaut. Das Hauptgewicht der argentinischen Landwirtschaft liegt jedoch in der Pampa. Dabei können wir in der näheren Umgebung von Buenos Aires einen Gürtel der hochentwickelten Viehzucht, vor allem der Zucht von Milchkühen, feststellen, während der Getreidegürtel erst in größerer Entfernung von der Hauptstadt folgt. Auch können wir bemerken, daß die alteingesessenen Familien die Viehzucht vorziehen, während der Getreidebau mehr den Einwanderern, vor allem den Italienern, vorbehalten ist.

Die Leistungen, die auf durchaus nicht immer vorbildlichem Lande erzielt wurden, sind erstaunlich. Argentinien erzeugt etwa den fünfzehnten Teil der Welterzeugung an Weizen und stellt ein Fünftel des Welthandels. Die Ernte 1939 war mit 4 Millionen Tonnen allerdings ungewöhnlich gering, doch lag das an ungewöhnlichen Witterungsverhältnissen. Diese,

besonders die langanhaltenden Trockenheiten, verhindern auch, daß der Kleinbesitz vordringt, weil nur kapitalkräftige Grundbesitzer so schwere Zeiten überstehen können. Die Weizenernte des vorangegangenen Jahres lag mit 9,15 Millionen Tonnen in der Nähe der — damals allerdings geringen — kanadischen Ernte von 9,5 Millionen Tonnen. So ist Argentinien heute eine der großen Kornkammern der Erde.

Ebenso bedeutend ist die Stellung Argentiniens in der Maiserzeugung. Wohl hatte es in den letzten Jahren die zweite Stelle der Mais erzeugenden Länder nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika an Rumänien verloren, nachdem es seine Maisausfuhr vor der großen Weltwirtschaftskrise auf über 8 Millionen Tonnen hatte steigern können. Dagegen erreichte die letzte argentinische Maisernte die Höhe von 11 Millionen Tonnen. Ebenso ist seine Stellung in der Welterzeugung von Leinsaaten ganz hervorragend; es allein erzeugt mehr als alle anderen Länder der Erde zusammen. Während Mais mehr im Nordosten der Provinz Buenos Aires angebaut wird, liegt das Schwergewicht der Leinsaaten im Norden, in den Provinzen Santa Fé, Cordoba und Entrerios.

Neben diesen großen Exportgütern werden wohl noch andere Ernten erzielt, aber diese bedeuten nicht mehr, wie die obengenannten, das Schicksal der argentinischen Wirtschaft und des argentinischen Staates. Zwei Fragen sind dabei entscheidend, die Höhe der eingebrachten Ernte und noch mehr der auf dem Weltmarkt erzielte Preis. Die argentinische Landwirtschaft hat die Selbstkosten durch äußerste Rationalisierung und dank den billigen Arbeitskräften ungewöhnlich senken können. Dabei hat sie auf kostspielige Methoden verzichtet und gibt sich auch mit nicht sehr hohen Durchschnittserträgen je Hektar zufrieden. Wenn aber der Weltmarktpreis zusammenbricht, wie wir das in den letzten zehn Jahren erlebt haben, dann kann Argentinien mit seiner geringen Bevölkerung nicht auf einen heimischen Markt blicken, der zunächst einen Puffer gegen die Schwankungen der internationalen Börsen abgeben könnte.

Der Fluch der einseitigen Anbauzonen, der Monokulturen, lastet auf Argentinien. Was es von landwirtschaftlicher Seite tun konnte, um seine Abhängigkeit vom Weltmarkt zu erleichtern, hat es getan. Es hat versucht, an den Randgebieten Oasenkulturen aufzuziehen, die die Selbstversorgung mit wichtigen landwirtschaftlichen Erzeugnissen sichern sollten, und zugleich landwirtschaftliche Gebiete zu schaffen, die sich auf einen gesicherten Binnenmarkt stützen können. Mendoza an der Straße nach Chile ist heute der Mittelpunkt einer reichen Weinbaulandschaft, deren Erzeugnisse den

heimischen Bedarf sowohl an Tafeltrauben wie an Wein befriedigen können und die sogar begonnen hat, Wein und Trauben auszuführen. Tucuman weiter im Norden ist Sitz einer blühenden Zuckerrohrindustrie, die ebenfalls versucht, Überschüsse im Ausland unterzubringen. Das setzt allerdings staatliche Unterstützung voraus.

Es läßt sich sagen, daß Argentinien im Westen und Nordwesten trotz der bestehenden natürlichen Schwierigkeiten diese Kulturen durch größere Bewässerungsanlagen ausdehnen könnte, wenn die Verkehrsverhältnisse nicht so schwierig wären, wie die, die durch die Mauer der Anden im Westen verursacht werden. Als Absatzgebiet kommt so fast ausschließlich Buenos Aires in Betracht, allerdings mit einer ungewöhnlich hohen Kaufkraft seiner drei Millionen Bewohner, rechnet man die Umgebung dazu. Ist aber einmal der natürliche Bedarf dieser Menschen befriedigt, so fällt es schon schwer, die übrigen Gebiete mit ihrer dünnen Bevölkerung zu angemessenen Preisen zu versorgen. Sobald der Bereich der schützenden Zollmauern überschritten wird, sind die Erzeugnisse dieser entlegenen Gebiete einem Wettbewerb ausgesetzt, dem sie unter der Belastung der weiten Eisenbahnfrachten nicht gewachsen sind.

Die Südamerikaner haben das Problem der Monokulturen, der einseitigen Bevorzugung gewisser Ausfuhrgüter, gründlich untersucht. Sie sind sich der Schattenseiten durchaus bewußt. Sie haben jedoch einsehen gelernt, daß eine Ausfuhr größeren Umfanges nur durch eine gewisse Monokultur möglich ist. Eine Landwirtschaft, die ohne ausreichenden Rückhalt an einem heimischen Markt auf die Ausfuhr nicht eines Bruchteiles, sondern des Hauptteiles ihrer Erzeugung angewiesen ist, muß alle nur möglichen Mittel der Verbilligung der Erzeugungskosten ergreifen, und es hat sich stets gezeigt, daß dann die einseitige Einstellung einer ganzen Landschaft auf ein einziges Erzeugnis sehr große Vorteile bietet.

Als Argentinien in den achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts begann, seine Landwirtschaft in großem Maße auszubauen, da schien die Möglichkeit nicht zu bestehen, daß einmal der Weltmarkt als Abnehmer unbegrenzter Mengen von Lebensmitteln versagen könnte, immer unter der Voraussetzung, daß sie billig genug angeboten würden. Die Gefahr der Monokultur, daß die Erzeugnisse deswegen von einem anderen Lande nicht abgenommen würden, weil dieses seine eigenen Erzeuger nicht preisgeben will, lag damals außerhalb der politischen Vorstellung. Wir wollen nicht vergessen, daß erst nach der Gründung des Bismarck-Reiches in Deutschland der Gedanke des Schutzzolles erwachte und an die Stelle

des von den Engländern eifrig gepredigten Freihandels trat. Zwei Dinge ließen sich damals nicht überschauen, die Möglichkeit, daß die rasche Bevölkerungsvermehrung in Europa nachlassen oder sogar zum Stillstand kommen könnte, und die Entwicklung der Wissenschaft und der Technik, die es erlaubte, auch auf begrenztem Raume immer größere Ernten zu erzielen.

Wenn wir den englischen Einfluß in Argentinien feststellen können, so dürfen wir nicht vergessen, daß er dem wirtschaftlichen Aufbau von Argentinien entspricht. Es ist groß geworden als die erste Kornkammer der Erde ohne industrielles Hinterland. Der nordamerikanische Farmer kann mit einem sicheren Absatz eines überwiegenden Teiles seiner Ernten innerhalb der Zollmauern der Vereinigten Staaten rechnen. Kanada ist Bestandteil des britischen Weltreiches und kann somit hoffen, daß dem Absatz seiner Erzeugnisse auf seinem wichtigsten Markte, England, keine politischen Schwierigkeiten bereitet werden. Das gleiche läßt sich von Australien sagen, wozu noch die Erwartung kommt, daß die politische Macht des Mutterlandes groß genug ist, daß der freie Verkehr der Erzeugnisse der Monokultur in die Verbrauchergebiete niemals ernstlich bedroht werden kann. Auch darin hat sich erst im Jahre 1940 ein wesentlicher Wandel vollzogen. Er war jedoch nicht vorauszusehen, als in Kanada oder in Australien der Weizenanbau auf Kosten einer allseitigen landwirtschaftlichen Betätigung gefördert wurde.

Argentinien baute seine Zukunft ausschließlich auf dem Gedanken des Welthandels auf. Der Preis allein sollte entscheiden, ob ein Land die argentinischen Erzeugnisse, Weizen, Mais, Leinsaat oder Wolle und Fleisch, kaufen würde. Welcher Wagemut gehörte dazu, welches Vertrauen in die eigene wirtschaftliche Kraft, aber auch welche Leistung, um allen Widerständen zum Trotz die Landwirtschaft auf den Stand zu heben, den sie heute in Argentinien einnimmt! Noch im Jahre 1890 erzeugte Argentinien 1 v. H. der Welterzeugung von Weizen, in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts waren es 6 v. H., und da diese Erzeugung kaum einen Binnenmarkt fand, stellte Argentinien 18 v. H. der Weltausfuhr von Weizen. In den Jahren 1872 bis 1900 ist die Anbaufläche mehr als verzehnfacht worden. Von 1900 bis 1927, dem Jahr vor dem Beginn der Weltwirtschaftskrise, wuchs die Anbaufläche von Weizen von noch nicht ganz 3,4 Millionen Hektar auf nahezu 8 Millionen.

Diese Erfolge waren nur möglich durch eine ungewöhnliche Anstrengung. Dabei war es entscheidend, daß diese Anstrengung nicht nur die

der Menschen, sondern die des Kapitals, richtiger des ausländischen Kapitals, gewesen ist. Wir können dabei drei Formen unterscheiden: die feste Anlage größerer Summen, vor allem durch Bau von Eisenbahnen und Hafenanlagen, die Bevorschussung der Ernte, wenn möglich noch auf dem Halm, und schließlich die Lieferung von landwirtschaftlichen Geräten auf lange Zahlungsfristen. In den angelsächsischen Darstellungen wird meist nur die erste Form der Beteiligung ausländischen Kapitals erwähnt. Das hat seinen Grund darin, daß die argentinischen Eisenbahnen überwiegend von englischem Kapital gebaut worden sind. Darüber werden die beiden anderen Formen der Finanzierung vergessen, bei denen die Deutschen stark beteiligt waren, seien es die deutschen Kaufleute, die Weizen und andere Erzeugnisse aufkauften (im Jahre 1927 hat das Deutsche Reich für mehr als 1 Milliarde Mark Waren aus Argentinien bezogen), seien es die deutschen Industriellen, die Maschinen lieferten.

Gewiß wurde ein großer Teil dieser Kredite über den Londoner Geldmarkt abgewickelt. Aber einmal handelte es sich dabei vielfach nur um eine technische Verrechnung in dem großen Clearinghause der Welt, zu dem die Engländer gerne die Londoner City gemacht hätten, sodann war das eine Angelegenheit Deutschlands und nicht Argentiniens, denn nur die deutschen Banken sicherten den Kredit für die auf Argentinien laufenden Wechsel. Wir müssen diese Verflechtung der argentinischen Landwirtschaft mit dem alten Begriff des Welthandels uns vor Augen halten, wenn wir die technischen Methoden untersuchen, die die Ausweitung der Erzeugung in diesem ungewöhnlichen Maße ermöglichten.

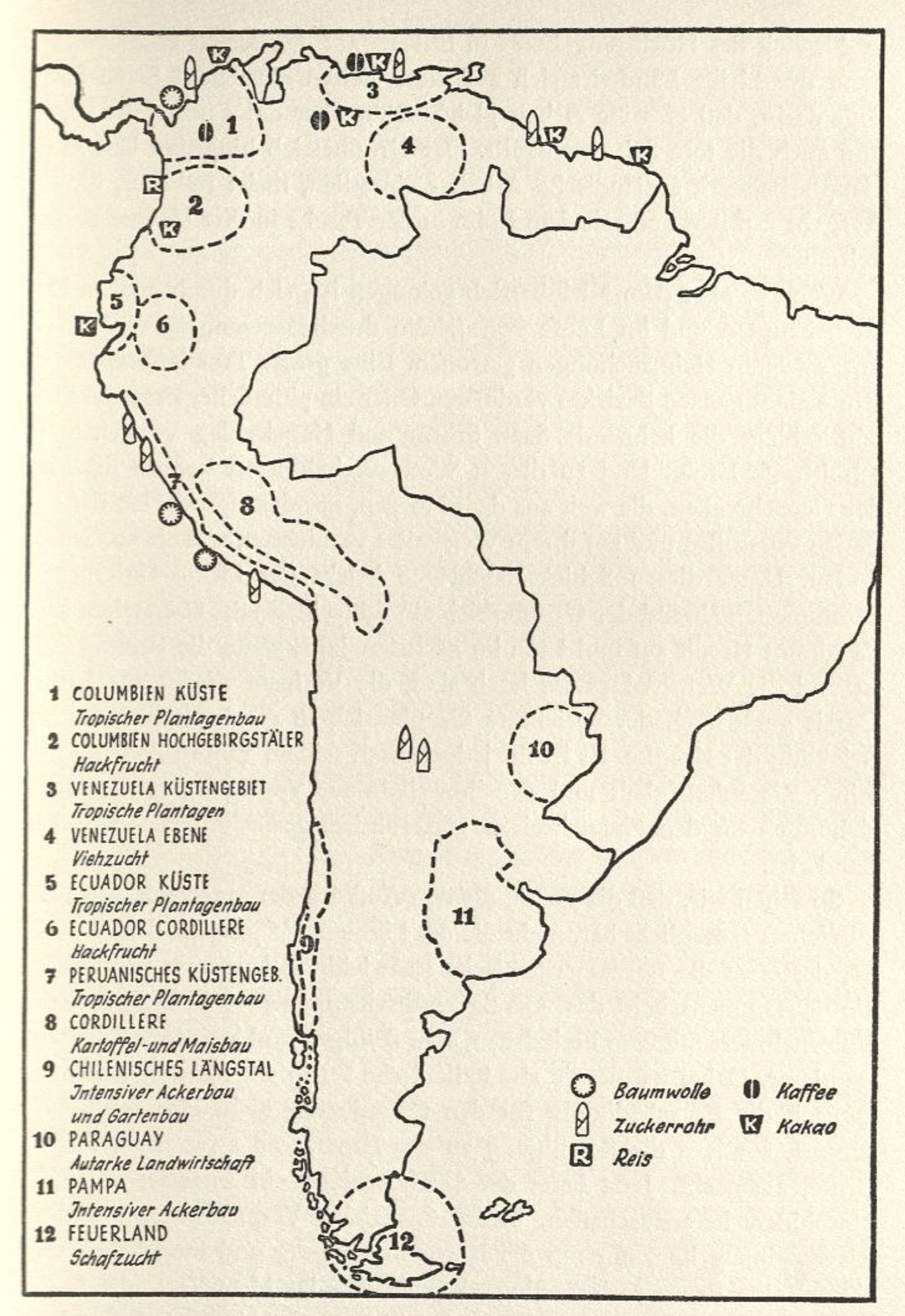
Zweifellos bot die Pampa günstige Vorbedingungen. Kein Baumwuchs störte die Verwendung moderner Maschinen. Es brauchten keine Wurzeln gerodet zu werden, kein Urwald verschlang wieder die Lichtung, die von Menschenhand in unendlicher Arbeit geschlagen worden war. Auf den weiten, ebenen Flächen vermochte sich der Großbetrieb durchzusetzen, der seine Maschinen aufs äußerste ausnutzen konnte und nicht durch ererbte Flurregelung gezwungen war, das Land in kleine Parzellen zu zerlegen.

Dazu kam die Fruchtbarkeit des Bodens, der jahrtausendelang ungenutzt dagelegen hatte, der keine künstliche Düngung benötigte und auch nicht tief gepflügt zu werden brauchte, ja nach Ansicht von landwirtschaftlichen Sachverständigen nicht einmal tief gepflügt werden darf, weil sonst die Scholle zu leicht ihre Feuchtigkeit verliert. Aber das ist nur die eine Seite der Betrachtung. Darüber dürfen wir die andere nicht vergessen.

Die Fruchtbarkeit Argentiniens ist begrenzt. Das gilt einmal für den Weizenertrag je Hektar, der sehr viel niedriger liegt als in Deutschland und selbst in Kanada. Die argentinische Landwirtschaft hat das Kennzeichen der extensiven Bebauung nicht verloren. Das liegt einmal am Boden selbst, der zwar keine künstliche Aufbesserung verlangt, der aber auch nicht mit dem gepflegten Acker Europas zu vergleichen ist. Es fehlen vor allem die seßhaften Arbeitskräfte, die nicht nur säen und ernten, sondern auch Zeit haben, sich der Pflege des Bodens mit jener Sorgfalt zu widmen, die den europäischen Bauern kennzeichnet. Die Maschinen allein sind kein Ersatz, weder für die menschliche Arbeitskraft noch für die Viehhaltung, deren Dung dem Ackerbau nutzbar gemacht wird. Die Argentinier bemühen sich, die Intensität der Landwirtschaft zu steigern, sei es durch Verbesserung ihrer Anbaumethode, sei es durch Erwerb besserer Maschinen, sei es durch Aufwendung sehr hoher Summen für die Viehzüchtung. Die Preise, die etwa in Buenos Aires für hochwertiges Zuchtvieh gezahlt werden, sind erstaunlich hoch. Was rein kapitalistisch für die Landwirtschaft getan werden kann, geschieht. Es fehlt jedoch die Umbildung der kapitalistischen, fast möchte man sagen kolonialen Landwirtschaft in einen Bauernbetrieb. Die ist auch nicht möglich.

Der argentinische Grundbesitzer hat häufig versucht, sein Land in kleinere Betriebe aufzulösen. Das liegt nahe, wenn man bedenkt, daß mittellose europäische Einwanderer kommen und nun sich aus kleinen Verhältnissen emporarbeiten wollen. Jedesmal waren die Versuche der Kleinsiedlung, des Bauernbetriebes, zum Scheitern verurteilt, sobald sie in größerem Umfange gemacht wurden. Das liegt zunächst an den Absatzverhältnissen. Der argentinische Weizen wird ausgeführt. Der innere Verbrauch ist erst mit dem Wachsen der Hauptstadt Buenos Aires gestiegen. Da war aber die Erzeugung bereits so groß, daß auch dieser Verzehr nicht ins Gewicht fiel. Der Exporteur legt jedoch Wert darauf, daß ihm große Mengen angeboten werden, möglichst sofort nach der Ernte, wenn nicht gar früher, Mengen, die er als geschlossene Posten weiterverkaufen kann.

Wenn die Ernte sich dem Ende nähert, dann kommen die Trampschiffe nach Buenos Aires und suchen Fracht. Es werden die Abschlüsse getätigt, die die Ernährung Europas in den Monaten vor der europäischen Ernte sicherstellen sollen. Darin liegt der große Vorteil Argentiniens, daß es durch seine Lage auf der südlichen Halbkugel in den Monaten von Februar bis Juni liefern kann, wenn die europäischen Ernten noch heranwachsen. In diesen Monaten muß aber auch die Ernte verkauft werden, soll sie nicht



Die wichtigsten Anbauzonen

in der Zeit des Höchstangebotes in Europa auf den Markt kommen. Wie kann der kleine Landwirt sich auf diese Zeiten einstellen! Seine Stärke liegt darin, daß er seine Arbeit gleichmäßig über das ganze Jahr verteilt und auch die tote Saison ausfüllt. Der Großbetrieb hingegen läßt in der Hauptarbeitszeit ausländische Arbeiter einstellen, meist Italiener, die ihre Aufgabe erfüllen und mit dem Lohn in der Tasche in ihre Heimat zurückkehren.

Wenn es aber dem Kleinbetrieb gelungen ist, sich durch großen Fleiß zu behaupten und im Laufe von Jahren durchzusetzen, so wird er von unerwarteten Heimsuchungen getroffen. Eine große Trockenheit läßt die Ernte eines ganzen Bezirkes verdorren. Oder ein plötzlicher Frost im Frühjahr schlägt die keimende Saat. Sturm und Hagelschlag vernichten die schnittreife Ernte. Und zu diesen Wetterverhältnissen kommt die Plage der Heuschrecken, die weit aus dem Norden, aus dem Chaco, bis tief nach Süden vorstoßen und auf ihrem Wege alles vernichten, was sie an Grünem finden. Unter diesen Schicksalsschlägen bricht der kleine Unternehmer zusammen, während der Großbetrieb ein schlechtes Jahr überstehen kann. Er nimmt Kredit auf und kann im nächsten Jahr, wenn die Ernte günstig ist und die Weltmarktpreise hoch sind, die Verluste wieder ausgleichen. Damit gerät auch der gesicherte Großbetrieb in die kapitalistische Verstrickung der Kredite. Er ist ihr jedoch nach seinem ganzen Aufbau, dank seiner Riesenhaftigkeit und den ihm allein zur Verfügung stehenden Beziehungen zu den Finanzkreisen ganz anders gewachsen als der kleine Landwirt.

So sehen wir, daß die Form, die den Aufstieg der argentinischen Landwirtschaft ermöglicht hat, nicht die des Pioniers auf jungfräulichem Boden ist, der etwa die nordamerikanische Entwicklung bestimmt hat, sondern die Zusammenarbeit des Großgrundbesitzers als des kapitalistischen Unternehmers mit dem besitzlosen, aber fleißigen und kenntnisreichen Einwanderer. Dabei wurde die alte italienische Form der Meta übernommen, wonach die Entschädigung für den Grundbesitz nicht eine feste Pachtsumme, sondern die Beteiligung an der Ernte, und zwar die Hälfte der Ernte, ausmacht. Jetzt hatte der Grundbesitzer ein Interesse daran, die Maschinen heranzuschaffen, selbst finanzielle Verpflichtungen und ein Risiko einzugehen, nur um die Ernte zu steigern, und umgekehrt, wenn einmal eine Ernte verlorenging, dem Partner im Meta-Vertrag mit allen seinen Mitteln beizuspringen, damit die Ernte wenigstens des nächsten Jahres ausreichend ausfiel.

Sobald der Einwanderer selbst zu Vermögen gekommen war, versuchte er, weiteres Land zu erwerben oder seinen Meta-Vertrag auszudehnen. Ein wilder Taumel des Verdienens erfüllte alle. Boden schien genügend vorhanden, Maschinen wurden jederzeit auf Kredit geliefert, Arbeitskräfte konnten in Europa bestellt oder in den Hafenstädten zu billigen Sätzen angestellt werden. Der Erhöhung der Produktion schien keine Grenze gesetzt. Dennoch hat sich verhältnismäßig früh erwiesen, daß es eine solche Grenze gibt. Sie wird durch die Höhe der Niederschläge im Jahr und sodann durch ihre Verteilung über die verschiedenen Monate gebildet. Es läßt sich sagen, daß heute die Grenze erreicht ist, über die hinaus eine Ausdehnung der landwirtschaftlichen Nutzfläche nur unter unverhältnismäßiger Erhöhung der Gestehungskosten und des Risikos möglich ist, und zwar läßt sich sagen, daß die Schwierigkeiten von Buenos Aires aus nach Westen und Südwesten steigen.

Bis in die Gegenwart hinein hat sich jedoch nicht die Grenze im Absatz gezeigt, die sowohl in Europa wie in den Vereinigten Staaten von Nordamerika für den aufmerksamen Betrachter sichtbar geworden ist. Vorübergehend konnte es scheinen, als ob Argentinien auf den europäischen Markt verzichten müßte. England schloß 1932 in Ottawa ein Abkommen mit seinen Dominions, daß es den Markt des Mutterlandes dem Empire vorbehalten wolle. Deutschland konnte 1933 eine so glänzende Ernte erzielen, daß der Eigenverbrauch nahezu aus heimischer Scholle gedeckt werden konnte. Frankreich versuchte 1931, den Staaten des europäischen Südostens eine Vorzugsstellung in Europa in dem Absatz landwirtschaftlicher Erzeugnisse durch Finanztransaktionen oder durch politische Pläne, wie den Tardieu-Plan, zu verschaffen. Es selbst erzielte 1933 und 1934 so hervorragende Ernten, daß es trotz der zusammengebrochenen Weltmarktpreise Weizen ins Ausland ausführen mußte. Italien verkündete damals die Kornschlacht, um sich von der Weizeneinfuhr freizumachen. Blieb da noch Platz für die argentinische Landwirtschaft?

In diesen kritischen Jahren haben die Argentinier unbeirrt an ihrem Vertrauen festgehalten, und sehr bald lösten sich die drohenden Wolken auf. Einen wesentlichen Anteil an dem Umschwung hatte die kapitalistische Verflechtung mit England, die die Londoner Regierung zwang, bei aller Rücksichtnahme auf die Dominions die Einfuhr argentinischen Getreides oder argentinischen Fleisches weiterhin zuzulassen. Gerade die gefährlichste Seite der Monokultur, die kapitalmäßige Bindung an das Ausland, erwies sich also als Rettungsanker. Allerdings müssen wir hinzufügen, daß sich

England als Handelspartner zuverlässiger erwiesen hat als Nordamerika. Dabei mag entscheidend gewesen sein, daß die Rücksicht auf die Dominions nicht so groß sein konnte wie die Rücksicht auf heimische Erzeuger. Schließlich hat England vorher auch seine eigene Landwirtschaft aufgeopfert und war bis zu einem hohen Grade von der Einfuhr aus Argentinien abhängig. Jedenfalls wurde Argentinien und damit Südamerika die Gefahr der Monokultur in deutlicher Weise vor Augen geführt.

Bis dahin glaubten sich die Weizen-, Mais- und Fleischerzeuger gegen Krisen gefeit, die andere Erzeugnisse der Monokultur schon vor der großen Wirtschaftskrise heimgesucht hatten, wie etwa die Kaffeekrise oder die Zuckerkrise. Vergleichen wir diese Krisen mit der Weltkrise der ersten dreißiger Jahre, so liegt der grundlegende Unterschied darin, daß jene aus wirtschaftlichen Fehlleitungen geboren waren und deswegen mit wirtschaftlichen Hilfsmitteln bekämpft wurden. Die Kaffeekrise entstand durch eine übermäßige Ausdehnung des Kaffeeanbaus in Brasilien. Da der Kaffeebaum erst nach vier Jahren zu tragen beginnt, liegt die Gefahr nahe, daß in den Zeiten der Knappheit weite Strecken mindestens vier Jahre lang in wachsendem Umfange mit Kaffeebäumen bestellt werden, ohne daß eine Erleichterung in erhöhtem Angebot spürbar ist. Kommen dann allerdings die Früchte der inzwischen herangewachsenen Bäume auf den Markt, so ist die schwellende Flut des Angebots nicht zu bändigen. Brasilien hat sich daraufhin entschlossen, den unverkäuflichen Überschuß hinzulagern und eine weitere Ausdehnung des Anbaus auf Jahre hinaus zu sperren. Das konnte so lange gut gehen, als Brasilien eine überragende Vormachtstellung im Kaffeeanbau besaß. Aber gerade die Versuche, den brasilianischen Kaffee zu stützen, haben verschiedene Staaten Spanisch-Amerikas, in Südamerika vor allem Columbien und in geringerem Maße Venezuela, veranlaßt, ihrerseits den Kaffeeanbau zu fördern und zu entwickeln.

Damit war der Versuch, die Krise durch wirtschaftliche Maßregeln, Aufkäufe und Anbaubeschränkung, zu beseitigen, zum Scheitern verurteilt. Schränkte das eine Land seine Erzeugung ein, frohlockte ein anderes Land, es könne nun seine Erzeugnisse um so leichter absetzen. So entschloß sich Brasilien unter der Regierung Getulio Vargas 1938, den Kampf mit den anderen Kaffee-Erzeugern aufzunehmen, indem es die Preise beträchtlich senkte. Ein Land, das in seiner Ausfuhr auf ein solches Erzeugnis der Monokultur angewiesen ist, um das auf dem Weltmarkt mit allen Mitteln moderner Handelspolitik gekämpft wird, sieht sich vor eine ungemein schwierige Aufgabe gestellt. Der Verbrauch in der Welt wird nicht allein

durch den Verkaufspreis im Erzeugerland bestimmt, sondern durch die Zölle und gesetzlichen Beschränkungen im Verbraucherland. Daraus ergibt sich, daß ein Land sich nicht auf den Weltmarkt verlassen darf, wenn es nicht auf ein sicheres Absatzgebiet rechnen kann, mit dem es nicht nur wirtschaftliche, sondern auch politische Bande, seien es auch nur handelspolitische Bande, verknüpfen. Monokultur im alten Sinne des freien Welthandels ist heute untragbar geworden.

Es kann auch sein, daß wichtige Exportgüter der Landwirtschaft durch Verlagerungen des Anbaus und der Gewinnung getroffen werden. Vor vier Jahrzehnten besaß das Amazonas-Tal in der Welt das Kautschukmonopol. Die Stadt Iquitos am Amazonas auf peruanischem Gebiet blühte auf. Der Streit zwischen Bolivien und Brasilien um das Acre-Gebiet wurde durch Gummizapfer entfesselt. Heute ist die Kautschukgewinnung im Amazonas-Tal durch die Gummigewinnung in den Plantagen Südostasiens so gut wie völlig verschwunden. Das Ideal bleibt daher für die Landwirtschaft, eine Ware zu erzeugen, für die sie sich zunächst auf einen gesicherten Binnenmarkt verlassen kann. Das ist nicht immer leicht.

Nehmen wir als Beispiel Chile. Mit seinen viereinviertel Millionen Einwohnern, die dazu noch sehr genügsam sind, stellt es nur einen recht bescheidenen inneren Markt dar. Die ideale Lösung, gerade genug für den heimischen Markt zu erzeugen, bietet große Schwierigkeiten. Solange der Weizenanbau sich auf das Längstal und das Aconcagua-Tal beschränkte, also auf die Gebiete künstlicher Bewässerung, war es wohl bis zu einem gewissen Grade möglich, den Ernteertrag auf Grund der angebauten Fläche im voraus ungefähr zu berechnen. Als sich jedoch das Schwergewicht des Getreideanbaus Ende des vergangenen Jahrhunderts und vor allem in den letzten Jahrzehnten immer mehr nach Süden, jenseits der alten Indianergrenze des Biobio-Flusses, verlagerte, spielten Witterungsverhältnisse eine sehr große Rolle.

Die Mengen der geernteten Getreidearten schwanken in Chile sehr beträchtlich. Es gibt gute Jahre, die ein Viertel mehr erzeugen als schlechte Jahre. Das eine Mal werden kaum die Überschüsse auf dem Weltmarkt abzusetzen sein, für die kein Verbrauch im eigenen Lande möglich ist. Das andere Mal wird die heimische Versorgung nicht ausreichen, so daß die Einfuhr aus dem Auslande unentbehrlich wird. Jedesmal hat Chile mit den hohen Frachtsätzen zu kämpfen, die sich aus der ungünstigen verkehrstechnischen Lage ergeben. Wenn es keinen ausreichenden Absatz an der südamerikanischen Westküste gibt, ist Chile darauf angewiesen, seinen

Weizen in Europa zu verkaufen, wo er unter dem Angebot von Argentinien leidet. Chile muß an Ort und Stelle daher nicht nur die niedrigen argentinischen Preise einhalten, sondern die Fracht durch die Magallanstraße noch abrechnen.

Das Problem ist daher, dem chilenischen Weizen einen größeren Markt am Pazifik zu schaffen. In der Tat ist die chilenische Landwirtschaft aufgeblüht, als in der Zeit der spanischen Kolonialzeit Peru Weizen einführen mußte oder als in der Mitte des vergangenen Jahrhunderts die Goldfunde zuerst Kalifornien, sodann Australien, diese beiden damals noch unerschlossenen Gebiete, mit zahlkräftigen Essern füllten. Aber sehr schnell blühte gerade dort die Landwirtschaft auf. Heute Weizen nach Australien schicken zu wollen, hieße Eulen nach Athen tragen. Um so mehr hat sich Chile in den letzten Jahren bemüht, Peru als Absatzgebiet für seinen Weizen zurückzugewinnen. Dabei ist jedoch zu berücksichtigen, daß der peruanische Markt beschränkt ist, da die einheimische Bevölkerung mehr Kartoffeln und Mais verzehrt als Brot und Argentinien mit allen Mitteln, auch denen der Preisunterbietung, um diesen Markt kämpft. Es hat vor einigen Jahren sogar politische Meinungsverschiedenheiten wegen eines chilenisch-peruanischen Wirtschaftsabkommens mit Argentinien gegeben. Es gilt daher die Regel, daß die chilenische Landwirtschaft nur den heimischen Bedarf deckt und nicht für den Weltmarkt arbeitet. Zur Deckung der lebensnotwendigen oder sonstigen Einfuhr müssen die Devisen von anderen Wirtschaftszweigen, vor allem dem Bergbau, erworben werden. So könnte es scheinen, daß die Selbstversorgung oberstes Gesetz sein müsse. Dem stehen jedoch größere Schwierigkeiten gegenüber. Es fehlt zunächst ein wichtiges Nahrungsmittel, der Zucker. Die Regierung hat seit Jahrzehnten die Möglichkeit studiert und erwogen, den heimischen Zuckerbedarf aus einer ausgedehnten Rübenkultur zu befriedigen. Bisher kommt der Zucker aus Peru, wo er in großen Zuckerrohrplantagen gewonnen wird. Es lag näher, sich mit Peru über den Austausch landwirtschaftlicher Erzeugnisse zu verständigen, als, wie geplant, bei Concepcion eine neue und voraussichtlich nur durch Staatszuschüsse sich haltende Rübenkultur aufzubauen. Dazu kamen die Belange der großen Zuckerraffinerien, die eng mit dem peruanischen Rohrzuckerbau verflochten sind.

Eine andere empfindliche Lücke in der chilenischen Selbstversorgung liegt in der Viehzucht. Die Fleischversorgung kann trotz eines verhältnismäßig niedrigen Verbrauchs nicht aus eigener Kraft gedeckt werden. Das liegt an den geographischen Bedingungen. Mittel-Chile ist auf künstliche

Bewässerung angewiesen und kann daher keine großen Weidestrecken zur Verfügung stellen. Der Süden jedoch, vor allem das Gebiet von Osorno, das zum Mittelpunkt der chilenischen Viehzucht geworden ist, liegt so weit ab, daß die Frachtkosten den Wettbewerb mit argentinischem Fleisch erschweren. Es sind nur geringe Spitzenwerte, die die Entscheidung darüber bringen, ob argentinisches Fleisch in der Hauptstadt Santiago verzehrt wird oder nicht. Deswegen ist der Fleischzoll ein Gegenstand langer politischer Verhandlungen sowohl in der Diplomatie, und zwar mit Argentinien, wie des Parlaments, zwischen den Vertretern der Viehzuchtgebiete im Süden und den Vertretern der Verbraucher in der Hauptstadt. Es gab Jahre des Handelskrieges mit Argentinien, in denen die Fleischversorgung ganz auf die heimische Erzeugung abgestellt wurde, aber das waren dann auch Zeiten hoher Fleischpreise, die sofort innerpolitische Gegenwirkungen hervorriefen. Die Regierung hat häufig den Versuch gemacht, eine größere Fischereiflotte ins Leben zu rufen, deren Fänge dann den Ausgleich in der heimischen Versorgung herstellen könnten. Bisher sind alle diese Versuche gescheitert, obwohl die natürlichen Voraussetzungen nach Ansicht von Fachleuten sehr günstig sind.

Es liegt nahe, daß Chile unter Verzicht auf die Ausweitung des Getreidebaues die Vorteile seiner geographischen Lage besser nützen und sich mehr dem Gartenbau hingeben sollte. Häufig genug ist der Vergleich mit Kalifornien und Neuseeland gezogen worden, zwei Gebieten, die vielfach ähnliche landwirtschaftliche Bedingungen aufweisen. Chile hat einen ausgezeichneten Weinbau entwickelt, der aber mengenmäßig begrenzt und auch wirtschaftlich noch nicht sehr gepflegt ist. Wenn es als Eigentümlichkeit des Weines gilt, daß er an den Grenzen des Wachstums besonders wohlschmeckend ist, so kann Chile das bestätigen. Um aber einen Weinexport großen Ausmaßes zu schaffen, der sich nicht nur auf die Billigkeit der Tischweine, sondern auf die Güte der Spitzenweine stützt, muß die vielfach noch rückständige Wirtschaftsform aufgegeben und die Pflege der edlen Weine verbessert werden. Gerade das Beispiel des benachbarten Mendoza auf argentinischem Boden zeigt, was die Aufwendung großer Kapitalsummen auch unter verhältnismäßig ungünstigen Bedingungen zu leisten vermag. Ähnliches gilt vom Obstbau.

Wenn Chile an einen ernsten Wettbewerb mit Kalifornien denkt, so muß es die Aufwendungen aufbringen, die dort in den Boden und in den Vertrieb hineingesteckt worden sind. Typisierung und Standardisierung sind nordamerikanische Schlagworte, aber ohne sie läßt sich der Weltmarkt

nicht erobern. Nun verfügt Chile über einen großen Vorteil. Durch seine Lage auf der südlichen Halbkugel reifen die Früchte gerade dann, wenn in Nordamerika und Europa die Früchte knapp und am begehrtesten sind. Bei der Geschmacksneigung der Gegenwart zu frischen Früchten wird Chile einmal eine sehr große Zukunft auch im Obstbau haben, doch setzt das voraus, daß die kapitalistischen Voraussetzungen geschaffen werden und die großzügige Schulung der Bevölkerung durchgeführt wird. Der erste Anlauf, der Ende der zwanziger Jahre unternommen wurde, blieb in der Krise in den Anfängen stecken.

Es zeigte sich auch dabei, wie groß in Südamerika der Unterschied zwischen denjenigen Zweigen der Landwirtschaft ist, die für den heimischen Bedarf arbeiten, und denjenigen, die auf den Weltmarkt angewiesen sind. Während jene noch vielfach die alten Formen der Kolonialzeit beibehalten haben, vor allem im Dienstverhältnis der Landarbeiter, müssen diese vom fortschrittlichsten kapitalistischen Geiste durchdrungen sein. Dieser Gegensatz tritt uns in allen Ländern Südamerikas entgegen, sogar in Argentinien, das durch den unverhältnismäßig großen Anteil europäischer Einwanderer und den Reichtum der alteingesessenen Großgrundbesitzer am stärksten den modernen Formen der Technik und der Betriebsführung zugänglich ist. Sehr viel deutlicher tritt uns das doppelte Gesicht der südamerikanischen Landwirtschaft in den Staaten des Nordwestens entgegen.

In Peru finden wir an der Küste die großen, ganz dem Weltmarkt zugewandten Güter. Bei Trujillo liegt wohl die größte Zuckerrohrplantage der Welt, Casa Grande, die dem Hause Gildemeister gehört. Dazu kommen die Baumwollkulturen an den Flüssen, die vom Hochgebirge das Wasser bringen, das allein in der Wüste des Küstengebiets einen Anbau gestattet. Oben im Hochgebirge jedoch, an den alten Stätten der Inca-Kultur, ist diese Form der Landwirtschaft unbekannt. Sie muß es auch sein. Die Voraussetzung liegt in der Bereitstellung größerer Geldmittel, um aus dem Auslande Maschinen einzuführen. Wie soll der Indianer, der nach altem Brauch den Boden bearbeitet, diese Mittel aufbringen? Gewiß finden wir viele Verbesserungen gegenüber den Verhältnissen vor hundert oder gar zweihundert Jahren. Der moderne Kraftverkehr und der leicht verwendbare Traktor bringen auch in die hochgelegenen Gebirgstäler bedeutende Umwälzungen. Sie reichen jedoch nicht an den Kern der Wirtschaftsgesinnung heran.

Das Problem der für den heimischen Bedarf arbeitenden Landwirtschaft erscheint verhältnismäßig einfach. Es gilt, eine bestimmte Menge von

Lebensmitteln zu erzeugen, die den Bedarf der gesamten Bevölkerung einschließlich der städtischen deckt, ohne daß Einfuhren aus dem Auslande notwendig werden. Setzt man diese Forderung als oberstes Gesetz, so ergibt sich der Zwang, auf Maschinen oder treibstoffverbrauchende Anlagen zu verzichten und den Verbrauch von Gütern des täglichen Lebens, die ausländischen Ursprungs sind, durch Beschränkung der Verdienste möglichst niedrig zu halten. Solange die heimische Industrie unentwickelt war, führte das zu einer Niedrighaltung des Lebensstandards der ländlichen Bevölkerung, die für westeuropäische Verhältnisse ungewöhnlich ist, die sich jedoch durchaus im Rahmen der früheren Verhältnisse oder etwa der Lage der Landbevölkerung in den Ländern des europäischen Südostens hält. Eine grundlegende Umwälzung kann nicht von der Landwirtschaft kommen. Diese wird in den ungünstigeren Gebieten niemals Überschüsse für den Weltmarkt abwerfen, nicht weil die Menge des Ertrages nicht gesteigert werden könnte, sondern weil die Selbstkosten nicht gestatten, daß von den niedrigen Weltmarktpreisen die sehr hohen Frachtkosten bis zur Küste und über das Meer bis in die Verbrauchergebiete der Industrieländer der Alten Welt abgezogen werden.

Wenn etwa in Chile eine günstige Kartoffelernte, vor allem in den südlicheren Gebieten, scheinbare Fülle bringt, so sinken die Preise derart, daß Not und Elend die Landwirtschaft befällt, gerade wegen des günstigen mengenmäßigen Ausfalles der Ernte. Preisschwankungen, die Höhepunkte von einem Vielfachen der Marktpreise der Jahre mit reicher Ernte bringen, sind Kennzeichen des Kartoffelanbaus in Chile. Demgegenüber kann Peru seine Ernten dank der gleichmäßigen Sonnenbestrahlung und der künstlichen Bewässerung besser regeln. Aber den Versuch machen zu wollen, nun die Grenzen zu überschreiten, die durch die wirtschaftlichen Verhältnisse gegeben sind, zu erzeugen in der Hoffnung, irgendwo Absatz zu finden, hieße gerade diese gegebenen Voraussetzungen verkennen.

In der Küstenzone können die Riesengüter versuchen, ihren Anbau auszudehnen. Sie werden in Jahren günstiger Weltmarktpreise für dieses Unterfangen belohnt, in Jahren der Weltwirtschaftskrise bestraft werden. Sie treten dabei nicht als Landwirte auf, die mit dem heimischen Boden verwurzelt sind und mit ihm um die Frucht ringen, die seine Scholle spenden kann, sondern als kapitalistische Unternehmer, die ihre Pläne auf Grund ihrer Überlegungen fassen und nun sich von der Konjunktur treiben oder wegschwemmen lassen. Seit dem Weltkrieg macht sich allerdings wachsend der Wunsch geltend, aus dieser Abhängigkeit vom Auslande freizukommen,

sei es durch Errichtung eigener Industrieanlagen, die die Rohstoffe selbst verarbeiten und so einen Binnenmarkt schaffen, der bis zum letzten Verbraucher reicht, sei es durch Handelsverträge, die das Wirtschaftsgebiet der Nation erweitern. So erwächst auch aus der Landwirtschaft eine bestimmte Handelspolitik, die immer mehr an Boden gewinnt.

Den Zusammenhang der geographischen Lage mit den verschiedenen Richtungen der Landwirtschaft, den wir in Peru erkennen, finden wir auch in Columbien und vielleicht in noch stärkerem Maße in Ecuador. Im feuchten Tiefland der Bucht von Guayaquil wurden die verschiedenen Versuche gemacht, tropische Früchte in großen Plantagen für den Weltmarkt anzubauen. Ecuador war im vergangenen Jahrhundert einmal das führende Erzeugerland für Kakao, bis die Verlagerung des Kakaoanbaus nach Brasilien und später nach Westafrika diese Kultur schwer getroffen und ihrer früheren Bedeutung beraubt hat. In den letzten Jahrzehnten hat Ecuador versucht, einen größeren Kaffeeanbau an den Abhängen der Anden großzuziehen, aber auch da haben die Wirtschaftskrisen und der Kampf Brasiliens um seine Märkte zu Rückschlägen geführt. Während so das Tiefland von Krisen heimgesucht wurde, verharrte die Landwirtschaft im Hochland in den alten, starren, aber dafür widerstandsfähigen Formen. Ausländische Besucher, die sich wenig Rechenschaft über die gegebenen wirtschaftlichen Bedingungen ablegen, können die „Rückständigkeit" der dortigen Landwirtschaft beklagen. Sie suchen den Grund in der angeblichen Arbeitsscheu der Großgrundbesitzer, in dem sozialen Verhältnis der weißen Herrenklasse und der indianischen arbeitenden Schicht, oder sie machen den Charakter des Indianers dafür verantwortlich.

Das mag alles auf den ersten Blick richtig sein. Es gibt jedoch genügend Beispiele dafür, daß alle Versuche, aus diesem Kreis der gegenseitigen Bindungen herauszugelangen, bisher zum Scheitern verurteilt waren. Es gibt in Südamerika eine scharfe Grenze, die die Ausfuhr nur aus einem Gebiet der Küstennähe entnehmen läßt. Selbst im flachen Argentinien haben die Eisenbahngesellschaften derartige Berechnungen angestellt, da diese Grenze wesentlich durch die Politik der Eisenbahnfrachtsätze mitbestimmt wird. Gewiß wird in Zeiten hoher Weltmarktpreise, etwa während eines Krieges, diese Grenze theoretisch ins Innere vorrücken, aber da die Landwirtschaft bei der Aussaat nicht wissen kann, wie die wirtschaftlichen Verhältnisse in der Welt zur Zeit der Ernte liegen werden, wird die Grenze vorsichtshalber eingehalten werden. An der pazifischen Seite ist diese Grenze sehr viel stärker durch die verkehrsfeindliche Andenkette

gegeben, aber wir sahen bereits am chilenischen Beispiel, daß auch andere Faktoren bei der Beurteilung der Verkehrslage eine wesentliche Rolle spielen. Wir können das in Columbien gut beobachten, wo die Gebiete am Pazifik sehr viel ungünstiger liegen als die am Caribischen Meer. Wenn auch die Vollendung des Panama-Kanals die Schärfe des Gegensatzes gemildert hat, so bleibt er auf Grund der hohen Kanalgebühren bestehen. Von der Küste, also von den Häfen Cartagena und Baranquilla, nach Süden nehmen die Ausfuhrmöglichkeiten schrittweise ab. Dabei werden gewisse geographische Bedingungen den Anbau bestimmter Bodenfrüchte weiter im Inland, in gewisser Höhe, erzwingen, wie des Kaffees, der am besten in der Höhe von einigen hundert Metern gedeiht. Je weiter wir uns jedoch von der Küste entfernen, desto mehr steigen die Frachtkosten, desto mehr wird die Umstellung auf den heimischen Bedarf erfolgen.

Die Versorgung der Hauptstadt Bogota oder der Hochgebirgstäler im Süden läßt sich selbstverständlich nur aus der heimischen Scholle bewerkstelligen, aber zugleich wird eine Ausfuhr von dort und eine Belieferung des Weltmarktes unmöglich. Das bedeutet, daß die natürlichen Grenzen der Ausdehnung der Landwirtschaft in der Zunahme der Bevölkerung liegen, nicht in der Anwendung moderner Methoden oder Maschinen, es sei denn, es gelänge die Umstellung auf industrielle Rohstoffe wie etwa Textilfasern. Dabei stoßen wir auf zwei Hindernisse, auf die klimatischen Bedingungen, die den Anbau von tropischen oder subtropischen Pflanzen in der großen Höhe ausschließen, und auf das Fehlen einer Industrie, die nicht so leicht aufgebaut werden kann.

In Venezuela drängte sich in der Kolonialzeit die für die Ausfuhr arbeitende Landwirtschaft im Tal von Aragua zusammen, wo auch die Familie Simon Bolivars, des Befreiers, ihre großen Güter besaß. Inzwischen hat sich das Bild sehr geändert. Die Negersklaven sind befreit, das wirtschaftliche Schwergewicht in der Ausfuhr hat sich von den landwirtschaftlichen Erzeugnissen auf das Erdöl verlagert. Aber immer noch bilden die Kulturen der Küstenzone, richtiger des Tales hinter der Küstencordillere, den Kern der auf die Ausfuhr gerichteten venezolanischen Landwirtschaft. Kaffee und Kakao, aber auch Tabak, Zucker und Baumwolle werden in diesem verhältnismäßig engen Raume angebaut, um ausgeführt zu werden. Der Unterschied zu den Ländern der Hochcordillere besteht darin, daß das Hinterland weniger der Deckung des Eigenbedarfs des Landes dient als der Viehzucht.

In ihr liegen große Möglichkeiten, die noch nicht im entferntesten ausgeschöpft werden. Auch hierbei werden wir die Schuld nicht sowohl in der Unfähigkeit der Bevölkerung suchen dürfen, gegebene Möglichkeiten zu erkennen und zu nutzen, als in der Schwierigkeit des Absatzes. Die Selbstversorgung mit Fleisch und mit Rohhäuten für die Lederindustrie ist mehr als gesichert. Um auf dem Weltmarkt in ernsten Wettbewerb mit Argentinien treten zu können, müßte England als Absatzgebiet erschlossen werden. Weder Mitteleuropa noch Nordamerika sind bereit, ihre eigene Viehzucht zu beeinträchtigen. England jedoch hat einen besonderen Geschmack, auf den sich Argentinien und Uruguay seit Jahrzehnten eingestellt haben, und die eifersüchtigen Dominions, die bereits die Zugeständnisse des Mutterlandes an die La-Plata-Staaten mit Mißfallen gesehen haben, verhindern es, daß sich ein neuer Wettbewerber auftut.

Um die Viehzucht in Venezuela wesentlich zu steigern, sind sehr bedeutende Kapitalanlagen notwendig. Es gilt, Zuchttiere anzuschaffen, wie das Argentinien getan hat, die Lebensbedingungen der freischweifenden Herden zu verbessern, die Verwertung des Fleisches in großen Anlagen rationell zu gestalten. Dieses Kapital ist bei den gegenwärtigen Absatzbedingungen aus den angelsächsischen Ländern nicht zu erhalten und auch im Lande nicht aufzutreiben. Nur wenn es gelingen würde, Venezuela einen neuen, hoffnungsvollen Markt etwa im volkreichen Mitteleuropa zu erschließen, ließe sich der Ausbau der Viehzucht auf den fast grenzenlosen Steppen des Apure und Orinoco, auf den Llanos, durchführen. Bis dahin wird die Wirtschaft sich in den alten Formen des vergangenen oder gar des achtzehnten Jahrhunderts weiter abspielen. Der Gegensatz zu diesen Formen tritt uns am schärfsten entgegen, wenn wir von Venezuela den Sprung hinüber nach Uruguay machen.

Hier sind die günstigsten Bedingungen für die Ausfuhr gegeben, zugleich mit dem fast völligen Fehlen eines heimischen Marktes. Uruguay kann nur leben, wenn es mit den technischen Fortschritten und den Ergebnissen der Wissenschaft Schritt hält. Es kann dank seiner Lage am Weltmeer ohne trennende Schranken hoher Gebirge die anderen Wettbewerber aus dem Felde schlagen, wenn es nicht technisch rückständig ist. Das setzt jedoch eine enge Verflechtung mit den großen Finanzmächten voraus. Diese allein konnten die gewaltigen Gefrieranstalten schaffen und die Viehzucht eines verhältnismäßig kleinen und dünn besiedelten Landes auf die Höhe heben, die sie in Uruguay erklommen hat. Das war nur möglich in einem Lande, das so nahe dem Weltmeere und so offen der wirtschaftlichen Durchdringung

von außen liegt. Das soll nicht bedeuten, daß auch der politische Einfluß des ausländischen Kapitals immer sehr groß ist. Im Gegenteil galt Uruguay lange Zeit als der Hort linksradikaler und kapitalfeindlicher Bestrebungen, ja sogar als Nistplatz kommunistischer Bewegungen.

Um so größer war die wirtschaftliche Durchdringung, die Abhängigkeit Uruguays vom ausländischen Absatzmarkt. Wir brauchen nur als Gegensatz die beiden südamerikanischen Binnenstaaten zu betrachten, um die Bedeutung dieser Tatsache würdigen zu können. Paraguay ist im vergangenen Jahrhundert das Land gewesen, das in Südamerika die Autarkie angestrebt und bis zu einem gewissen Grade erreicht hat. Das bedeutete den Verzicht auf eine Einfuhr europäischer Industriewaren und damit die Beibehaltung eines verhältnismäßig niedrigen technischen Standes der Landwirtschaft, ganz abgesehen von der Lebenshaltung der Bevölkerung. Wir dürfen jedoch die Wechselwirkung nicht verkennen. Eine größere Einfuhr, die eine technische Verbesserung erlaubt hätte, setzte eine erhöhte Ausfuhr voraus, und diese war bei den Verkehrsverhältnissen, vor allem bei der weiten Fahrt auf dem Paraguay-Parana-La-Plata-System, nicht zu schaffen. Das änderte sich erst, als mit dem Heranwachsen von Buenos Aires vor den Toren von Paraguay ein großer Absatzmarkt für gewisse subtropische Erzeugnisse, vor allem Südfrüchte, entstand. Allerdings ging Argentinien nach dem Weltkrieg dazu über, im eigenen Lande Mate-Tee anzubauen, um sich von der Einfuhr dieses Getränkes aus dem Nachbarland frei zu machen. So hat Paraguay versucht, sich der Baumwollkultur zuzuwenden, die am ersten eine größere Frachtbelastung verträgt. Vielleicht ist dabei auch die Hoffnung auf den Markt in Buenos Aires nicht ganz von der Hand zu weisen, wenn dort erst eine größere Textilindustrie entstehen wird. Dagegen genießt Paraguay eine natürliche Sonderstellung in der Erzeugung von Quebracho-Rinde, die für Gerbzwecke in großen Werken verarbeitet wird.

Noch unglücklicher ist verkehrstechnisch Bolivien daran. Eine Ausfuhr landwirtschaftlicher Erzeugnisse ist nicht möglich. Dafür hat dort die Landwirtschaft die nicht leichte Aufgabe, die Versorgung der in sehr großen Höhen gelegenen Minengebiete zu sichern, eine Aufgabe, die sie seit der spanischen Kolonialzeit zu erfüllen hatte. Nur im Tiefland, an den Ufern des Beni, erscheint eine wesentliche Ausdehnung der Erzeugung, allerdings nicht des Ackerbaues, sondern der Viehzucht, möglich. Die weiten, dort offenen Flächen stehen jedoch im Gegensatz zu der dünnen Besiedlung und dem daraus folgenden inneren Markt, der auch in der weiteren

Umgebung nicht verbessert werden kann. Die Hoffnung dieser entlegenen Landstriche ist eine spätere Zunahme der Einwanderung, aber gerade diese entlegenen Gebiete locken die Europäer nicht. Durch den Chaco-Krieg sind auch früher ernstlich erwogene Pläne hinfällig geworden.

So sehen wir in der südamerikanischen Landwirtschaft zwei Gesichtspunkte miteinander ringen, die Selbstversorgung der heimischen Bevölkerung in althergebrachten Formen und die kapitalistische Monokultur mit dem Ziel, einem besonders günstig zu erzeugenden Gute einen möglichst vorteilhaften Platz auf dem Weltmarkt zu sichern. Die großen Krisen treffen fast ausschließlich die Exportgüter. Sie sind es, die die Konjunktur in Südamerika bestimmen, wie sie auch dank der hohen Kapitalaufwendungen wertmäßig sehr hohe Beträge darstellen. Darüber darf die andere Landwirtschaft nicht vergessen werden. In ihr allein arbeitet die Mehrheit der Bevölkerung und findet sie ihr tägliches Brot, wenn es auch karg und mühsam sein mag. Die Wirtschaftler, besonders die auswärtigen Besucher, lassen sich von den Zahlen und den Gewinnen der Monokulturen gefangennehmen und rücken diese in den Mittelpunkt ihrer Untersuchungen. Sie vergessen, daß das Leben der breiten Massen in den entlegeneren Gebieten, die sie nicht zu Gesicht bekommen, von den großen Monokulturen unberührt geblieben ist. Geraten sie dann unerwartet in diese andere Welt, so glauben sie über die Rückständigkeit die Nase rümpfen zu dürfen, statt den besonderen wirtschaftlichen und geographischen Bedingungen dieser Wirtschaftsform nachzugehen. Nur auf der Grundlage dieser Landwirtschaft kann sich das Leben der anderen Wirtschaftszweige entfalten.

V

Die Bodenschätze

Der Reichtum eines Landes wird häufig nach seinen Bodenschätzen gemessen. Diese Methode hat ihre Vorteile, denn sie läßt Vergleiche zu, und sie scheint eine sichere Grundlage für alle unsicheren Zukunftshoffnungen abzugeben. Dabei spielen Edelmetalle und Buntmetalle eine besondere Rolle, wohl weil wir immer noch unter den Vorstellungen früherer Zeiten leiden, daß Gold und Silber, aber auch Kupfer und Zinn, wegen ihrer Seltenheit besonders wertvolle Bodenschätze darstellen.

Diese Betrachtungsweise hat jedoch ihre Nachteile. Wir vergessen die Größenverhältnisse. Nicht die Seltenheit allein eines Gutes setzt dessen Wert, sondern in noch höherem Maße dessen Notwendigkeit und Unentbehrlichkeit im modernen Wirtschaftsleben. Die Kohlenförderung der Erde erreicht einen Wert, der dem Wert der Gewinnung aller übrigen Bodenschätze einschließlich der Edelmetalle und der Eisenerze nahezu gleichkommt. Wenn wir in runden Zahlen sprechen, so können wir feststellen, daß von der anderen Hälfte wiederum ein Zehntel, also 5 v. H. der Gesamterzeugung, auf das Eisenerz entfällt. Aber selbst diese Zahlen geben kein wirkliches Bild. Auf Eisen und Kohle bauen die moderne Schwerindustrie und die Maschinenindustrie sich auf, die ihrerseits wieder die Voraussetzung für die gesamte Industrie geworden sind. Die Edelmetalle wandern in die Kassenschränke der Notenbanken. Die Buntmetalle stellen einen bescheidenen, wenn auch unentbehrlichen Beitrag zur Herstellung der Fertigwaren der Industrie dar, für die immer wieder Eisen und Stahl verlangt wird. Voraussetzung für deren Verarbeitung, für die Hallen, in denen gearbeitet wird, und für die Eisenbahnen und Schiffe, die die Transporte leisten, ist wieder das Eisen.

Gehen wir mit dieser Einstellung an die Prüfung der Bodenschätze des Spanisch redenden Südamerika heran, so werden wir viele falsche Anschauungen richtigstellen müssen. Dieses ungeheuer reiche Land, als das es immer wieder bezeichnet wird, ist gerade an Eisen und Kohle recht arm. Gewiß finden wir nicht unbeträchtliche Kohlenvorkommen in Chile, dazu noch

in recht günstiger Lage am Meer, teilweise sogar bereits unter dem Meeresspiegel südlich von Concepcion. Diese Kohle eignet sich jedoch nicht gut zur Verkokung. Das ganze andere Spanisch-Südamerika enthält keine Kohle oder nur unwesentliche Vorkommen. Ähnlich sieht es mit Eisenerz aus.

Auch hierin weist nur Chile größere Vorkommen auf. Die Eisenvorkommen von Tofo im mittleren Norden, die früher einmal in deutscher Hand waren, sind zwar sehr reich, liegen jedoch recht frachtungünstig. Ihre Verarbeitung ist an Ort und Stelle nicht möglich, da Tofo in der Provinz Coquimbo, südlich der Atacama-Wüste, liegt, so daß jede größere Ansiedlung auf die Verpflegung, ja auch auf die Wasserversorgung von weither angewiesen wäre. Dazu müßten die Brennstoffe für die Werke, vor allem die Kohle, ebenfalls dorthin geschafft werden. Da erschien es günstiger, die Eisenerze nach Südchile zu schaffen und die Hochöfen bei Valdivia in Corral zu errichten, wo genügend Wasserkraft und Holzkohle vorhanden war. Die Eisenerzausfuhr jedoch hat die auf sie gesetzten Hoffnungen nur in begrenztem Umfang befriedigt. Wie bei der Kohle werden für das Versagen die beteiligten Gesellschaften verantwortlich gemacht, die es an der notwendigen Energie haben fehlen lassen, diese großen natürlichen Reichtümer zu heben. Eine jährliche Kohlenförderung von anderthalb Millionen Tonnen muß auch angesichts der geschätzten Vorräte von vielen Hunderten von Millionen Tonnen gering erscheinen.

So haben sich seit Jahrzehnten die verschiedensten chilenischen Regierungen bemüht, mit allen Mitteln des Staatseinflusses die Kohlenförderung und die Entwicklung der Schwerindustrie zu heben. Alle Möglichkeiten wurden erschöpft, die Gewährung von Prämien, die Garantie eines bestimmten Zinsertrages für das aufgewendete Kapital, die Beteiligung des Staates, dessen Übernahme der Leitung und der Verantwortung, die Verpachtung an eine ausländische Gesellschaft gegen deren Verpflichtung, eine hohe Mindestleistung zu erzielen. Immer wieder waren derartige Anläufe zum Scheitern verurteilt. Es läßt sich annehmen, daß die vorhandenen Schwierigkeiten so groß sind, daß sie sich mit gutem Willen allein nicht beseitigen lassen.

Es liegt zwar nahe, Chile zur großen industriellen Herzkammer Südamerikas zu machen, zu einem zweiten Ruhrgebiet. Die vorhandenen Bodenschätze scheinen die gesicherte Rohstoffgrundlage abzugeben. Die Lage am Meer ist so verkehrsgünstig, wie man es nur wünschen kann. Das gesunde Klima läßt hochwertige Arbeitsleistungen während des

ganzen Jahres zu. Es ist auch anzunehmen, daß die Entwicklung im Laufe längerer Zeit einmal dazu führen wird, wenn es der Wirtschaftspolitik erst gelungen ist, die wirtschaftliche Zusammenarbeit der verschiedenen südamerikanischen Länder zu sichern, oder wenn das Übergewicht der Vereinigten Staaten so groß wäre, daß sie von sich aus die Gütererzeugung in Südamerika bestimmen könnten. Auf absehbare Zeit jedoch reichen die an sich vorhandenen Bodenschätze an Kohle und Eisen nicht aus, um die ungünstigen wirtschaftlichen Verhältnisse auszugleichen, die dem Aufbau einer Schwerindustrie entgegenstehen.

Die Chilenen haben mehrfach vorgeschlagen, die südamerikanischen Länder sollten sich einen Vorzugszoll auf den gegenseitigen Warenaustausch zusichern. Dann aber würde die Entwicklung sich sehr verschieden vollziehen. Die industriell am meisten fortgeschrittenen Länder würden die Industrie in den zurückgebliebenen sehr schnell völlig zum Erliegen bringen, ohne daß deswegen die Höhe der Lebenshaltungskosten gesenkt würde. Diese Senkung brauchte auch nicht künstlich herbeigeführt zu werden, etwa zur Förderung der Ausfuhr anderer Erzeugnisse. Chile würde dabei sicher eine recht bedeutende schwerindustrielle Entwicklung durchmachen, da ihm allein Kohle und Eisen zur Verfügung stehen. Die Schwierigkeiten, die sich heute dem Ausbau der Hochöfen von Corral entgegenstellen, liegen weniger auf technischem als auf wirtschaftlichem Gebiet. Für Chile selbst ist die Leistungsfähigkeit wirklich moderner Anlagen zu groß, und wenn die Erzeugung in kleinen Werken vorgenommen wird, so kommt sie in den Gestehungskosten zu ungünstig. Dieser Gesichtspunkt ist wichtiger als der andere, daß die Verwendung von Wasserkraft und Holzkohle, auf die die Hochöfen von Corral abgestellt waren, sich nicht lohnen würde. Die technischen Gutachten haben immer das Gegenteil erwarten lassen. Selbst wenn sie zu optimistisch gewesen sein sollten, so ist nicht zu verkennen, daß die Wasserkraft der benachbarten Laja-Fälle und die billige Holzkohle des günstig gelegenen großen südchilenischen Waldgebietes eine Verhüttung der aus dem Norden, aus Tofo, herangeschafften Eisenerze schon ermöglichen müßte, wenn erst die wirtschaftlichen Voraussetzungen gegeben sind.

Dabei hat Chile in jüngster Zeit die Hoffnung vertreten, auf Grund seiner Bodenschätze die Rüstkammer Südamerikas zu werden, wenn die Aufrüstung in größerem Umfange und mit Hilfe nordamerikanischen Kapitals vorgenommen würde. Die politischen Bedenken in den anderen südamerikanischen Ländern sind jedoch sehr groß. Gerade die Rüstungs-

industrie will jeder Staat in seinen eigenen Grenzen und unter der eigenen Rechtsprechung wissen. Erzeugt Chile jedoch nur für den eigenen Bedarf, so reicht dieser auch nicht entfernt dazu aus, um eine nennenswerte Rüstungsindustrie zu gestatten. Selbst wenn Chile im Sommer 1940 für die Aufrüstung eine Milliarde Pesos ausgeworfen hat, so sind das nach dem amtlichen Kurs 40 Millionen Dollar, also kein Betrag, der als Grundlage einer wirklichen Rüstungsindustrie dienen könnte. Immerhin hat die chilenische Regierung selbst in der schwersten Krise den Gedanken nicht aufgegeben, aus den ersten Anfängen eine Schwerindustrie zu entwickeln. Größere Erfolge sind ihr bisher versagt geblieben.

So sehen wir, daß, ähnlich wie in der Kolonialzeit, der Hauptwert der Bergwerkserzeugung auf die Buntmetalle neben den Edelmetallen entfällt. Die überragende Stellung im Silberbergbau der Welt, die Südamerika im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert innehatte, hat es eingebüßt. Der Silberberg von Potosi im heutigen Bolivien hat seine frühere Ergiebigkeit verloren. Hoffnungen, daß andere Fundstätten oder andere Länder einen Ausgleich schaffen würden, haben sich nicht bestätigt. Dennoch ist anzunehmen, daß jederzeit noch Überraschungen möglich sind. Die großen Silberfunde Südamerikas sind in der Geschichte fast durchweg Glücksfällen zu verdanken gewesen. Das gilt sowohl vom Silberberg von Potosi, der die Geschicke nicht nur der Neuen, sondern über die Silberinflation Spaniens auch der Alten Welt von der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts an wesentlich bestimmt hat. Wie auch etwa von den Silberfunden von Chañarcillo, die die chilenischen Staatsfinanzen nach der Erringung der Unabhängigkeit aus einer nahezu hoffnungslosen Lage erlöst haben. Noch nach dem Weltkrieg tauchte die Hoffnung auf, daß in der chilenischen Mine von Nueva Elqui sich das Wunder von Potosi oder von Chañarcillo wiederholen möchte. Es zeigte sich jedoch, wie unzuverlässig und trügerisch die auf das Silber gesetzten Hoffnungen sein können. Nachdem große Beträge in die Verkehrswege, hinauf in die unwegsame Wildnis von Nueva Elqui, gesteckt worden waren, stellten sich alle Erwartungen als Täuschungen heraus. Viele von den Vermögen, die im Bergbau gemacht wurden, sind auf diese Weise verlorengegangen. Anders ist die Frage der Goldgewinnung zu beurteilen. Gold wird in drei Formen gewonnen, als Ader in einer Mine, als Waschgold in den Flüssen und als „Nebenprodukt“ in der Kupfergewinnung. Dabei dürfte der Anteil des Minengoldes am geringsten sein. Goldminen sind ein Spekulationsgeschäft. Sie können den Besitzer zum reichen Manne machen, sie können ihn aber auch veranlassen,

ein Vermögen in Forschungen hineinzustecken, die keinerlei Früchte tragen. Hingegen ist die Gewinnung von Waschgold eine Frage der menschlichen Arbeitskraft.

Man kann wohl im Durchschnitt rechnen, daß ein Mann am Tage ein halbes Gramm Gold waschen kann. An günstigeren Stellen wird das erheblich mehr sein, doch pflegten gerade diese Stellen bereits in der spanischen Kolonialzeit so ausgebeutet zu werden, daß derartige Erträge heute selten sind. Wo das Ergebnis der Goldwäscherei wesentlich unter den Satz von einem halben Gramm am Tage zurückgeht, dort wird sich die Goldwäscherei nicht mehr lohnen. So heißt die Frage der Goldgewinnung in Südamerika, ob der zu erzielende Preis von einem halben Gramm Gold einen genügenden Anreiz darstellt, um die mit seiner Gewinnung verbundene Arbeit zu leisten. Entscheidend ist der Lohn, den der Arbeiter in anderen Berufen erhalten kann. Deswegen ist die Goldwäscherei eine Frage der Konjunktur. Je schlechter sie ist, je gedrückter die Arbeitslöhne, je größer die Arbeitslosigkeit in den übrigen Berufen, desto größer ist die Goldgewinnung durch Waschen in Südamerika. Dabei spielt die Bewertung des Goldes als Zahlungsmittel noch eine besondere Rolle. Währungsverschlechterungen regen ebenfalls die Goldwäscherei an, weil das Gold mehr Zahlungsmittel kaufen kann als früher.

Anders verhält sich die Goldgewinnung als Nebenprodukt der Kupfergewinnung. Auch sie ist ein Spiegelbild der Konjunktur, jedoch im entgegengesetzten Sinne. Je besser die Konjunktur, desto größer die Kupfererzeugung und dementsprechend der Anfall von Gold. So wäre an sich ein ideales Verhältnis gegeben, das Waschgold und Gold aus der sonstigen Bergwerkserzeugung zusammen einen Durchschnitt ungefähr halten ließe. Es spielen jedoch andere Erwägungen in diese Wechselwirkung hinein. Die Kupfergewinnung ist abhängig von der Weltwirtschaftslage, die des Waschgoldes von den inneren Verhältnissen der südamerikanischen Staaten. Diese brauchen nicht immer einander zu ergänzen. Es können zeitliche Verschiebungen eintreten, die es zu lebhaften Schwankungen in der Gesamtgoldgewinnung kommen lassen. So ist die Golderzeugung Perus von 1937 auf 1938 von 170 000 Unzen auf 250 000 Unzen, die von Columbien von 440 000 auf 520 000 Unzen gestiegen, während die Golderzeugung Chiles mit 290 000 und 300 000 Unzen und Venezuelas mit je 120 000 Unzen ziemlich gleich geblieben ist. Aber auch diese Zahlen zeigen, daß der wirtschaftliche Wert dieser Golderzeugung gering ist. Die Unze entspricht einem Wert von rund 85 Goldmark.

Zu ganz anderen Werten gelangen wir, wenn wir uns den Buntmetallen zuwenden. Chile ist das zweitgrößte Kupferland der Erde nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika, und da diese ihr Kupfer selbst verbrauchen, ist es das bedeutendste Kupferexportland. Vor dem Weltkrieg galt als Regel, daß nur Kupfererze abgebaut werden könnten, die mindestens 30 v. H. Kupfer im Erz enthielten, und auch dann nur, wenn der Preis je Tonne nicht viel niedriger läge als 60 Pfund. Während des Weltkrieges haben die Vereinigten Staaten in Chile neue Anlagen geschaffen, die diese alten Handregeln von Grund auf umgestalteten.

Wir können in diesem Vorgehen der Nordamerikaner den großen Wandel im südamerikanischen Bergbau sehen. Auf die heroische Epoche der wagemutigen Prospektoren folgt die Epoche des Kapitals. Früher ging der einzelne Bergmann hinauf in die unwegsame Bergwildnis und suchte auf Grund seiner geologischen Vorbildung, seiner langen praktischen Erfahrung und noch häufiger nur im Vertrauen auf sein Glück und die ihm zugetragenen Nachrichten von Einheimischen nach Vorkommen wertvoller Erze. Hatte er einen Fund gemacht, so meldete er seinen Anspruch an, ließ sich ein technisches Gutachten ausfertigen, möglichst von einem angesehenen Geologen, und suchte sich die wagemutigen Männer, die auf Grund dieser meist recht dürftigen Angaben an die Erschließung einer solchen Mine größere Summen zu wagen gedachten. In den meisten Fällen geschah das in Form einer Aktiengesellschaft, deren Aktien an den Börsen, vor allem in Valparaiso und Santiago, gehandelt wurden. In manchen Fällen waren diese Gründer an der Ausbeutung der Mine nicht interessiert. Sie suchten nur durch geschickte Börsenmanöver die Kurse zu treiben, um rechtzeitig ihren Aktienbesitz zu günstigen Preisen abzustoßen.

Die Spekulation war das Hauptkennzeichen der alten Minenunternehmungen. Es gingen die Gerüchte von dem Manne, der für ein Butterbrot die Aktien auf eine Mine erworben und innerhalb weniger Tage ein Millionenvermögen gewonnen hatte, ohne auch nur die Hand zu rühren, nur weil die Meldung aus der Mine kam, daß eine Silber- oder Kupferader geschnitten sei. Es mußten jedoch wirklich bedeutende Adern geschnitten werden, um die aufgewandten Summen, die Gewinne der Börsenjobber, die Kosten der Drahtseilanlage und was noch dazukam, aufzubringen. Minen waren Glückssache. Jetzt haben die Nordamerikaner aus dem Bergbau ein Geschäft gemacht. Sie suchten von Anfang an keine Ader, die sie schneiden wollten, sondern erwarben ein weites Gebiet, auf dem der Kupfergehalt des Bodens zwar nicht hoch, aber einwandfrei festgestellt war.

Dann war es eine Aufgabe für den Rechenstift des Ingenieurs, auszurechnen, welche Anlagen nötig waren, um aus diesem Boden das reine Kupfer herauszuziehen, welcher Preis dann gefordert werden mußte, um diese genau zu berechnenden Kosten zu verdienen und die Anlagen in absehbarer Zeit abzuschreiben. Dann stellten die reichen nordamerikanischen Gesellschaften das Kapital bereit, um Riesenwerke wie die Kupfermine Chuquicamata oder El Teniente bei Rancagua hoch in den Bergen zu errichten. Es handelte sich dabei um Summen, die über eine Milliarde Mark hinausgingen.

Dank einer hochentwickelten Technik konnten zunächst Erze mit einem Kupfergehalt von 3 v. H. nutzbringend verarbeitet werden. Gewaltige Maschinen greifen das Erz, tragen es zu Fließbändern, die es in chemische Bäder leiten. Selbst die Säuren, die zur Kupfergewinnung verwandt werden, gehen nicht verloren, sondern fließen in den Prozeß zurück. So konnte später der Kupfergehalt der zu verarbeitenden Erze sogar unter 1 v. H. gesenkt werden. Dabei gingen die Gestehungskosten der Kupfergewinnung herunter. Es zeigte sich, daß die gewaltigen Werke selbst bei einem Kupferpreis von 30 Goldpfund je Tonne noch nutzbringend arbeiten konnten. Damit jedoch kam der Rückschlag. Die Kupfererzeugung wurde durch die Preistreiberei des Jahres 1928 derart angeregt, daß so große Mengen auf den Markt kamen, daß der Preis noch unter den angegebenen Grenzpunkt fiel. Vor allem entstand Ende der zwanziger Jahre ein gefährlicher Wettbewerber in Belgisch-Kongo (Haut Katanga), und während der großen Wirtschaftskrise bauten die Engländer in ihrem Weltreich mit den neuen Methoden ihre Kupfererzeugung in Nordrhodesien und Kanada aus.

Dennoch hat Chile seine Stellung behauptet. Im Jahre 1937 hat es nahezu 400 000 Tonnen erzeugt, und es würde diese Erzeugung noch wesentlich steigern können, wenn nicht der größte Teil der Bergwerke sich in Händen der Nordamerikaner befinden würde. Diese legen mehr Wert darauf, den Weltmarktpreis zu halten, als den chilenischen Arbeitern Brot zu geben und der chilenischen Regierung Steuern zu zahlen. So drosseln sie jedesmal, wenn der Preis in Gefahr gerät, die Kupfererzeugung. Von Zeit zu Zeit werden die Hundertsätze bekanntgegeben, die für die Erzeugung der wichtigsten Kupferbergwerke der Erde gelten sollen, die sich in einem großen Restriktionsplan zusammengefunden haben. Welche Möglichkeiten in Chile stecken, haben die ersten Monate des Krieges 1939 bewiesen, als diese künstlichen Einengungen vorübergehend fallengelassen wurden.

Dabei wollen wir jedoch gewisse technische Schwierigkeiten nicht übersehen, wenn wir auch nicht näher auf sie eingehen können. Der Gestehungs-

preis wird in hohem Maße durch die Abfallprodukte mitbestimmt, und darin weist Kanada einen unbestreitbaren Vorteil auf, obwohl auch in Chile Gold anfällt. Die andere Frage ist die der Kupferkerne, die in Afrika in hohem Maße vorhanden sind und die es den nordrhodesischen Minen erlauben, in schlechten Zeiten sehr lange sich mit sehr niedrigen Gestehungskosten — allerdings im Raubbau — durchzuhelfen. Schließlich hat Chile damit zu rechnen, daß es zweierlei Arten von Kupfer nebeneinander aufweist, die von Zeit zu Zeit eine Umstellung des Verfahrens notwendig machen. Nur die kapitalkräftigen nordamerikanischen Firmen können unter diesen Umständen längere Krisen durchstehen.

Damit ergibt sich die Frage nach dem Nutzen, den der große natürliche Reichtum für Südamerika selbst bedeutet. Es gab lange eine Ansicht, die dahin ging, daß nur die sehr geringen Arbeitslöhne im Lande blieben, und selbst sie würden zum größten Teil in den abgeschlossenen Bergarbeitersiedlungen für Waren ausgegeben, die aus dem Auslande, vor allem Nordamerika, eingeführt würden. Sonst bliebe Südamerika nur ein großes Loch im Boden von seinen Schätzen übrig. Deswegen hat sehr früh der Kampf begonnen, die Kupfergesellschaften zu den Steuern heranzuziehen. Die eine Möglichkeit lag in einem Kupferausfuhrzoll, der jedoch nach langen Kämpfen als zu starr aufgegeben wurde, die andere in der Herausbildung der Einkommensteuer, die bis in die Jahre nach dem Weltkrieg in ganz Südamerika so gut wie unbekannt war. Wir werden diese Probleme noch kennenlernen. Erst nach der Weltwirtschaftskrise und durch die neue Staatsauffassung konnten die natürlichen Reichtümer Südamerikas stärker als bisher zur Deckung der Staatslasten herangezogen werden. So bilden die Einnahmen aus der Einkommensteuer der Kupfergesellschaften heute die feste Grundlage für den Zinsendienst der Republik Chile in ihren ausländischen Anleihen. Das war deshalb so entscheidend, weil die Einnahmen aus einem anderen großen natürlichen Reichtum in den beiden letzten Jahrzehnten vorübergehend ganz aufhörten und sich nicht mehr vom Niedergang erholen konnten: die Einnahmen aus dem Salpeterzoll.

Die Schwierigkeit liegt darin, daß das Kupfer in Südamerika von wenigen großen nordamerikanischen Kupfergesellschaften beherrscht wird, den Guggenheims und den anderen großen nordamerikanischen Trusts, der Anaconda und der Kennecot. In Peru liegt fast die gesamte Kupfererzeugung bei Cerro de Pasco, in Chile in den Minen von Chuquicamata und El Teniente, wozu noch Potrerillos gekommen ist, Namen, die für den Südamerikaner den Ruhm ungeheuren Reichtums verkörpern wie etwa der

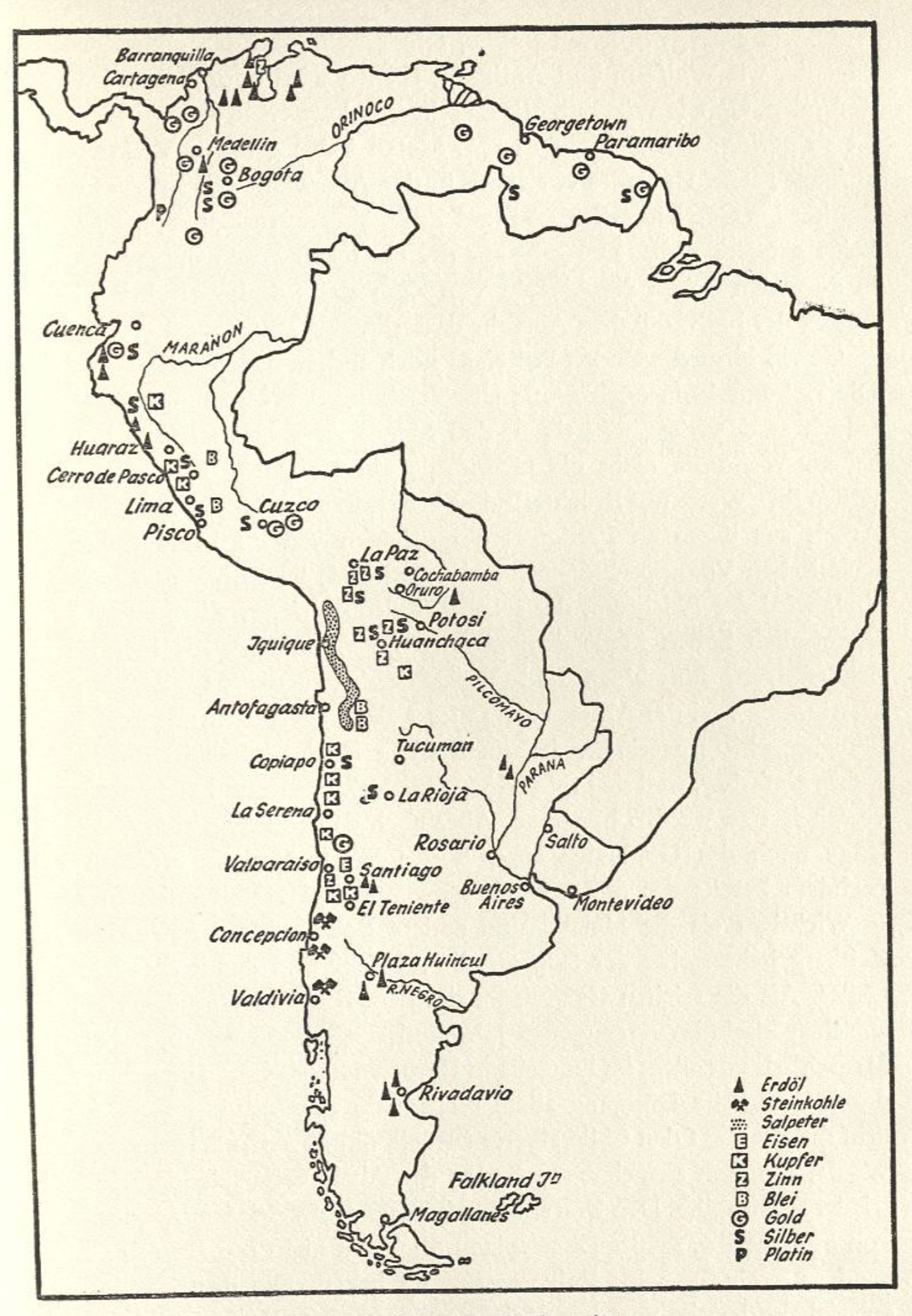
Silberberg Potosi in der Kolonialzeit. Diese Gesellschaften beschäftigen verhältnismäßig wenig Arbeiter. In der Zeit der Hochkonjunktur waren es in Chile nur 22 000, aber diese wenigen Menschen fördern einen recht ansehnlichen Teil des nationalen Reichtums, 40 v. H. der Ausfuhr und rund ein Sechstel der nationalen Erzeugung überhaupt.

Die Rolle, die das Kupfer in Chile und in vergleichbarer Weise in Peru spielt, kommt in Bolivien dem Zinn zu. Bolivien ist eines der großen Zinnerzeugungsländer der Erde hinter den britischen Malaienstaaten und Niederländisch-Indien, aber vor Siam und Nigerien. Entscheidend für Bolivien ist jedoch ein wichtiger Umstand. Es ist das einzige Zinnausfuhrgebiet, das nicht unter englischer Kontrolle steht, und wird deswegen von den Vereinigten Staaten von Nordamerika als die strategisch wichtigste Reserve für den Ernstfall angesehen. Dieser Gedanke hat sich allerdings erst in der letzten Zeit durchgesetzt. Bis dahin beherrschten die kapitalistisch gelenkten Produktionsgesellschaften den Zinnmarkt der Erde. Wie beim Kupfer der Satz von 60 Pfund für die Tonne als Handregel für die Produktivität vor dem Weltkriege galt, so galt für das Zinn der Satz von 200 Goldpfund die Tonne. Auch da sind durchgreifende Wandlungen eingetreten. Die großen Bagger der englischen und niederländischen Zinngesellschaften mit dem durchrationalisierten und mechanisierten Betrieb haben die Gestehungskosten der Zinngewinnung in Südostasien derart gesenkt, daß für Bolivien eine Krise anbrach. Auch dort hat sich die Rationalisierung vollzogen, die zur Zusammenballung der Zinnerzeugung in wenigen hochkapitalistischen Gesellschaften führte. Die Llallagua-Mine, die lange Zeit in hohem Maße mit chilenischem Kapital betrieben wurde, verlegte ihren Sitz nach Nordamerika. Der Mann, der aus kleinen Anfängen sich zum Herrn der bolivianischen Zinnindustrie gemacht hatte, Patiño, suchte einen finanziellen Rückhalt an Wallstreet. Patiño selbst ist Bolivianer mit indianischer Blutzugehörigkeit. Lange Jahre war er bolivianischer Botschafter in Paris.

Die eigentlichen Schwierigkeiten Boliviens ergaben sich aus dem Chaco-Krieg. Es zeigte sich, daß eine so große finanzielle Anstrengung die Voraussetzungen für die hochrationalisierten und daher stets kapitalbedürftigen Unternehmungen berührte. Jahre des Versäumens lassen sich jedoch nur langsam wieder ausgleichen. Dazu kam die Arbeiterfrage. In den großen Höhen, in denen die Zinnminen liegen, können nur Männer arbeiten, die von Jugend auf daran gewöhnt sind. Nimmt man sie weg, so lassen sie sich aus anderen Berufen oder aus anderen Gegenden nicht

ersetzen. Solange die Zinnerzeugung der Welt künstlich gedrosselt werden mußte, weil das Angebot die Nachfrage überstieg und die aufgestapelten Vorräte sich anhäuften, fiel das nicht ins Gewicht. Als aber 1937 mit dem Anwachsen der Rüstungen der Verbrauch in der Welt stieg, konnte Bolivien nicht einmal die ihm zugedachten Quoten einhalten. Erst langsam traten wieder normale Bedingungen ein, nachdem die Kriegsgefangenen aus dem Chaco-Krieg zurückgekehrt waren und sich wieder in ihr altes Los als Minenarbeiter eingelebt hatten. So konnte die bolivianische Zinnausfuhr in den Jahren 1937 bis 1939 langsam, aber stetig, gesteigert werden (von 25 420 auf 27 600 Tonnen), während die Welterzeugung ziemliche Schwankungen aufwies (207 640, 155 650 und 186 660 Tonnen in den letzten Jahren). Anders ausgedrückt heißt das, daß die bolivianische Zinnerzeugung in den Jahren 1937 bis 1939 12 v. H., 17 v. H. und 15 v. H. der Zinnwelterzeugung betrug, obwohl die Zinnerzeugung durch Abmachungen der Bergwerksbesitzer geregelt war. Daraus dürfte eines ersichtlich sein, daß die Zukunftsaussichten des bolivianischen Zinns nicht mehr so günstig zu beurteilen sind wie noch vor wenigen Jahrzehnten.

Je mehr sich die moderne Technik verbessert, desto schwieriger wird es sein, die ungünstigen Lageverhältnisse der bolivianischen Zinngruben den ostasiatischen gegenüber auszugleichen. Der höhere Reichtum des Erzgehaltes bietet immer weniger ein Gegengewicht gegen die Ungunst der Arbeitsbedingungen. Im Augenblick mögen diese Gesichtspunkte zurücktreten. Die Kosten des Chaco-Krieges und die Schwierigkeiten der innerpolitischen Neuordnung überschatten das Zinnproblem, besonders da die europäischen und nordamerikanischen Rüstungen für den Augenblick einen besseren Preis und einen höheren Absatz sichern. Aber das Wort, daß Bolivien ein Bettler auf einem Lager von Edelmetall sei, trifft nicht mehr zu. Ende des Weltkrieges erzeugte es noch ein Viertel der Weltzinnerzeugung und schien grenzenlose Möglichkeiten zu bieten. Es schien, daß es nur nötig habe, die Verkehrsmittel zu entwickeln, um einer überwältigenden Zukunft entgegenzugehen. Aber die gleichen Rückschläge, die sich im chilenischen Kupfer durch den Aufstieg der südafrikanischen und kanadischen Kupferbergwerke zeigten, lassen sich im bolivianischen Zinn durch die Entwicklung der Zinnminen der Malaienstaaten und Niederländisch-Indiens feststellen. Während sich in Bolivien die Gewinnung von Zinn seit der Zeit vor dem Weltkrieg ungefähr gehalten hat, ist sie in Asien dauernd gestiegen. Dafür kann ein Ausgleich in anderen Bodenschätzen kaum gefunden werden.



Die Verteilung der Bodenschätze

Gewiß erzeugt Bolivien andere, sehr seltene und daher hochgeschätzte Metalle, wie Wolfram und Antimon, ebenso wird dort Blei und Wismuth gefunden. Gerade Wismuth gilt als selten und wertvoll, aber sein Verbrauch ist so gering, daß sich auf diesem Metall keine größere Volkswirtschaft aufbauen läßt. Es findet vor allem in der Arzneiherstellung Verwendung. Stärker ins Gewicht fallen Blei und Zink, aber wertmäßig spielen auch sie keine größere Rolle. Das geht aus der einfachen Feststellung hervor, daß in normalen Zeiten die Ausfuhr von Zinn allein drei Viertel des Gesamtwertes der bolivianischen Ausfuhr darstellt.

Gewiß birgt der Boden Boliviens noch andere bedeutende Reichtümer. Die Zukunft kann noch große Überraschungen bringen. Wir wollen uns jedoch stets vergegenwärtigen, daß Metalle nur einen begrenzten Wert haben. Wenn sie nicht die Grundlage einer eigenen Industrie werden, stellen ihre Werte nur Bruchteile dessen dar, was mit Hilfe hochentwickelter Arbeit aus ihnen an Fertigwaren geschaffen werden kann. Solange die technischen Voraussetzungen für eine Industrie in Bolivien nicht gegeben sind, wird der Reichtum, der seinem Boden entrissen wird, zu einem ungewöhnlich hohen Maße denjenigen zugute kommen, die in Form von Schürfungen, Maschinen und Verkehrsanlagen die Möglichkeiten der Gewinnung und des Abtransports dieser Bodenschätze in die großen Verbrauchergebiete geschaffen haben. Bei den Edelmetallen ist die Lage insofern einfacher, weil sie in sich den Wert verkörpern und nicht erst weiterverarbeitet zu werden brauchen. Aber auch da muß man sich fragen, wie lange noch das Gold sich einer hohen Wertschätzung erfreuen kann, nachdem bereits das Silber einen schweren Preisverfall erfahren mußte.

Wichtiger als die Metalle sind andere Bodenschätze geworden. Eine Zeitlang beherrschte der Salpeter die Ausfuhr und damit die Wirtschaft Chiles. Als die reichen Guanolager der dem Festland vorgelagerten peruanischen Inseln im vergangenen Jahrhundert erschöpft waren, während die Menschheit vor allem im raumengen Europa die Fruchtbarkeit seiner Äcker durch natürliche Düngung allein nicht mehr genügend steigern konnte, griff die Welt auf den Chilesalpeter zurück, dieses weiße Salz der Atacama-Wüste, das dem ausgelaugten Boden der Alten Welt seine Fruchtbarkeit wiedergeben sollte. Den Umschwung brachte der Weltkrieg. Abgeschnitten von Südamerika, mußte Deutschland Stickstoff nicht nur für seine Äcker, sondern auch für seine Pulvererzeugung haben. Die deutsche Industrie entwickelte bereits vor dem Kriege ausgearbeitete Verfahren weiter, den Stickstoff aus der Luft zu gewinnen. Als der Weltkrieg aufhörte, war

Deutschland nicht nur unabhängig vom Chilesalpeter geworden, sondern konnte sogar auf den Weltmärkten sich eine überragende Stellung erobern und drängte den natürlichen Chilesalpeter aus seinen angestammten Absatzgebieten zurück.

Dazu kam der Wunsch sehr vieler Staaten, sich für den Ernstfall eine eigene Stickstoffindustrie zuzulegen, um von der Ausfuhr aus Südamerika unabhängig zu werden. Die Voraussetzung für die billige Stickstoffgewinnung lag ausschließlich in der billigen Krafterzeugung. Diese konnte auf billigen Brennstoffreserven (Braunkohle in Mitteldeutschland) oder billiger Wasserkraft beruhen (Norwegen oder Nordamerika). Chile hat diese Sachlage erst spät erkannt. Es hat so lange am Salpeterausfuhrzoll festgehalten, bis die aufgehäuften Salpeterläger unverkäuflich geworden waren. Erst dann hat es seine Stickstoffindustrie umgestellt. Es hat die öffentlichen Abgaben umgelegt von dem starren Ausfuhrzoll auf die Einkommenbesteuerung der Salpetergesellschaften, und sodann hat es versucht, die Technik der Salpetergewinnung zu verbessern. Ende der zwanziger Jahre machten die Nordamerikaner den Vorschlag, ihre Methoden der Kupfergewinnung auf die Salperterindustrie anzuwenden. In wenigen Mammutbetrieben sollten mit höchster technischer Vollendung die Kosten der Gewinnung auf ein Mindestmaß gedrückt werden. Der Staat wurde mit einem unverhältnismäßig hohen Anteil von 50 v. H. an der Salpetermonopolgesellschaft beteiligt, der Cosach (Compañia de salitre chilena), dagegen sollten alle übrigen privaten Werke stillgelegt werden.

Der erste Vorschlag der Amerikaner war gewesen, die Salpetergewinnung und den Verkauf in ihre Hand zu nehmen. Der Staat sollte nur ein Pauschal erhalten, das höher liegen sollte als seine Einnahmen aus dem Ausfuhrzoll der vorangegangenen Jahre. Dann sollte mit allen Mitteln der kapitalistischen Wirtschaft — Preisunterbietung, Reklame und finanzielle Verflechtung mit den entscheidenden Abnehmergruppen — der Umsatz und damit die Ausfuhr gefördert werden. Da der Gesamtbetrag des Salpeterzolls feststand, wäre die Belastung, auf den einzelnen Doppelzentner gerechnet, immer geringer geworden, je weiter die Ausfuhr gestiegen wäre. Die chilenische Regierung lehnte diesen Vorschlag ab. Sie erhoffte sich noch größere Gewinne, wenn sie selbst an Gewinn und Verlust beteiligt blieb. Sie erhielt daher die Hälfte des Aktienkapitals der Cosach, das insgesamt auf 3 Milliarden Pesos (damals anderthalb Milliarden Mark) lautete. Dagegen brachte der Staat die weiten, noch unerschlossenen Ländereien der Atacama-Wüste ein, auf denen später Salpeter gewonnen werden könnte.

Das allein war schon ein bedenkliches Verfahren, denn zunächst waren diese Ländereien nichts wert.

Umgekehrt haben die Nordamerikaner für die mehr als 1 Milliarde Pesos Aktien, die sie übernahmen, auch keine greifbaren Werte eingebracht, sondern nur ihre Patente und ihre Organisation. Die Werke wie Maria Elena wurden gegen Ausgabe von Schuldverschreibungen käuflich erworben, denn die reiche Cosach hatte kein Geld, um sie aus eigenen Mitteln zu erwerben. Der Rest des Aktienkapitals von etwas weniger als 500 Millionen Pesos war dazu verwandt worden, die kleineren Werke aufzukaufen, die stillgelegt werden sollten, wobei die früheren Inhaber mit Aktien abgefunden werden sollten. So sah sich die Cosach zunächst gezwungen, Kredite gegen Industrieschuldverschreibungen aufzunehmen. Die englischen Banken übernahmen sehr große Beträge. In der Weltwirtschaftskrise wurden sie sie dann nicht mehr an das Publikum los, sondern blieben auf ihnen sitzen. So war das finanzielle Gebäude mehr als fragwürdig. Dagegen sollte die technische Leistungsfähigkeit wesentlich verbessert werden. Wieder kamen die großen Bagger, die an die Stelle der sorgfältigen Prüfung des Bodens traten; die Anlagen zur Gewinnung und zur Verladung wurden großzügig ausgebaut. Nur ein Bedenken war zunächst gegeben. Der neue Salpeter, der auf einer sehr viel gründlicheren Auslaugung des Bodens beruhte, so daß weniger Rückstände blieben, fand bei der Landwirtschaft nicht die Aufnahme wie der frühere Salpeter, der leichter löslich war.

Es läßt sich nicht sagen, wie sich diese Gesellschaft durchgesetzt hätte, wenn die Weltwirtschaftskrise nicht gekommen wäre. So war der Zusammenbruch unvermeidlich. Der schrumpfende Absatz ließ die gewaltigen Kapitalanlagen brachliegen, die Selbstkosten wurden nicht gesenkt, sondern erhöht, die Gewinne, auf die der Staat gerechnet hatte, verwandelten sich in Verluste, die angefangenen technischen Wunderwerke lagen still und wurden die Ursache eines wirtschaftlichen Zusammenbruchs von größtem Ausmaß. Nur das Eingreifen der chilenischen Regierung konnte das Schlimmste abwenden. Immerhin verloren die Besitzer der früheren Salpetergesellschaft fast ihr gesamtes Kapital, die englischen Banken haben Hunderte von Millionen Mark verloren, die sie auf den Namen der nordamerikanischen Salpetergesellschaften hin vorgeschossen hatten. Die Salpeterausfuhr hörte im Jahre 1932 praktisch auf, weil zunächst die großen, im Ausland befindlichen Salpeterlager geräumt werden mußten. Wir können die Bedeutung dieser Tatsache nur dann ermessen, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß vor dem Weltkrieg der Salpeterzoll rund 50 v. H

der Staatseinnahmen Chiles erbrachte und daß die Salpeterausfuhr erst die Wareneinfuhr ermöglichte, aus deren Verzollung ein weiteres Viertel der Staatseinnahmen erwuchs.

Nach diesem Zusammenbruch des Jahres 1932 hat sich auch die chilenische Salpeterausfuhr kräftig gehoben, wenn auch die Zahlen nicht mehr wie früher veröffentlicht werden. Die chilenische Regierung hat die Pläne höchster Technisierung und Zusammenfassung aufgegeben. Sie hat nur den Verkauf straff zusammengefaßt und die Abgaben auf die Einnahmen, nicht die mengenmäßige Ausfuhr gelegt. Sie hat ferner ihre handelspolitische Stellung dahin ausgenutzt, die Zollschranken des Auslandes, die sich dem Absatz des Chilesalpeters entgegenstellten, zu durchbrechen. So enthielten die Handelsabkommen mit dem Deutschen Reich stets eine Klausel, die die Einfuhr einer bestimmten Menge von Chilesalpeter vorsah, obwohl Deutschland wohl in der Lage gewesen wäre, seinen Stickstoffbedarf aus eigener Kraft zu befriedigen. Daneben hat sich eine Umlagerung in den Absatzmöglichkeiten des Salpeters gegenüber der Zeit vor dem Weltkrieg vollzogen.

Damals diente Salpeter vor allem der Düngung der Getreidefelder Mitteleuropas. Deutschland war der größte Abnehmer. Nach dem Weltkrieg hat der Salpeter besonders die Baumwollfelder Ägyptens und Nordamerikas befruchtet. Diese Entwicklung hat sich nach der Weltwirtschaftskrise weiter fortgesetzt. Das bedeutet jedoch eine gewisse Gefahr, denn Baumwolle ist stärker als Getreide von den Schwankungen der Konjunktur abhängig. Wenn man im allgemeinen sagen kann, daß der Weizenverbrauch der Menschheit nur um weniges schwankt, ganz gleich, ob es sich um gute oder schlechte Jahre handelt, ist der Verbrauch von Baumwolle Ausdruck der wirtschaftlichen Verhältnisse. Als die große Krise der ersten dreißiger Jahre den Verbrauch an Baumwollwaren unter den Millionen von nordamerikanischen Arbeitslosen auf ein Mindestmaß hatte zurückgehen lassen, verfügte die Regierung des Präsidenten der Vereinigten Staaten Roosevelt, daß ein Viertel der nordamerikanischen Baumwollfelder vor der Ernte umgepflügt werden solle, um eine „Überproduktion“ zu verhindern. Es ist verständlich, daß in solchen Zeiten des unverwertbaren Überflusses die Neigung gering war, größere Mengen von Stickstoff in den Boden zu stecken, um den unerwünschten Reichtum weiter zu steigern. Aber dann machten die Farmer sich die starre Bindung des Anbauzwanges an die Oberfläche der bebauten Felder zunutze. Sie bebauten zwar weniger Felder, nutzten diese jedoch besser aus, und dazu brauchten

sie Chilesalpeter. Dazu kommen noch dessen besondere Eigenschaften, die ihn für bestimmte Düngungszwecke wie etwa im Frühjahr als sogenannten Kopfdünger auf die bereits heranwachsenden jungen Pflänzchen besonders geeignet erscheinen lassen. So läßt sich zusammenfassend sagen, daß Chile die schwere Salpeterkrise überwunden hat. Aber es hat aus der Erfahrung gelernt, seine Wirtschaft nicht mehr einem so unzuverlässigen Gute anzuvertrauen, dessen Verbrauch im Inland nur gering ist, so daß sein Absatz ganz vom guten Willen des Auslandes abhängig wird.

Chile baut heute seinen Staatshaushalt unabhängig von den Einnahmen aus dem Salpeter auf. Es betrachtet ihn als einen zusätzlichen Reichtum, dessen es sich zunächst bedient, um die Verzinsung und Verminderung der ausländischen Schulden durchzuführen. Wenn später einmal Rückschläge kommen, dann ist der Staat ganz anders in der Lage sie aufzufangen als früher, da er vom Salpeter völlig abhängig war. Das ist eine Weisheit, die auch für andere Bodenschätze sich durchzusetzen beginnt. Vor allem läßt sich das vom Erdöl sagen.

Vor dem Weltkrieg war Mexiko von den amerikanischen Staaten der größte Erdölerzeuger nach den Vereinigten Staaten. Inzwischen sind viele der mexikanischen Quellen erschöpft, neue haben wegen der politischen Unsicherheit und der Zurückhaltung der ausländischen Kapitalisten auf Grund der Revolution nur in unzureichendem Maße erschlossen werden können. Dafür sind in Südamerika in sehr vielen Staaten sehr bedeutende Erdölfunde gemacht worden. Am hervorstechendsten war der Aufstieg von Venezuela. Dieses Land steht heute mit einer Jahreserzeugung von 29 Millionen Tonnen (im Jahre 1939) gleich hinter der Sowjetunion an dritter Stelle in der Welt, nachdem es noch 1937 die zweite Stelle eingenommen hatte, während etwa Mexikos Erdölerzeugung auf 5,4 Millionen Tonnen zurückging. Was das bedeutet, erkennt man, wenn man sich vergegenwärtigt, daß die ersten Arbeiten der Erdölgewinnung in Venezuela erst im Jahre 1912 begonnen haben und daß die gesamte Erdölförderung im Jahre 1918 nur 48000 Tonnen betrug.

Die beiden großen Petroleumgesellschaften, die englische Shell-Gruppe und die nordamerikanische Standard Oil, haben sich um das venezolanische Petroleum bemüht. Dabei hat die Shell sich auf die holländische Besitzung Curaçao gestützt, wo sie bedeutende Ölraffinerien anlegte. Das Erdöl wird in Venezuela am Golf von Maracaibo gefunden, der tief in das Land einschneidet. Dort reichen die Erdölfunde bis unter die Meeresfläche, so daß der Abtransport verhältnismäßig leicht ist. Auch in Peru liegen die

Bohrtürme verkehrstechnisch sehr günstig am Meeresstrand. Wer mit dem Dampfer die peruanische Küste entlangfährt, wird die Wälder von Bohrtürmen gesehen haben, die sich am Strande erheben. Allerdings bleibt die peruanische Petroleumgewinnung mit etwas über 2 Millionen Tonnen hinter der venezolanischen weit zurück und wird sogar von der columbianischen mit über 3,4 Millionen Tonnen im Jahre 1939 übertroffen. Auch in Columbien finden wir die reichsten Quellen in verkehrsgünstiger Lage am Unterlauf des Magdalenen-Stromes, während die vielleicht umfassenderen Vorkommen von Tolima-Cundinamarca im Süden des Landes an ihrer ungünstigen Verkehrslage leiden.

Das Problem des Erdöls in Südamerika hat eine gewisse Ähnlichkeit mit dem der metallischen Bodenschätze. Um diesen Reichtum zu heben, sind sehr bedeutende Kapitalien notwendig, schon allein, um die Bohrungen durchzuführen, aber auch später, um den Vertrieb zu ermöglichen, ohne von den großen Trusts abhängig zu sein. Es müssen erst Millionen in das Land hineingesteckt werden, ehe die wirkliche Arbeit beginnen kann, Millionen, die dazu nicht durch Arbeit aufgebracht werden können, sondern geeignete Maschinen voraussetzen. Für die Südamerikaner war daher die Frage entscheidend, ob sie diese Mittel selbst aufbringen könnten oder ob sie Hilfe vom Auslande annehmen sollten. Auf der einen Seite drängten all diejenigen, die sofort in den Besitz größerer Summen kommen wollten, mit den großen ausländischen Gesellschaften abzuschließen, auf der anderen Seite warnten andere, nicht den einmaligen nationalen Reichtum um eines kurzlebigen Wohllebens willen wegzuschenken. Zwei Welten standen sich gegenüber, die des leichtsinnigen Verschwenders und die des verantwortungsbewußten Staatsmannes.

Mit diesem Gegensatz allein lassen sich jedoch die Schwierigkeiten der Entscheidung nicht umreißen. Auf der einen Seite standen die großen Erdölgesellschaften, die über eine lange Erfahrung, einen Stab geschulter Geologen und Techniker verfügten, die den festen Willen hatten, die Erdölschätze des Landes sich untertan zu machen. Ihnen halfen die glücklichen Besitzer von Grund und Boden, auf dem Petroleum gefunden war oder von dem man hoffte, daß Bohrungen fündig werden würden. Sie konnten es nicht erwarten, bis endlich der Millionensegen in ihren Schoß fiel. Auf der anderen Seite stand der Staat, dem unerwarteterweise die Möglichkeit geboten wurde, seine großen Pläne der inneren Erschließung durchzuführen, der die Aussicht sah, seine drückende Schuldenlast loszuwerden. Er mußte damit rechnen, daß er mit abschlägiger Antwort an

die Ölgesellschaften einen Reichtum aus der Hand gab, der in absehbarer Zeit nicht gehoben werden würde. Sollte er mit Rücksicht auf eine unsichere, nicht zu überschauende Zukunft die Gegenwart preisgeben?

Diese Erwägungen waren ein wesentlicher Gegenstand der Innenpolitik. Die ausländischen Erdölgesellschaften suchten in den betreffenden Ländern Bundesgenossen, nicht nur bei denjenigen, deren Interessen mit den ihren übereinstimmten, sondern mit allen Mitteln der Bestechung und Korruption. Dadurch entstand in der Petroleumfrage eine eigenartige Situation. Sie wurde ein wichtiges Kampfmittel im innerpolitischen Kampf. Das führte dazu, daß bei Revolutionen zuerst der Ruf erscholl, alle diejenigen streng zu bestrafen, die sich von den fremden Gesellschaften hatten bestechen lassen — und das wurde von jedermann behauptet, der sich nicht gegen die Erdölkonzessionen ausgesprochen hatte —, und sodann, die ausländischen Erdölgesellschaften zu enteignen und *ein Staatsmonopol* zu begründen. Die ausländischen Gesellschaften führen den Rückgang der mexikanischen Erdölgewinnung auf den unheilvollen Streit der großen Produzenten mit dem mexikanischen Staat zurück. Die Gegenseite sieht nur eine bewußte Sabotage, die mit allen Mitteln, zuletzt der Enteignung, gebrochen werden muß.

Es ist jederzeit möglich, ergiebige Quellen durch den Staat übernehmen zu lassen. Sehr viel schwieriger ist es jedoch, die Bohrtätigkeit weiter durchzuführen, wenn die privaten Gesellschaften sich gegen eine Mitarbeit sperren. Vorläufig sind die Reichtümer Südamerikas an Erdöl wohl nur zum geringeren Teil erschlossen. Entscheidend war die günstige Verkehrslage, weil die gesamte Ölgewinnung den Weg ins Ausland finden mußte. Nur zwei Staaten haben einen so wesentlichen Inlandsbedarf, daß sie einen ausreichenden Markt darstellen würden, Argentinien, das eine eigene Erdölerzeugung aufweist, und Chile, doch ist in diesem Lande bisher trotz eifrigstem Suchen kaum Erdöl gefunden worden. In Argentinien kann der inländische Bedarf noch nicht aus eigenen Quellen gedeckt werden. Wir können jedoch erkennen, wie grundsätzlich verschieden die argentinische Erdölindustrie von der der anderen südamerikanischen Länder ist.

Argentinien konnte eine staatliche Petroleumindustrie aufziehen, weil es den Absatz im Inlande gesetzlich regeln konnte. Die Erdölfunde von Comodoro Rivadavia im südlichen Patagonien sind nicht so groß, daß sie allein den von Jahr zu Jahr wachsenden Verbrauch Argentiniens decken könnten. Bohrungen sind sowohl im Westen in der Cordillere (bei



Mendoza) wie im Norden im Chaco vorgenommen worden und ergiebig gewesen. Aber alles reicht nicht aus, um die Gefahr einer Überproduktion zu wecken. Unter diesen Umständen kommt es den Argentiniern nicht darauf an, ihre Petroleumreserven voreilig zu erschöpfen. Mit einer Jahresproduktion von rund 2,4 Millionen Tonnen ist sie seit längerer Zeit ziemlich gleich geblieben. Der größte Teil davon entfällt auf die staatlichen Bohrungen. Wir sehen unter besonderen Bedingungen ein besonders glückliches Bild der Erdölindustrie, aber wohl nur deswegen, weil das Hauptgewicht Argentiniens auf seiner Landwirtschaft ruht und es aus eigener Kraft die Mittel zur Entwicklung einer eigenen Industrie aufbringen konnte. Das gilt nicht von den anderen Staaten.

Alle träumen davon, durch unerwartete Funde einen märchenhaften Reichtum zugeworfen zu bekommen, und daran erlahmt ihr Widerstand gegen das planmäßige Vorgehen der großen angelsächsischen Konzerne. Es besteht die Hoffnung, daß sich längs des Ostrandes der Cordillere ein breiter Erdölgürtel vom hohen Norden bis tief nach Süden hinzieht. Das Tiefland Columbiens ebensogut wie Perus und Boliviens soll Erdöl in reichem Maße enthalten, nur sind die Kosten der Erschließung fern von der Küste und den Verkehrsmöglichkeiten so hoch, daß bisher alle Anläufe steckengeblieben sind. Es wurde vor einigen Jahren sogar behauptet, daß der Chaco eines der reichsten Erdölgebiete der Welt und der Chaco-Krieg zwischen Bolivien und Paraguay von den beiden großen Erdölkonzernen, der Royal Dutch Shell und der Standard Oil, angestiftet worden sei. Das dürfte übertrieben sein. Es ist jedoch damit zu rechnen, daß Südamerika noch einen weiteren Aufstieg als Erdölgebiet erfahren wird, vor allem wenn einmal diejenigen Quellen erschlossen werden, die nicht so verkehrsgünstig am Meer liegen wie die jetzigen in Venezuela, Nord-Peru oder Süd-Patagonien.

Ob davon Südamerika einen wirklichen Vorteil haben wird? Bisher hat nur Venezuela einen Nutzen aus seinem natürlichen Reichtum gezogen, indem es mit den daraus stammenden Gewinnen seine Staatsschuld abtrug, so daß es den schweren Sturm der Weltwirtschaftskrise und die Gefahren bestanden hat, die sich aus dem Tode des langjährigen Präsidenten Vicente Gomez ergeben hatten. Mexiko ist durch sein Erdöl nur unglücklich geworden, da ausländische Einflüsse aus Gier nach diesem Gold innere Wirren anstifteten. Diese Gefahr liegt auch in Spanisch-Südamerika nahe. Noch schwieriger wird das Problem, wenn wir die inneren Folgen des Reichtums an Bodenschätzen betrachten.

In der Kolonialzeit haben die Edelmetalle, besonders das Silber, das Denken der Spanier in Amerika bestimmt. Einseitig war die Wirtschaft auf den Silberbergbau ausgerichtet, und die eigene Industrie konnte sich nicht entwickeln. Im neunzehnten Jahrhundert haben die Bodenschätze in den befreiten Republiken eine ähnliche Rolle gespielt. Heute weiß Chile, daß es seinen Staat nicht auf Salpeter und auch nicht auf Kupfer aufbauen kann. Bolivien wird durch die Auswirkungen der Zinnkrise schwer getroffen, aber es konnte sich lange nicht dazu aufraffen, die Scheingewinne der Bergwerkserzeugung, die nur wenigen und meist den Ausländern zugute kommen, geringer zu schätzen als die Frucht ernster Arbeit in der Landwirtschaft und in der Industrie. Das Auf und Ab, das die südamerikanische Bergwerksgeschichte kennzeichnet, der jähe Wechsel zwischen großen Gewinnen und vollem Verlust, das daraus sich ergebende Spiel an der Börse und die innere Haltlosigkeit einer ganzen Gesellschaftsschicht sind die Gefahren, mit denen Südamerika zu ringen hat. Erst nach dem Weltkrieg und eigentlich erst seit der großen Weltwirtschaftskrise haben diejenigen sich durchzusetzen vermocht, die eine festere, wenn auch weniger glanzvolle Grundlage für den Aufbau ihrer Heimat anstreben.

VI

Die Industrie

Bei Ausbruch des Weltkrieges gab es in Spanisch-Südamerika so gut wie keine Industrie. Das war das Erbe der spanischen Kolonialzeit. Als die jungen Republiken ihre Unabhängigkeit errungen hatten, versuchten sie, sich auch aus den wirtschaftlichen Bindungen zu lösen, die sie mit der Alten Welt verstrickten. Sie hatten die Hoffnung, daß es sehr bald gelingen werde, durch eine geschickte und weitschauende Handelspolitik die Unternehmungslust anzuregen und in verhältnismäßig kurzer Zeit den großen Vorsprung einzuholen, den Europa vor Südamerika innehatte. Dieses Vorhaben erwies sich als undurchführbar.

Wir wollen nicht vergessen, daß die Entwicklung einer Industrie an bestimmte Voraussetzungen gebunden ist. Deutschland hat bis zum Jahre 1850 so gut wie keine nennenswerte Industrie gehabt und ist dann in wenigen Jahrzehnten zur führenden Industriemacht Europas emporgestiegen. Frankreich, das im achtzehnten Jahrhundert eine überragende Stellung einnahm, ist davon Schritt für Schritt hinabgeglitten. Das zwanzigste Jahrhundert sah dann zunächst den Aufstieg der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Nach dem Weltkrieg ist Amerika weiter gestiegen, und in Europa schien es vorübergehend, als ob Deutschlands Rolle ausgespielt sei. Dann hat es sehr rasch sich nicht nur die alte Stellung zurückerobert, sondern ist bis zum Jahre 1938, wenn auch nur vorübergehend, an die Spitze der stahlerzeugenden Länder gerückt. Umgekehrt konnten weder England noch gar Frankreich den Platz behaupten, den der Ausgang des Weltkrieges ihnen zuzuspielen schien. In den dreißiger Jahren ist dann Japan inmitten der allgemeinen Krise als Industriestaat groß geworden.

Zur Entwicklung der Industrie gehören sehr verschiedene Voraussetzungen. Es muß die Rohstoffbasis vorhanden sein, aber auch die geschulte und billige Arbeiterschaft, das Kapital wie der Absatz, die sicheren politischen Verhältnisse wie der wagende Unternehmergeist. In Südamerika fehlten so gut wie alle Voraussetzungen. Das Wichtigste waren zunächst die Menschen. Die Einheimischen, die in der Landwirtschaft

groß geworden waren, verfügten weder über die technischen Kenntnisse noch über den Kampfwillen und den Fleiß, um ihr Leben in den Dienst der Industrialisierung zu stellen. Das änderte sich erst, nachdem genügend Menschen aus Europa gekommen waren, um diese Lücke auszufüllen. Dabei dürfen wir nicht vergessen, daß zunächst die Einwanderer aus überwiegend landwirtschaftlichen Ländern stammten, aus Italien und Spanien. Selbst die Einwanderer, die um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts aus Deutschland gekommen waren, stammten aus einem überwiegend agrarischen Gebiet. Erst die Wandlung der Wirtschaft in Europa ließ auch unter den Einwanderern mehr industrielle als landwirtschaftliche Kräfte nach Südamerika gelangen.

Die Rohstoffbasis war trotz des unbestreitbaren Reichtums des Landes nicht sehr günstig. Eisen und Kohle fehlen oder kommen nicht in enger Verbindung vor wie in Nordamerika. Selbst die Textilfaserstoffe waren so ungünstig verteilt, daß sie als Grundlage einer größeren Industrie zunächst nicht in Betracht kamen. Noch schlimmer war die Frage des Kapitals. Die Landwirtschaft warf nicht solche Überschüsse ab, daß sie die Summen zur Industrialisierung bereitstellen konnte. Das konnte nur der Bergbau, aber dieser war ausgesprochen spekulativ gerichtet. In guten Jahren wurde viel verdient, in schlechten viel verloren. Eine Brücke zwischen Bergbau und Industrie schien fast unmöglich, aber wo versucht wurde, sie zu schlagen, führte das bei der Gegensätzlichkeit der wirtschaftlichen Einstellung zu schweren Rückschlägen. Die Selbstkosten waren zu hoch, und es fehlte der Absatz.

Langsam, im Laufe von Jahrzehnten und Jahrhunderten, war die europäische Industrie gewachsen. Sie hatte hartes Lehrgeld zahlen müssen, aber sie beherrschte die Weltmärkte. Sie konnte auf eine gut geschulte Arbeiterschaft blicken, sie besaß den Absatzapparat, um große Mengen umsetzen zu können, und sie hatte sich so spezialisiert, daß sie technisch sich den Anforderungen der Kundschaft anpassen konnte. Ohne staatlichen Schutz erschien es unmöglich, eine irgendwie nennenswerte südamerikanische Industrie zu schaffen, und das mußte die Absatzmöglichkeiten der Landwirtschaft berühren. Eine Überspitzung der Einfuhrzölle traf gerade diejenigen Kreise, die das Kapital zur Industrialisierung aufbringen sollten.

Wir können kaum ermessen, welche Bedeutung unter diesen Umständen dem Weltkrieg zukam. Zur gleichen Zeit stiegen die Preise der Ausfuhrerzeugnisse, wie der ausländische Wettbewerb durch Blockade und Tonnage-Schwierigkeiten abgedrosselt wurde. Je reicher das Land wurde, desto weniger konnten industrielle Fertigwaren angeboten werden. Das mußte

zu einer Spannung führen, aus der die Industrialisierung erwuchs. Es war nicht nur genügend Kapital da, sondern es erschien auch unmöglich, bei dieser einzigartigen konjunkturellen Lage Geld zu verlieren. Eine Gründerperiode setzte ein, die gewisse Ähnlichkeiten mit der europäischen der siebziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts hatte. Aber sie war doch grundverschieden. Es wurden die Kräfte freigemacht, die seit Jahrzehnten einen Wandel in der Bevölkerung Spanisch-Amerikas herbeigeführt hatten, ohne daß diese Umgestaltung nach außen hervorgetreten wäre.

Die europäischen Einwanderer hatten einen unbezahlbaren Schatz an technischem Können und kaufmännischer Ausbildung mitgebracht. Sie waren jedoch ausschließlich in der Landwirtschaft angesetzt worden, kaum daß sie ein bedeutenderes Handwerk entwickeln konnten. Jetzt kamen sie in Verbindung mit den großen Importgesellschaften, die keine Ware mehr von Europa bekamen und die nun die Handwerker aufforderten, für ihre Rechnung oder gar in ihrem Betriebe die gewünschten Waren herzustellen. Es waren zunächst recht einfache und zweifelhafte Erzeugnisse, die auf den Markt gebracht wurden, aber sie wurden aufgenommen, weil es keine anderen Waren gab. Nun gingen sowohl der Techniker wie der Kaufmann daran, diese behelfsmäßige Industrie zu entwickeln und zu verbessern. Es war in diesem Sinne ein Glück, daß die Rückwirkungen des Krieges sich noch viele Jahre in Europa nicht überwinden ließen, so daß die nationale Industrie sich aus den ersten Anfängen herausarbeiten konnte.

In allen Republiken Südamerikas waren kleine Industrien aufgelebt: Schuhfabriken, Gerbereien, Textilfabriken, mechanische Werkstätten, Papierfabriken, Möbelwerkstätten und eine Eisen verarbeitende Industrie. Sobald das Ausland als ernsterer Wettbewerber erschien, konnten diese kleinen und vielfach unrationell arbeitenden Betriebe sich nicht halten. Sie riefen nach Zollschutzmauern, die jede ausländische Einfuhr ihrer Waren fernhalten sollten. Bereits die erste Nachkriegskrise des Jahres 1921 hinterließ ein wirtschaftliches Schlachtfeld, übrigens ähnlich wie nach den Napoleonischen Kriegen die deutsche Industrie sich nur mühsam inmitten des allgemeinen Rückgangs zu halten vermochte. Aber nun griff der Staat ein. Er sicherte zunächst den inneren Markt für die heimische Erzeugung. Die Erinnerung an die Jahre, da vom Ausland keine Fertigwaren zu erhalten waren, die Notwendigkeit, den Zusammenbruch der Industrie und das Anwachsen der Arbeitslosigkeit zu verhindern, wirkten zusammen. Wichtiger noch war der feste Wille, diese Gelegenheit zu ergreifen, um endlich den Weg in die Industrialisierung zu finden.

Nur die Industrie ist in der Lage, höhere Löhne zu zahlen. Wir haben gesehen, daß die Möglichkeiten der für den inneren Markt arbeitenden Landwirtschaft beschränkt sind, solange nicht ein Ausweg durch wachsende Bevölkerungsschichten — und damit künftige Verbraucher — geschaffen wird, daß jedoch die für die Ausfuhr arbeitende Landwirtschaft genau wie der Bergbau weder große Menschenmengen beschäftigen noch hohe Löhne zahlen konnte. Der Lohn des Landarbeiters, des argentinischen Gaucho wie des chilenischen Peon, war so niedrig, daß sie sich kaum etwas über die täglichen Lebensnotwendigkeiten hinaus leisten konnten. Verglichen mit diesen Löhnen in der Landwirtschaft, die vielfach noch nach kolonialen Sätzen berechnet wurden, waren die Industrielöhne hoch. Dazu kamen die gehobenen Stellungen der Vorarbeiter wie der Angestellten. Zunächst wurden diese mit Einwanderern besetzt, vielfach mit den Familienmitgliedern des kleinen Unternehmers, aber dann wuchs langsam ein neues Geschlecht heran, das auch diese Stellungen mit einheimischen Kräften besetzen ließ.

Die Jahre der Krise in den zwanziger Jahren haben die südamerikanische Industrie sehr viel weiter vorwärtsgebracht als die erste Konjunktur des Weltkrieges. Jetzt galt es für den Unternehmer, sich zu bewähren. Mit den hohen Zollsätzen allein war diese Aufgabe nicht gelöst. Das Publikum verlangte eine Qualität, die mit der ausländischen einen Vergleich aushielt, und wo das nicht der Fall war, setzte die öffentliche Meinung Senkung der Zollsätze durch oder bezahlte lieber die durch die Zölle emporgetriebenen Preise, als daß sie mit dem angebotenen Schund vorliebnahm. Dazu kam der innere Wettbewerb. Wenn die Industrie auch unentwickelt war, so war der abgesperrte Binnenmarkt noch geringer. Wir können ihn in keiner Weise mit europäischen Maßstäben messen. Die breite Schicht der indianischen oder halbindianischen Landbevölkerung schied fast völlig aus, die reiche Oberschicht lehnte die minderwertigen Erzeugnisse der Landesindustrie ab. So mußten erst klare Verhältnisse im inneren Wettbewerb geschaffen werden.

Die technischen Verbesserungen begannen. Wir können das an den Zahlen der Zunahme der Kraftmaschinen und der in den Betrieben arbeitenden Pferdestärken ablesen. Die Südamerikaner bestellten europäische Maschinen, sie ließen geschulte Facharbeiter aus Europa kommen, sie suchten ihre Erzeugung mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln zu verbessern und zu verbilligen. Eine Revolutionierung der Industrie setzte ein, die den ursprünglich recht mangelhaften Ruf der einheimischen

Erzeugung grundlegend umgestalten sollte. Wenn wir in der Industrialisierung Südamerikas den Einfluß des Weltkrieges als des großen Anregers und des bestimmenden Umschwungs in der politischen Einstellung nicht verkennen wollen, so müssen wir gerade in der Krise der ersten Jahre des dritten Jahrzehnts die entscheidende Wende sehen.

Gewiß hätte dieser Wandel nicht eintreten können, wenn nicht gerade damals die großen Kredite aus Nordamerika in fast alle Länder hineingeströmt wären. So wie die Industrialisierung Deutschlands vor fast einem Jahrhundert durch die englischen Kredite erfolgte und die Nordamerikas durch die europäischen Gelder, so dienten die angelsächsischen Anleihen und Kredite dazu, die südamerikanische Industrialisierung sich voll entfalten zu lassen. Dieser Umbildungsprozeß war noch nicht abgeschlossen, als die Weltwirtschaftskrise auch über Südamerika hereinbrach. Es stockten die Zuflüsse ausländischer Kapitalien, und damit fehlten zunächst die Möglichkeiten, weiterhin Maschinen oder gar Anlagen aus dem Auslande zu beziehen. Zugleich drohte der einheimische Verbrauch besonders in der schwer getroffenen Ausfuhrlandwirtschaft auf ein Mindestmaß zurückzugehen. Es zeigte sich jedoch sehr bald, daß diese Krise überwunden werden konnte.

Der Zusammenbruch der Währungen hatte ungefähr die gleiche Wirkung wie der Weltkrieg. Südamerika verhängte eine Selbstblockade über sich, die die Einfuhr fast völlig abdrosselte, soweit sie nicht lebensnotwendig war, während die Ausfuhr zwar mengenmäßig sich noch lange nicht erholen konnte, immerhin in der Landwährung wieder ganz ansehnliche Beträge erbrachte und auch anerkennenswerte Gewinne abwarf. Diese Gewinne waren allerdings erkauft durch eine ungewöhnliche Verelendung der breiten Massen, durch eine Enteignung der Sparer, eine weitgehende Enteignung der ausländischen Gläubiger und die Gefährdung der wirtschaftlichen wie der sittlichen Grundlage der Länder. Revolutionen waren die Folge. Dann jedoch siegte der gesunde Geist der Südamerikaner, und sie verstanden es, die gewonnenen Stellungen der inzwischen ausgebauten Industrie zu halten.

Die Industrien, die durch diese Entwicklung am meisten begünstigt wurden, waren naturgemäß die Verbrauchsgüterindustrien, die die bisher vom Auslande bezogenen Waren lieferten. Das war vor allem die Textilindustrie. Aus den ersten Erfahrungen der Jahre nach dem Weltkrieg entwickelte sich in den Jahren der Krise ein blühender Gewerbszweig. Dabei waren drei Schwierigkeiten zu überwinden. Es galt zunächst, die gesicherte

Rohstoffbasis zu schaffen. Am leichtesten erschien das in der Wollindustrie, aber auch dabei machten sich verschiedene Bedenken geltend. Die landesübliche Wolle, auch wilde Wolle genannt, hatte bis zur Krise als Rohstoff der einheimischen Industrie gedient. Das erklärte sich daraus, daß die Preise für die heimischen Erzeugnisse nicht hoch genug lagen, um die teure Wolle zu bezahlen, die fast durchweg ins Ausland ging. Dazu kam noch die besondere Organisation der Schafzucht. Die feinsten Wollen kommen aus Patagonien und dem Feuerland, wo gewaltige Schafherden von kapitalistischen Gesellschaften, fast überall unter der Leitung von Ausländern, ausschließlich für die Ausfuhr gehalten werden. Diese Wollen der heimischen Erzeugung dienstbar zu machen, war ungefähr so schwierig wie die Einfuhr ausländischer Wolle nach Südamerika. Die Gesellschaften brauchten die Devisen zur Bezahlung ihrer Zinsen und Gewinne an die ausländischen Kapitalisten, während nur ein verschwindender Teil der Erlöse im Inland zur Bezahlung der Löhne für die wenigen mit der Wartung der großen Herden betrauten Personen verwandt wurde.

Nur die Einführung der Devisengesetzgebung und damit die Ausweitung des volkswirtschaftlichen Einflusses in die entlegenen Gebiete des äußersten Südens konnte einen Wandel bringen. Im Rahmen der Devisengesetzgebung vollzog sich gewissermaßen eine Angliederung der Gebiete, die vielfach auch staatsrechtlich nicht mit den Kerngebieten von Argentinien und Chile gleichgestellt waren, sondern als Territorien ein besonderes Leben führten. Bis zur großen Krise der dreißiger Jahre gab es keine organische Verbindung der verschiedenen Wirtschaftszweige in den einzelnen südamerikanischen Ländern. Sie führten nicht nur jeder für sich ein Eigenleben, sie waren auch magnetisch nach der Ausfuhr ausgerichtet und trugen daher sehr viel mehr auseinanderstrebende als zusammenfassende Elemente in sich. Die Schafzüchter wollten ihre Wolle an große, leistungsfähige Abnehmer verkaufen. Sie legten keinen Wert darauf, mit kleinen und erst in der Entwicklung befindlichen Werken abzuschließen, deren Bedarf schwankte und deren Kreditwürdigkeit nicht immer gesichert war.

Ähnlich lagen die Voraussetzungen bei der Baumwolle. Bis zur großen Krise war nur Peru ein Baumwollgebiet von größerer Bedeutung, aber die peruanische Baumwolle zeichnete sich durch so hervorragende Güte aus, daß sie fast durchweg ausgeführt wurde. Dagegen war die brasilianische Baumwolle derart, daß sie überwiegend in der heimischen Industrie Verwendung finden mußte, was wiederum die Ausdehnung ihres Anbaus von

der Entwicklung der beschränkten Verwendung im Inlande abhängig machte. Das gleiche läßt sich von Argentinien sagen, während Chile bis auf geringe Landstriche im äußersten Norden kaum Möglichkeiten des Baumwollanbaues bietet.

Damit sich eine Volkswirtschaft entfalten kann, müssen die verschiedenen Räder ineinandergreifen, Rohstofferzeugung, Industrie, Handel und Verkehr. In Südamerika jedoch waren alle Kräfte nur nach dem Außenhandel hin ausgerichtet. Eine Zusammenarbeit fehlte und konnte auch nicht erzielt werden, weil die entscheidenden Besitzer der Werke, Anlagen und Unternehmungen ausländische Kapitalisten waren. Nur der Staat hätte richtungweisend auftreten und die auseinanderstrebenden Kräfte zusammenfassen können, aber er selbst stand unter den Einflüssen sowohl des Auslandes wie der sich bekämpfenden inneren Interessenten. Erst die Krise, die gewaltsam die Verbindungen mit dem Auslande abschnitt, die sowohl die Ausfuhr durch die Lage in Europa und Nordamerika und die dortigen Schutzzollmauern lähmte als auch die Einfuhr durch Devisenmangel und Währungszusammenbruch unterband, ließ den Begriff des Binnenmarktes als Trägers der wirtschaftlichen Entwicklung hervortreten.

Die Wollexporteure im Feuerland konnten ihre Wolle im Auslande kaum oder nur mit beträchtlichen Verlusten verkaufen. Sie waren glücklich, daß der Binnenmarkt ihnen größere Bestände abnahm, wenn er sie auch nur in Landeswährung bezahlte. Die Baumwollpflanzer hatten unter dem Eindruck des Zusammenbruchs anderer Kulturen die ihren mächtig ausgebaut. Sie wußten es zu schätzen, daß eine heimische Industrie diejenigen Klassen abnahm, die vom Auslande aus Gründen des Preises und noch mehr der Qualität nicht abgenommen wurden. Zugleich entfaltete sich die Industrie. Hatte sie sich bisher darauf beschränkt, als Lückenbüßer aufzutreten, nur die billigsten und daher minderwertige Stoffe herzustellen, so versuchte sie jetzt, auch die besseren Stoffe mehr oder minder glücklich zu ersetzen. Gewiß mußte sie dabei viel Lehrgeld bezahlen. Die hohen Ansprüche der Abnehmer ausländischer Spitzenerzeugnisse konnten nicht befriedigt werden. Dazu fehlten die Erfahrungen und die vorgeschulten Arbeitskräfte, aber es fehlten auch die Einfuhren dieser Stoffe, und so gewöhnte sich die Bevölkerung daran, mit den heimischen Erzeugnissen vorliebzunehmen. Das gab wiederum die Möglichkeit, langsam die eigene Qualität zu verbessern. Allerdings mußten dabei gewisse Voraussetzungen geschaffen werden.

Es mußten die ausländischen Maschinen eingeführt werden, um in

ernsten Wettbewerb mit den fremden Herstellern zu treten. Das erschien in einer Zeit des fast völligen Zusammenbruchs des Außenhandels kaum möglich. Wenn es dennoch gelungen ist, so verdankt das die südamerikanische Wirtschaft den neuen Formen der Wirtschaft, vor allem der Devisengesetzgebung, die teilweise nach deutschem Vorbilde gestaltet wurde. In früheren Krisen hatten die Staaten ihre Währung auspendeln lassen. Das bedeutete gewöhnlich einen Zusammenbruch der Börsennotierungen, an dem bestimmte Spekulantenkreise verdienten, während die heimische Wirtschaft darunter litt. Da es jedoch keine wesentlichen Sparerkreise gab und da die Landwirtschaft durch jede Währungsverschlechterung verdiente, indem sie ihre Schulden loswurde, während ihre Erzeugnisse, die für die Ausfuhr bestimmt waren, im Preise stiegen, so konnte dieses Spiel scheinbar beliebig fortgesetzt werden. Leidtragende waren vor allem die Arbeiter, deren Reallöhne trotz Steigens der Lohnsätze zurückgingen.

Jetzt griff der Staat ein, und er mußte eingreifen auf Grund der veränderten sozialen Verhältnisse. Er erließ Devisengesetze, die nicht nur die amtlichen Sätze festlegten, sondern die eingehenden Devisen für die Einfuhr bestimmter Güter, vor allem jedoch von Maschinen, freimachten. Die Einfuhr von Maschinen zu den amtlich festgesetzten Devisenkursen bedeutete einen so großen Vorteil, daß die Industrie, soweit sie irgend konnte, die sich ihr bietenden Möglichkeiten ergriff. Es ist erstaunlich, welche Summen Südamerika für die Einfuhr wertvoller Maschinen freimachte, während es die Einfuhr an Verbrauchsgütern beschränken mußte. Der Unterschied zwischen der Wirtschaftsblockade der Krise und der Seeblockade des Weltkrieges lag darin, daß Europa und Nordamerika in den dreißiger Jahren von einer großen Arbeitslosigkeit heimgesucht waren und sich mit allen Mitteln bemühten, hochwertige Fertigwaren, besonders Maschinen, zu den günstigsten Bedingungen nach Südamerika zu liefern.

Im neunzehnten Jahrhundert hat sich die europäische Industrie aus kleinen Anfängen, die oft tief im Handwerk wurzelten, zu ihrer erstaunlichen Höhe emporgearbeitet. Es erschien als ein Vorteil, über einen Stamm geschulter Arbeitskräfte zu verfügen, über einen Kern handwerklicher Erfahrung, über ein Stammhaus, aus dem sich die großen Betriebe entwickelten. Inzwischen hatte sich jedoch ein großer Wandel vollzogen. An die Stelle der Erfahrung war die Wissenschaft getreten, die die alten Geleise verließ und neue Wege suchte und fand. Die japanische Textilindustrie, die noch nach dem Weltkrieg recht unbedeutend war, entfaltete sich in den dreißiger Jahren meteorhaft zu einer Weltmacht ersten Ranges. Gerade der

Umstand, daß die Fabriken nach den modernsten Grundsätzen angelegt werden konnten, ohne Bindung an Überlieferungen oder organisch gewachsene Betriebe, gab den Japanern einen Vorsprung, mit dem sie die Alte Welt, vor allem England, schlugen.

Es war jetzt möglich, eine neue Textilfabrik von einem Techniker nach den neuesten Errungenschaften entwerfen und aufbauen zu lassen. Das war praktischer, als alte Werke langsam zu entwickeln. Die Maschinenfabrik, die ihre Erfahrungen in allen Teilen der Welt gesammelt hatte, vermied die Fehler, die anderswo gemacht und teuer bezahlt worden waren. Nur so war es erklärlich, wie nicht nur in Südamerika, sondern auch in Vorderasien neue Industrien aus dem Boden gestampft wurden, wenn nur das Kapital vorhanden war. Dafür jedoch sorgte die Devisengesetzgebung, die in den Verrechnungsabkommen den Warenaustausch erzwang, also den Rückfluß aller ins Ausland gelangenden Devisen in Form von Warenlieferungen, die beliebig gesteuert werden konnten. Da die ausländischen Gläubiger ihr Geld nicht aus Südamerika zurückziehen konnten, steckten sie es in Industrieunternehmungen und ließen diese aufblühen.

Zunächst fehlten die Unternehmer und die geschulten Arbeiter. Auch hier war eine Abhilfe nicht so schwer, wie ursprünglich angenommen wurde. Auf der einen Seite sahen sich die Kaufleute, die sich bisher als Importeure oder als Vertreter ausländischer Fabrikanten betätigt hatten, gezwungen, ihren Tätigkeitsbereich zu wechseln. Sie verfügten zwar nicht über die industrielle Erfahrung, wohl aber über Warenkenntnis und die Absatzbeziehungen. Sie suchten sich also einen Techniker, der die von ihnen gewünschte Ware zu einem annehmbaren Preise liefern konnte. So hatte die südamerikanische Industrie im Weltkrieg angefangen, nur daß damals meist kleinere Handwerker einspringen mußten mit dem Ergebnis, daß die hergestellten Waren einen ernsten Wettbewerb nicht aushielten. Jetzt traten größere und leistungsfähigere Kräfte auf.

Da es nicht so sehr darauf ankam, für eine gewisse Kriegsdauer eine Aushilfe zu schaffen, da vielmehr starke finanzielle Kreise eine wirkliche Industrie aufbauen wollten, bestellten sie zugleich mit den Maschinen die gelernten Techniker mit. Wenn der eine Staat sich weigerte, diese mit allen ihren Erfahrungen preiszugeben, so war ein anderer gern bereit, seinen Arbeitslosen gute Posten zukommen zu lassen, ganz besonders, da zugleich mit dem Arbeitsvertrag die Möglichkeiten langfristiger Lieferungen von Maschinen und ganzen Anlagen winkten. Südamerika verfiel jedoch nicht in den Fehler, sich nun ganz auf die fremde Hilfe zu verlassen. Die staatliche

Gesetzgebung in fast allen südamerikanischen Ländern bestand darauf, daß der Anteil ausländischer Arbeitskräfte auch in den gehobenen Stellungen einen bestimmten Hundertsatz nicht überschritt, so daß Gewähr für eine gründliche Durchbildung heimischer Arbeiter und Techniker geboten wurde. Die südamerikanischen Republiken bemühten sich ferner, ihre Erziehung und Ausbildung durch Heranziehung der besten Lehrkräfte aus aller Herren Ländern zu verbessern und, soweit möglich, die eigene Jugend ins Ausland zu schicken, damit sie dort ausländische Methoden und Hilfsmittel kennenlernte.

Die Industrialisierung ist nicht ein Prozeß, der von oben befohlen werden kann und der sich dann mit der Präzision eines Uhrwerks abspielt. Die Bevölkerung muß in ihrem Denken und ihrem Leben umgestaltet werden. Die sorgfältige Schulung erstreckt sich nicht nur auf die handwerkliche Ausbildung, auf die Entwicklung des Feingefühls für hochwertige Arbeit. Sie verlangt auch die charakterliche Schulung zu größter Zuverlässigkeit, zu Pünktlichkeit und hoher Verantwortlichkeit. Das setzt eine langsame, sich über Jahrzehnte hinweg erstreckende Arbeit an den Menschen voraus. Im allgemeinen läßt sich sagen, daß unter gewöhnlichen Umständen sich in Südamerika kaum die Menschen gefunden hätten, die sich dieser großen Aufgabe unterzogen. Wer sollte es auch tun? Der Großgrundbesitz, die führende Schicht, saß auf seinen Gütern in patriarchalischem Verhältnis zu seinen Landarbeitern und war weder gewillt noch in der Lage, sie zu modernen Industriearbeitern zu schulen. Der Ausländer, der als Kaufmann in das Land gekommen war mit dem Wunsche, es möglichst bald als reicher Mann zu verlassen, dachte ebensowenig daran, besonders da er dadurch nur die ihm offenstehenden Verdienstmöglichkeiten beschnitten und gegen eine mühselige Erziehungsaufgabe eingetauscht hätte. Der Staat lebte von den hohen Einnahmen aus Ausfuhr- und Einfuhrzöllen und sah keine Veranlassung, dieses scheinbar ideale Verhältnis zu ändern.

So mußten die alten Voraussetzungen der kolonialen Wirtschaft gründlich zerstört werden. Die Lähmung von Ausfuhr und Einfuhr mußte eingetreten sein, bevor an den Neuaufbau in der Industrie gedacht werden konnte. Es mußte sich erst politisch der Mittelstand durchgesetzt haben, der nun in sich die Kraft trug, die alten kolonialen Wirtschaftsformen aufzugeben und sich dem Neuen in die Arme zu werfen. Die alte Herrschaftsschicht des Großgrundbesitzes wie die Armee konnten das nicht vollbringen, wohl aber die Beamtenschicht, die unter den veränderten Verhältnissen die Mitarbeit nicht nur der Einwanderer, sondern auch der alten

Wirtschaftskreise erhielt, die sich angesichts der großen Krise keinen Ausweg wußten. Es ist daher abwegig, Betrachtungen darüber anzustellen, warum die große industrielle Entwicklung nicht früher einsetzte, warum das neunzehnte Jahrhundert in den kolonialen Formen verharrte, oder umgekehrt, ob die neue Form der Industrialisierung den wirklichen Interessen Südamerikas entspräche. Die Industrialisierung nicht nur Südamerikas, sondern weiter Gebiete Asiens und des europäischen Südostens ist das Ergebnis einmaliger geschichtlicher Bedingungen, aber diese greifen so tief, daß eine Rückkehr in die früher gegebenen Verhältnisse ausgeschlossen erscheint.

Schritt für Schritt griff die Industrialisierung weiter um sich. Sie erfaßte nicht nur die Textilindustrie, sondern begann sich darüber hinaus auszuweiten. Die Möbelindustrie, die Papierindustrie, die Glasindustrie, die Blechindustrie, eine nach der anderen wurde in ihren Bereich gezogen. Überall hatten sich im Weltkrieg kleine Anfänge entwickelt, kleine Handwerksbetriebe, die den einen oder anderen Artikel recht und schlecht herstellten. Jetzt erhielten sie mächtigen Schutz, sie standen ohne Wettbewerb da und wurden, wenn sie selbst versagten, durch mächtigere Unternehmungen aufgenommen. Am langsamsten entwickelten sich in der Krise naturgemäß diejenigen Industrien, die bereits nach dem Weltkrieg sich ein beherrschendes Monopol gesichert hatten und nun unter der allgemeinen Verelendung zu leiden hatten wie etwa die Lederindustrie.

Wir dürfen nicht vergessen, daß die Industrialisierung keinen vollwertigen Ausgleich für den Zusammenbruch des Außenhandels bot. Das verkennen zu wollen, hieße die Größenverhältnisse nicht richtig einschätzen. Im Weltkrieg hatte sich die erste Industrialisierung noch im Zeichen der Hochkonjunktur vollzogen, diesmal vollzog sie sich im Zeichen der Krise. Wir können als Grundsatz sagen, daß vier Fünftel der südamerikanischen Bevölkerung von der Landwirtschaft und dem Bergbau lebten oder von dessen Erträgnissen. Das gilt selbst von der in den zwanziger Jahren stark aufgeblähten Beamtenschaft, die nun in der Krise entweder zahlenmäßig abgebaut oder in ihrem Einkommen ungewöhnlich beschnitten wurde. Der daraus sich ergebende Markt fiel weg. Die Zahlen der Zunahme der industriellen Erzeugung geben ein falsches Bild, weil sie von einem Zustand ausgehen, da der Bedarf fast ausschließlich von der Einfuhr gedeckt wurde. Im Durchschnitt läßt sich sagen, daß in den dreißiger Jahren der Verbrauch industrieller Waren auf die Hälfte zurückging. Nur dort, wo der verbleibende Absatz ausreichte, eine Industrie aufblühen zu

lassen, konnte sie sich entfalten. Die Lederindustrie mußte also zunächst mit empfindlichen Einbußen rechnen, da sie bereits vor 1930 den ausländischen Wettbewerb zurückgedrängt hatte. Das gleiche gilt für gewisse Teile der Lebensmittelindustrie, die eine nicht unwesentliche Rolle in der südamerikanischen Industrialisierung spielt.

Es ergab sich die Frage, ob es gelingen werde, in der Industrie selbst den Markt zu finden, der nun neue Hilfsindustrien groß werden läßt. Diese zweite Stufe der Industrialisierung ist fast wichtiger als die erste, denn sie allein kann den Weg zur völligen Freiheit öffnen. So lange die Einschränkung der Einfuhr von Verbrauchsgütern erkauft wurde durch erhöhte Einfuhr von Maschinen, Anlagen oder Halbfabrikaten, so lange blieb im Grundsatz der halbkoloniale Zustand bestehen. Deswegen hat sich Südamerika bemüht, auch die Produktionsgüterindustrie auszubauen. Da waren die sich ergebenden Schwierigkeiten sehr viel größer. Es gelang zwar, eine ansehnliche Bauindustrie großzuziehen. Vor allem wurde die Zementerzeugung gefördert. Aber es war schon nicht möglich, die chemische Industrie so auszubauen, daß sie leistungsfähig geworden wäre. Das gilt nicht nur für die hochwertige Spitzenerzeugung etwa der Anilinproduktion, sondern auch für die Schwerchemikalien, die zur Verarbeitung in der Industrie in großen Mengen benötigt werden. Die Maschinenindustrie konnte sich kaum entwickeln.

Es sind bedeutende Anstrengungen unternommen worden. Ausgehend von Reparaturwerkstätten etwa der Eisenbahngesellschaften, des Heeres und der Flotte oder von Montagebetrieben ausländischer Großunternehmungen oder von Ersatzteilgeschäften fremder Maschinenfabriken, wurde eine einheimische technische Industrie aufgebaut. Sie litt sofort unter der Unmöglichkeit, sich bei dem vorhandenen geringen Absatz der modernen Anlagen und Maschinen zu bedienen, deren erste Voraussetzung eine gewisse Spezialisierung ist. Vielleicht wäre das anders gewesen, wenn ganz Spanisch-Südamerika eine geschlossene wirtschaftliche Einheit dargestellt hätte. So aber war der bedeutendste Markt Argentinien mit rund 12 Millionen Einwohnern, von denen eigentlich nur die Bewohner von Buenos Aires und seiner Umgebung mit rund 3,5 Millionen Menschen ins Gewicht fielen. Dann kam Chile mit 4 Millionen Einwohnern, von denen ernstlich nur die Hälfte als Abnehmer hochwertiger Industrieerzeugnisse in Betracht kam. Selbst volkreichere und größere Republiken, wie Peru oder Columbien, traten als Markt hinter diesen beiden Republiken zurück. Das läßt sich aus den Einfuhrzahlen vor der Krise deutlich erkennen.

Zwei Faktoren bestimmen die Absatzmöglichkeit der Industrie in einem bestimmten Gebiet mit feststehender Bevölkerung: die Höhe des Lebensstandards und der Ausbau des industriellen Produktionsapparates. In beiden war Südamerika nicht nur weit zurück, es wurde durch die Krise sogar noch beträchtlich zurückgeworfen. Wir sind gewöhnt, mit Schauder an die Zeit der Arbeitslosigkeit und ihr namenloses Elend zurückzudenken. Die europäischen oder nordamerikanischen Arbeitslosen führten noch ein beneidenswertes Leben verglichen mit den südamerikanischen Arbeitern der Krisenzeit. Man konnte sehen, wie sie in den recht kalten Winternächten sich, zerlumpt und zerrissen, auf den öffentlichen Plätzen herumtrieben, auf den Steinbänken schliefen, nur bedeckt mit einer aufgelesenen Zeitung. Selbst die Landarbeiter hatten vielfach kein Dach über ihrem Kopf, keinen auch nur notdürftig geflickten Anzug. Ihre Ernährung bestand aus einer Handvoll Mais oder Bohnen. Schwere Epidemien ließen sich daher nicht vermeiden. Auch die Grundbesitzer waren nicht besser dran. Sie konnten ihre Ernten nicht verkaufen und mußten sich aufs äußerste einschränken. Die Sparer, Beamte, Offiziere und der sich langsam bildende Mittelstand der gehobenen Angestellten, waren durch die Geldentwertung ebenfalls hart in Mitleidenschaft gezogen worden. Wo sollte die Kaufkraft herkommen, um nun der Industrie einen aufnahmefähigen Binnenmarkt zu schaffen?

Gewiß hat der Ausbau der Industrie selbst, verbunden mit der Verbesserung des Verkehrswesens, Möglichkeiten geboten, aber diese waren nicht nur sehr gering, sie konnten in den meisten Fällen nicht im Inlande befriedigt werden. Gebraucht wurden hochwertige Fertigwaren, Maschinen, vor allem Werkzeugmaschinen, Verkehrsmittel, wie Lokomotiven, Kraftwerke, Dieselmotoren und Traktoren. Sie im eigenen Lande herstellen zu lassen, schien ein hoffnungsloses Beginnen. Es gelang, die eine oder andere große europäische Firma zu überreden, Zweigstellen in einem südamerikanischen Lande aufzumachen, um von dort die Weiterversendung vorzunehmen. Es ist jedoch bezeichnend, daß für diesen Zweck häufig Brasilien gewählt wurde, einmal wegen der Größe des Landes, sodann wegen der angenehmeren Nähe zu Europa und wegen der gegebenen Rohstoffgrundlagen Kohle und Eisen.

Gerade das südamerikanische Land, das am ersten in der Lage gewesen wäre, eine eigene Industrie großzuziehen, Argentinien, versagte aus Mangel an geeigneten Bodenschätzen. Weder Kohle noch Eisen, ja überhaupt Metalle und Brennstoff, bis auf die — ebenfalls unzureichende — Petroleumdecke, sind in Argentinien in ausreichendem Maße vorhanden. Argen-

tinien hat daher bis heute seinen überwiegend landwirtschaftlichen Charakter bewahrt. In Buenos Aires hat sich zwar eine blühende Lederindustrie entwickelt, die Gerbereien und Schuhfabriken und Lederwerke umfaßt, es besitzt auch eine große Industrie von Lebensmitteln in Weiterverarbeitung der landwirtschaftlichen Erzeugnisse, etwa bedeutende Brauereien oder Mühlen. Es war schon schwer, Möbelfabriken zu schaffen, die das aus dem Norden herangebrachte Holz verarbeiteten. Darüber hinaus war die argentinische Industrie nur Weiterverarbeitung der hereingebrachten ausländischen Halbfabrikate, meist nur eine bessere Montagewerkstatt.

Chile bot gewiß günstigere Voraussetzungen in der Rohstoffversorgung. Es verfügt über Eisen und Kohle und sehr viele Metalle, dazu kommen die ausgebauten Wasserkraftwerke in Mittel- und Süd-Chile. Dafür sind dort die Absatzverhältnisse noch ungünstiger. Einen wirklichen Markt stellt nur die Hauptstadt Santiago dar mit rund dreiviertel Millionen Menschen. Schon die Salpetergebiete liegen so ungünstig, daß die Fracht etwa von Hamburg nach Antofagasta billiger kommt als von Santiago dorthin. Wie konnte sich unter diesen Umständen ein Produktionsapparat entwickeln, der in sich einen eigenen Markt darstellte, wie das etwa in den großen europäischen Industriegebieten der Fall ist? Als der erste Hochofen im chilenischen Hafen von Corral angeblasen wurde, stellten Fachleute fest, daß er in vier Monaten den Jahresbedarf von ganz Chile decken könnte, selbst wenn er einen noch so großen Nutzen durch besondere Vergünstigungen abwerfen würde. Lohnte es sich da, an einen weiteren Ausbau der chilenischen Schwerindustrie zu denken? Diejenigen Waren, die von der Landwirtschaft gebraucht wurden, wie Traktoren oder Erntemaschinen, lassen sich von einer jungen Industrie nicht in der geforderten Güte herstellen. Selbst in den alten Industrieländern haben gewisse Länder einen Vorrang, den sie allen Wettbewerbsversuchen zum Trotz zu wahren wußten.

Peru hat sich darauf beschränkt, eine Textilindustrie zu schaffen, um die Verarbeitung seiner hochwertigen Baumwolle aus eigener Kraft aufzunehmen. Die dazu benötigten Anlagen und Maschinen ließen sich nur aus Europa und Nordamerika beziehen. Jeder Versuch, eine gemeinsame südamerikanische Werkzeugmaschinenindustrie zu schaffen, wäre von vornherein zum Scheitern verurteilt gewesen. Wir wissen, daß selbst England und Frankreich den deutschen Vorsprung nicht einzuholen vermochten. Das gleiche gilt für die Erfordernisse der übrigen Länder, Boliviens, Columbiens, Ecuadors oder Venezuelas. Sie benötigten Anlagen für die

Bergwerke oder die Verkehrsmittel, alles Dinge, die nur von Übersee eingeführt werden konnten.

Allen diesen Schwierigkeiten zum Trotz begannen die südamerikanischen Staaten, sich auch eine Produktionsgüter-Industrie zuzulegen. Die ersten Anfänge dürfen gewiß nicht übertrieben werden. Kleine Handwerksbetriebe führten hochwertige Reparaturen in Handarbeit durch, dann wurden ihre Anlagen um einige Werkzeugmaschinen erweitert, eine Kraftanlage geschaffen, größere Aufträge angenommen. Das Halbfabrikat kam zunächst durchweg von Übersee, so daß wir eine eigentümliche Zusammenfassung von Reparaturwerkstätte und Montagehalle erkennen können. Aber dann wirkten sich die Zollsätze immer mehr dahin aus, daß der Aufgabenbereich dieser Unternehmungen erweitert wurde. Das Bestreben ging dahin, den Verarbeitungsprozeß immer näher an den ersten Rohstoff, Eisen und Stahl, heranzuführen und immer schwierigere Aufgaben zu übernehmen. Mit europäischen Augen dürfen wir nicht richten, wenn wir in die Hallen eines derartigen Unternehmens eintreten, aber wenn wir an die Verhältnisse vor einem Jahrhundert in der Alten Welt zurückdenken, von Nordamerika zu schweigen, so werden wir viele verwandte Züge wiederfinden.

Die Aufgabe dieser ersten Unternehmungen lag darin, die Facharbeiter heranzuziehen und überhaupt erst die Voraussetzungen für den späteren Ausbau der südamerikanischen Industrie zu schaffen. Wir wollen nicht vergessen, daß es vor fünfundzwanzig Jahren so gut wie überhaupt keine Industriearbeiter in Südamerika gegeben hat, während heute ein Stamm vorhanden ist, der zur Grundlage einer künftigen Entwicklung werden kann. Es ist erstaunlich, wie sich der südamerikanische Industriearbeiter in den letzten zwanzig, noch mehr in den letzten zehn Jahren innerlich gewandelt hat. Er hat schon eine gewisse Tradition erworben. Es gibt schon Männer unter ihnen, die zwanzig oder gar mehr Jahre in einem industriellen Betrieb tätig sind. Was bedeutet das für einen Menschen, der aus den primitiven Formen der kolonialen Landwirtschaft hervorgegangen ist!

Der „blaue Montag", der noch vor zwanzig Jahren unausrottbar schien, ist unter dem Druck der furchtbaren Krise verschwunden, als das Gespenst der rettungslosen Arbeitslosigkeit zum erstenmal den menschenleeren Erdteil Südamerika heimsuchte. Die Kontrolluhr am Fabrikeingang, die zuerst als die unerträglichste Fessel erschien, hat sich eingebürgert. Der dauernde Wechsel des Arbeitsplatzes, diese Geißel aller jungen

Industriestaaten — selbst die Sowjetunion hatte trotz ihrer drakonischen Strafbestimmungen unter ihr zu leiden —, ist sehr gering geworden. Es hatte sich gezeigt, daß derart schweifende Personen sich plötzlich jeder Arbeitsmöglichkeit beraubt sahen. Die Kenntnis der Maschinen ist gewachsen. Es kommt kaum mehr vor, wie das häufig in den ersten Jahren nach dem Weltkrieg der Fall war, daß eine hochwertige Maschine monate- oder gar jahrelang unbenutzt in der Fabrik steht, weil niemand mit ihr umzugehen weiß und es nötig ist, abzuwarten, bis ein Mechaniker der Herstellerfirma eine Rundreise durch Südamerika macht und die Maschine besichtigt. Die Maschinen arbeiten nicht nur, es gibt genügend Ersatzteillager und Reparaturwerkstätten, die einen Schaden jederzeit beheben oder Fehler verbessern können.

Langsam wuchs Südamerika gerade in der Krise zur Industriemacht heran. Die Sorgen ließen eher zur technischen Verbesserung greifen als die Gewinne der Weltkriegszeit. Der äußere Druck formte die Arbeiterschaft mehr und nachhaltiger als die hohen Gehälter der Gründerzeit. Dennoch war nicht zu verkennen, daß durch die Krise ein heftiger Druck auf die einheimische Industrie ausgeübt wurde. Was notwendig war, war ein Aufschwung des inneren Verbrauchs, eine Stärkung der finanziellen Reserven und ein Ausweg aus der Enge der gegebenen Verhältnisse. Sobald erst einmal der Ersatz für die unterbundene ausländische Einfuhr geschaffen war, stockte der äußere Aufschwung, und selbst die innere Entwicklung in Verbesserung und Technisierung konnte keinen Ausgleich für die Unmöglichkeit bieten, die Erzeugung auszuweiten. Da kam die erste Konjunkturwelle des Jahres 1937, die durch die europäische Aufrüstung ausgelöst wurde.

Die Preise für Lebensmittel und Rohstoffe stiegen, der Abfluß wurde so groß, daß die meisten Erzeugungsbeschränkungen aufgehoben werden konnten. Diese Periode des Aufschwungs hat nicht lange angehalten, bereits im September 1937 bahnte sich der Umschwung an, der sich in den folgenden Monaten verschärfte. Eine neue Krise schien bevorzustehen. Da brachte das Jahr 1939 den europäischen Krieg.

Zunächst schienen die Verhältnisse ähnlich zu sein wie im Jahre 1914. Die Europäer konnten nicht liefern, sei es durch die Blockade, sei es durch den englischen Tonnagemangel, der in den folgenden Monaten durch die Schiffsverluste noch vermehrt wurde, sei es durch die Hinlenkung der gesamten Industrieerzeugung auf den Kriegsbedarf, so daß für die Ausfuhr nicht genügend Raum blieb. Die Vereinigten Staaten, die sich sofort

erboten, in die dadurch geschaffene Lücke einzuspringen, pflegten einen so einseitigen Warenverkehr, daß den Südamerikanern die Devisen fehlten, um gerade in Nordamerika alles zu kaufen, was bisher Europa geliefert hatte. Jetzt zeigte sich, wie wertvoll die ersten Anfänge der Industrialisierung für die Selbstversorgung Südamerikas waren.

Jetzt konnte der Zustand der Blockade der Einfuhr von der Industrie voll ausgenutzt werden, weil zur gleichen Zeit der Binnenmarkt durch Preisentwicklung und Ausfuhrsteigerung der kriegswichtigen Rohstoffe ausgedehnt wurde. Während in den ersten Jahren des Weltkrieges noch eine schwere finanzielle Depression über Südamerika lagerte, wurde diesmal der erste Schock des Krieges verhältnismäßig schnell überwunden. Die Umstellung vom Einfuhrhandel auf einheimische Industrie erfolgte sehr viel schneller und gründlicher, und die Wirkungen griffen dementsprechend tiefer. In ungewöhnlich großem Maße wurden Werkzeugmaschinen in Nordamerika bestellt, so daß deren Ausfuhr um ein Vielfaches stieg. Planmäßig konnte eine Erweiterung fast aller Industriezweige vorgenommen werden. Eine auch nur annähernde zahlenmäßige Übersicht zu geben, ist heute noch unmöglich. Die Zahlen, die in den nächsten Jahren veröffentlicht werden, werden voraussichtlich alle Erwartungen übertreffen. Wir können dabei die grundlegenden Probleme streifen, die auch für die künftige Entwicklung maßgebend sein werden.

Es zeigte sich, wie kurzsichtig die Politik in den dreißiger Jahren gewesen war, auch hochgeschulte Facharbeiter von der Einwanderung auszuschließen. Damals konnte es vielleicht so scheinen, als würden sie den einheimischen, stellungslosen Arbeitskräften das tägliche Brot wegnehmen. Damals ging der Ruf nach landwirtschaftlichen Siedlern, die irgendwo in das Innere des großen Erdteils abgeschoben und dort gewissermaßen ihrem Schicksal überlassen werden konnten. Das war vom engen Gesichtsfeld des Augenblickes richtig, zeigte jedoch eine Verkennung der großen Aufgaben Südamerikas. Dieses muß sich industrialisieren, wenn es nicht ein Spielball der Konjunkturen und der kriegerischen Ereignisse bleiben will. Dazu jedoch gehört eine unaufhaltsame Durchdringung aller Industriezweige. Zunächst mögen nur verarbeitende Industrien sinnvoll erscheinen, die sich auf heimische Rohstoffe stützen, wie Leder, Wolle und Baumwolle. Aber sie verlangen eine leistungsfähige Bauindustrie, um die von ihnen gestellten Aufgaben nicht ins Ausland vergeben zu müssen, das nur durch Devisen bezahlt werden kann und im Kriegsfall versagt. Der wachsende Maschinenbestand verlangt sorgfältige Pflege und sehr

bald Lieferung von Ersatzteilen und einfachen Apparaten, die sich bis zur Vollendung steigern müssen. Kann Südamerika diese Aufgabe leisten?

Gerade die Bauindustrie hat sich in den Jahren nach der Krise als ein Konjunkturfaktor ersten Ranges erwiesen. Der Anteil der Arbeitslöhne ist so groß, die Auswirkung der Zinssätze auf die Verwertungsmöglichkeiten der gebauten Häuser so entscheidend, daß die Bauwirtschaft als Puffer dienen kann, wenn die Löhne zu niedrig geworden sind oder das Kapital aus allerlei Bedenken sich in der sonstigen Industrie nicht zu betätigen wagt. Als Chile nach 1933 wieder stabilere Verhältnisse sah, konnte die Regierung durch kluge Unterstützung des privaten Bauwillens eine wahre Bauwut entfesseln, die zum Wiederaufbau wesentlich beitrug. Tatsächlich kamen die damals gebauten Häuser, in Gold gerechnet, sehr billig zu stehen, und wenn alle anderen Wirtschaftszweige gerade in der Unsicherheit der Währung Anlaß zur Zurückhaltung fanden, so hat sich umgekehrt die Bauwirtschaft bemüht, möglichst bald zu bauen, bevor die Preise sich denen des Weltmarktes angeglichen hätten.

Weil jedoch die Währung zerrüttet war, konnte nur dann gebaut werden, wenn der Anteil ausländischer Rohstoffe und ausländischer Beteiligung gering war. Chile hatte bereits im Weltkrieg eine große Zementfabrik errichtet, die nun einen außergewöhnlichen Aufschwung nahm. Bei der leichten Bauweise waren schwere Maschinen, die in Südamerika nicht hergestellt werden konnten, verhältnismäßig leicht zu entbehren. Chile konnte sogar Zement in wachsendem Maße in die benachbarten Staaten ausführen.

Dennoch werden wir uns dessen bewußt sein müssen, daß große und entscheidende Bauten in Südamerika auch heute noch überwiegend an ausländische Baufirmen vergeben werden. So ist etwa der große Plan eines Wasserkraftwerkes in Uruguay am Rio Negro, das zugleich der Bewässerung weiter Landstriche dienen soll, einer deutschen Gruppe übertragen worden. Auch die großen Hafenanlagen an der sturmgepeitschten Pazifikküste sind durchweg von ausländischen Firmen geschaffen worden. Aber sichtbar dringen die einheimischen Baufirmen vor. Nicht nur die Arbeiter, auch die Werkmeister und Ingenieure sind heute fast stets schon Einheimische, und die Zeit ist nicht fern, daß auch große Bauvorhaben ganz aus eigener Kraft geleistet werden können. Bei der großen Bedeutung, die heute der Bauindustrie innerhalb einer Volkswirtschaft zukommt, würde das eine wesentliche Änderung in der Zahlungsbilanz der südamerikanischen Staaten bedeuten. Das würde noch klarer hervortreten, wenn die Zusammenarbeit der verschiedenen südamerikanischen Staaten untereinander sich auch auf diesem Gebiete enger gestalten würde.

So wie bis vor wenigen Jahrzehnten in der einzelnen Volkswirtschaft die verschiedenen Kräfte nebeneinander oder sogar gegeneinander standen und erst spät ihre Zusammenfassung, allerdings unter der äußeren Einwirkung der Krise, fanden, so stehen heute noch die südamerikanischen Länder einander wirtschaftlich fremd gegenüber. Es sind schon verschiedene Vorschläge einer strafferen wirtschaftlichen Zusammenarbeit gemacht worden. Besonders Chile legt darauf den größten Wert, denn nur in der engen Verbundenheit des gesamten südamerikanischen Erdteils kann es seine begünstigte Stellung als eisen- und kohlehaltiges Gebiet ausnutzen. Bisher sind alle derartigen Pläne abgelehnt worden. Argentinien war zu stark nach Europa ausgerichtet, als daß es sich in normalen Zeiten von der althergebrachten Wirtschaftspolitik abbringen ließ. Jetzt hat sich das Blatt jedoch gewendet. Ein Beispiel ist die Kohlenversorgung Südamerikas. Sie erfolgte überwiegend durch England, erst in den letzten Jahren vor dem Kriege schaltete sich Deutschland stärker ein.

Durch den Tonnagemangel und die Notwendigkeit, den französischen Bundesgenossen umfassender mit Kohlen zu versorgen, gerieten die englischen Lieferungen nach Übersee sehr in Rückstand. Jetzt richteten sich die Augen Südamerikas auf Chile, dessen Kohle wohl in der Güte nicht der britischen vergleichbar ist, jedoch die einzige Versorgungsquelle darstellte. Nun sind die Kohlengruben in Süd-Chile nicht leistungsfähig genug, um einen so unerwarteten Bedarf befriedigen zu können. Es hängt von den anderen südamerikanischen Ländern ab, ob sie durch langfristige Lieferungsverträge einen großzügigen Ausbau der Kohlenförderung in Chile ermöglichen wollen oder ob sie in dem gegenwärtigen Zustand nur einen vorübergehenden sehen, der nicht zu langfristigen Bindungen führen darf. Damit berühren wir den Kern des Problems der südamerikanischen Industrialisierung, die Wirtschaftspolitik.

VII

Wirtschaftspolitik

Für Südamerika war bis zum Weltkrieg Wirtschaftspolitik gleichbedeutend mit Währungspolitik. Von dieser grundlegenden Erkenntnis müssen wir ausgehen, wenn wir alle späteren Entwicklungen verstehen wollen.

Das Problem erschien damals verhältnismäßig einfach. Der Staat ruhte auf einer Landwirtschaft, die gezwungen war, auf dem Weltmarkt sich gegen die Schutzzollmauern wie gegen den Wettbewerb der Länder unter recht ungünstigen Bedingungen durchzusetzen. Jeder Vorteil, den der eine der Wettbewerber errang, sei es durch Anwendung moderner Maschinen, durch Verwendung billiger Arbeitskräfte, durch Verbesserung der Verkehrsmittel oder durch Ausbeutung neuer, jungfräulicher Flächen, drückte sich im Preise auf den Weltmärkten und damit für alle Erzeuger aus. Kaum besserte sich einmal der Preis, so schwoll die Erzeugung derart an, daß ein Zusammenbruch unvermeidlich wurde. Es fehlte der gesicherte Binnenmarkt, der noch irgendwie einen Ausgleich hätte bieten können.

Die Verkehrslage führte dazu, daß Preisschwankungen sich in Südamerika noch viel stärker bemerkbar machten als in den Verbrauchergebieten selbst. Nehmen wir an, daß in London der Preis argentinischen Weizens von 100 auf 75 zurückging, so wollen wir nicht vergessen, daß auf diesem Preis an Transportkosten, nicht nur von Buenos Aires nach London, sondern von der Hacienda bis dorthin, an Versicherungsspesen, an Zwischengewinn, Lagerkosten usw. rund 25 lasteten, die nur unwesentlich von der Krise berührt wurden. Dann sank der Preis dementsprechend nicht von 100 auf 75 oder um ein Viertel, sondern von 75 auf 50 oder um ein Drittel. Der argentinische Landwirt stand vor dem Zusammenbruch, wenn es ihm nicht gelang, die heimischen Selbstkosten einschließlich Schuldverzinsung entsprechend zu senken. Das einzige Mittel, das wirksam erschien, war die Währungsverschlechterung.

Länder wie etwa Deutschland, in denen die Ausfuhr nur ein recht geringes Element in der Preisbildung darstellt, können die Wirtschaftspolitik

Südamerikas vor dem Weltkrieg nicht immer richtig beurteilen. Sie sahen nur die ungesunde Preisgabe der Währung, die zu einer Verelendung der Massen führte, die unehrliche Aufopferung der Sparer und Gläubiger und das Versagen des Staates in seiner Pflicht, die von ihm ausgegebenen Zahlungsmittel gegen Entwertung zu schützen. Die Erfahrungen der deutschen Inflation haben teilweise eine andere Einstellung herbeigeführt, indem sie die Währung als Ausdruck einer gesunden oder kranken Volkswirtschaft erkennen ließen. Im allgemeinen jedoch haben sie aus anderen Verhältnissen heraus die Verurteilung noch weiter verschärft. Wir wollen in der südamerikanischen Währungspolitik den Spiegel der wirtschaftlichen Verhältnisse einer vergangenen Zeit sehen, um zu erkennen, warum inzwischen eine Wendung eingetreten ist. Nur so werden wir ein unbefangenes Urteil gewinnen.

Die Währungsverschlechterung war die bequemste Methode, einer Katastrophe auszuweichen, die zu bannen es damals kein anderes Mittel gab. Sie kann genau so wenig vom heutigen europäischen Standpunkt aus bemessen werden wie etwa die zahllosen Staatsbankrotte der früheren Jahrhunderte. Die Verflechtung des südamerikanischen Schicksals mit der Ausfuhr und dadurch mit dem von Krisen geschüttelten Weltmarkt forderte gebieterisch, daß diese Ausfuhr aufrechterhalten wurde. Nun war Südamerikas Wirtschaft im Aufbau begriffen. Sie hatte keinen Rückhalt, um vernichtende Schläge zu ertragen. Überall in der Welt warteten andere Rohstoffgebiete nur darauf, das südamerikanische Erbe anzutreten, wie etwa Mittelamerika das Erbe des brasilianischen Zuckerrohranbaues an sich gerissen oder Brasilien den Kaffeeanbau Asiens verdrängt hat oder die Gummiplantagen der malaiischen Staaten und Niederländisch-Indiens die Ausfuhr von Rohgummi aus dem Amazonas-Becken verschwinden ließen.

Wir müssen diesen rücksichtslosen Kampf der „Weltmärkte“ kennen, um zu sehen, daß die Währungsverschlechterung ein Mittel, vielleicht ein unmoralisches, aber ein geschichtlich häufig angewandtes Mittel war, in diesem unerbittlichen Ringen nicht zu unterliegen. Wer trug den Schaden? Gläubiger war zunächst der Ausländer, der sich am Aufbau der neuen Wirtschaft beteiligte. Er ließ seine Forderungen jedoch zum größten Teil in ausländischer Währung laufen, wenigstens was die Warenforderungen anbetraf. Im Inland gab es keine mittleren Sparer. Das angehäufte Kapital stammte aus der Landwirtschaft oder dem Bergbau und war stark spekulativ veranlagt. Dazu kamen die hohen Zinssätze von 6 und 8 v. H., die es auf die Dauer einfach notwendig machten, daß eine Geldentwertung

die rasch anschwellenden Verpflichtungen wieder abbaute. Das änderte sich, als der ursprüngliche koloniale Charakter der südamerikanischen Wirtschaft abgelöst wurde durch den Aufbau einer geschlossenen Volkswirtschaft und die Herausbildung eines Mittelstandes, vor allem als der Staat das Sparen begünstigte.

Wie jedes koloniale Wirtschaftsgebiet hatte Südamerika lange Zeit von der Hand in den Mund gelebt. Das nationale Kapital war der Grund und Boden, alles, was darüber hinaus an Produktionsmitteln verwandt wurde, mußte aus dem Ausland eingeführt werden. So lag es nahe, dieses Kapital vom Auslande zu entleihen. Damit überließ der Südamerikaner nicht nur die Verkehrsmittel und die Maschinenanlagen, sondern auch das Bankwesen dem Auslande, während er die Überschüsse seiner Ausfuhr in Form von Luxusgütern verzehrte, die wiederum aus dem Ausland eingeführt wurden. Auf diese Weise kam er jedoch niemals von der Abhängigkeit vom ausländischen Kapital frei. Solange die Landwirtschaft bestimmend war, konnte sich noch die Auffassung durchsetzen, daß nur in ihr und den Bergwerken der Kern der südamerikanischen Wirtschaft ruhe, daß der kapitalistische Überbau in Form von Außenhandel, Banken, Verkehrsmitteln und industriellen Produktionsanlagen nur eine Fassade sei, deren Verwaltung man dem Auslande ruhig überlassen könne. Die englischen Eisenbahnen in Argentinien erfüllten die ihnen gestellten technischen Aufgaben zur vollen Befriedigung, ihre Tarifsätze waren gesetzlich festgelegt, und was machte es schon aus, ob im Verwaltungsrat eines rein nach technischen Gesichtspunkten geleiteten Unternehmens nur Engländer saßen? Die Wechsel, die ein argentinischer Weizenhändler auf London zog, wurden ihm von den englischen Banken mit geringem Abschlag abgekauft, so daß er sofort bar Geld erhielt. Was brauchte er sich Gedanken zu machen, ob eine nationale Bank nicht besser seine Belange wahren könne? Der Binnenhandel spielte eine so untergeordnete Rolle, daß für seine Zwecke eine große nationale Bank überflüssig erschien. Der Händler bezog entweder ausländische Fertigwaren oder verkaufte inländische Lebensmittel und Rohstoffe an eine Ausfuhrfirma.

Die Banken sahen ihr Hauptgeschäft im Kauf von Wechseln, die auf das Ausland gezogen waren, also in Barzahlung einheimischer Erzeugnisse von ausländischen Firmen gegeben wurden, oder von Wechseln, die gegen Lieferung ausländischer Fertigwaren quergeschrieben wurden. Es ist verständlich, daß in beiden Fällen Ausländer eine bestimmte Rolle spielten, so daß die Einheimischen auf die Auswahl der Banken nur einen

ungenügenden Einfluß hatten. Es ergab sich daraus jedoch noch eine andere Folge. Die Haupteinnahmequelle der ausländischen Banken bestand in dem Geschäft mit ausländischer Valuta, die zur Abdeckung der Warenschulden angeschafft oder aus dem Ausfuhrgeschäft abgegeben werden mußte.

Von jedem Pfund Sterling, das an den südamerikanischen Börsen gehandelt wurde, erhoben die Banken einen, wenn auch geringfügigen, Tribut, der aber bei den sehr großen umgesetzten Summen erhebliche Werte ausmachte. Die Umsätze an den Devisenbörsen wurden durch die Spekulation sehr erhöht. Ob der Kurs stieg oder fiel, immer fanden sich unternehmungslustige Personen, die auf längere Frist im voraus kauften und verkauften, um so aus den Schwankungen Gewinne zu ziehen. Daraus ergab sich die eigentümliche Lage, daß die Banken in Südamerika an der Währungsunsicherheit erhebliches Interesse hatten. So standen Landwirtschaft und Bankenwelt zusammen, um die Versuche einer Stabilisierung des Wechselkurses zu verhindern. Rechnen wir noch als dritten mächtigen Verbündeten den städtischen Hausbesitz dazu, der seine Schulden vermindert sehen wollte, so erkennen wir, wie groß der Wandel sein mußte, um einen Wechsel der Währungspolitik zu erreichen.

Der Mittelstand konnte nur emporsteigen, wenn er sich nach dem Vorbild Europas auf ein starkes Sparkapital stützen konnte, das sich aus kleinen und kleinsten Beträgen zusammensetzte, die erst durch ihre Gesamtheit eine wesentliche Summe erreichten. Das Ideal, das dabei aus sozialpolitischen Gesichtspunkten heraus vertreten wurde, entsprach einem Bevölkerungsaufbau, der nicht organisch gewachsen, sondern nur durch künstliche Eingriffe zu schaffen war. In Argentinien bahnte sich diese Entwicklung mit der Machtergreifung durch die Radikale Partei bereits vor dem Weltkrieg an, wurde aber erst durch den Aufschwung von Buenos Aires vollendet. In Chile brachte die Militärbewegung des Jahres 1924 die neue Zeit, die in der Präsidentschaft des Generals Ibañez gipfelte. In Peru und in Venezuela blieben äußerlich die machtvollen Präsidenten Leguia und Gomez über zwei Jahrzehnte an der Macht, aber unter ihrer Herrschaft selbst spielte sich der Wandel ab. Das zeigt, daß die Umwälzung nicht das Werk der einen oder anderen politischen Bewegung war, nicht das Ergebnis der Herrschaft des einen oder anderen Mannes, sondern daß sich tiefgehende Umschichtungen vorbereiteten. In denjenigen Ländern, wie in Venezuela, in denen diese Wandlung am geringsten war, konnte sie sich im Rahmen der althergebrachten Diktaturen vollziehen und sogar den Stoß der

Weltwirtschaftskrise aushalten. In Peru erfaßte sie nur einen begrenzten Ausschnitt des sozialen Lebens, in Chile und Argentinien ging sie sehr viel tiefer und drückte sich daher auch im innerpolitischen Gesicht dieser Länder aus.

Bei allen diesen Unterschieden können wir den gemeinsamen Zug der Entwicklung feststellen. Es bildete sich innerhalb der verschiedenen Länder ein eigenes Sparkapital, das von kleinen Sparern, nicht vom Großgrundbesitz, nicht von den Bergwerksbesitzern und nicht vom Außenhandel, aufgebracht wurde. Die Beamten des Staates, die Offiziere des Heeres, ja sogar die Arbeiter und Angestellten des aufblühenden städtischen Gewerbes wurden, teilweise gegen ihren Willen, gezwungen, zu sparen, um so den Geist des Besitzes und damit der bürgerlichen Verwurzelung im Gegensatz zur abenteuerlichen Unsicherheit und Abhängigkeit vom ausländischen Kapital durchzusetzen. Dieser neue Geist hat dann in den politischen Umwälzungen der Krisenjahre eine entscheidende Rolle gespielt. Diese Sparer mit den hinter ihnen stehenden sozialen Gruppen der Beamtenschaft, des Heeres und der Angestellten verbündeten sich mit dem städtischen Gewerbe, um die Stabilisierung der Währung durchzuführen.

Sobald dieses Problem ernstlich angepackt wurde, stellte sich heraus, daß die zu überwindenden Widerstände nicht so groß waren, wie ursprünglich befürchtet worden war. Zunächst zeigte sich das Ausland willig, bei der Stabilisierung der Währungen mitzuhelfen. Wenn nämlich Bilanz gemacht wurde, was durch die Papiergeldwirtschaft verlorengegangen war, so stand das in keinem Verhältnis zu den Gewinnen einiger weniger Spekulanten oder zu den Einnahmen der Banken. Selbst die Schuldner wie die Landwirtschaft oder der städtische Grundbesitz hatten auf die Dauer kein Interesse mehr an schwankenden Währungen, denn sie führten zu überhöhten Zinssätzen, wenn sie nicht die Kreditwürdigkeit ganz untergruben. Es kam in den zwanziger Jahren darauf an, große nordamerikanische Kredite zu erhalten, um den Umbau von Staat und Wirtschaft durchzuführen, um die Straßen zu bauen, die allein die moderne Motorisierung gestatteten, um bestimmte Zweige, wie Gartenbau, in der Landwirtschaft zu entwickeln und vor allem die Industrie zu schaffen, deren Notwendigkeit in den Kriegsjahren allen offenbar geworden war. Das Ausland jedoch, vor allem die Vereinigten Staaten von Nordamerika, gab Gelder nicht in Landeswährung, sondern in Dollar. Was half da noch eine Währungsentwertung? Sie fiel einseitig auf den Staat, die Schuldner oder die haftenden Zwischeninstitute, vor allem die großen Pfandbriefbanken, zurück.

In den zwanziger Jahren, als die nordamerikanischen Kredite am reichlichsten flossen und damit der nordamerikanische Einfluß am größten war, wurden zahlreiche Fachleute aus Nordamerika nach Südamerika berufen, um dort Zentralbanken einzurichten mit der Aufgabe, die Währungen zu stabilisieren. Auch England war an dieser Währungsstabilisierung beteiligt, wenn seine Hauptaufmerksamkeit sich auch mehr Brasilien zuwendete. Diese technischen Gründungen wurden wirksam unterbaut durch die Hingabe größerer Kredite, die sich in Form einer reichlichen Golddecke in den Kassen der neuen Banken ansammelten. So schienen alle Gefahren durch diese doppelte Stützung der Währung beseitigt zu sein, ausländische Kredite und Anhäufung eines entsprechenden Sparguthabens im Inneren. Tatsächlich wurde jedoch ein Großteil der Kredite aufgezehrt durch Vermittlungsgebühren, Bankengewinne, durch den von ihnen entfachten Luxus und die daraus sich ergebende Einfuhr unproduktiver Verbrauchsgüter. Als der Außenhandel in der großen Krise zusammenbrach, konnten auch die Währungen sich nicht halten.

Der Wandel in der Währungspolitik ist nur ein Ausschnitt aus der gesamten Wirtschaftspolitik. Sie wurde dadurch gekennzeichnet, daß in den zwanziger Jahren die Förderung aller Gewerbezweige, besonders der Industrie, in den Vordergrund rückte. Allein die Gründung eines Ministeriums „de Fomento", der „Förderung" (im Sinne der Industrieförderung), ist der äußerliche Ausdruck des dabei eingetretenen Umschwungs. Allerdings bestand keine Übereinstimmung, wie diese Förderung durchgeführt werden sollte. Manche Kreise wollten sie auf die alten Mittel der Zeit vor dem Weltkrieg beschränkt sehen, Gewährung von Zollschutz, Hingabe von Krediten oder Garantie bestimmter Zinsen auf ein von Privaten aufgebrachtes Kapital. Das sind die alten Mittel des Merkantilismus, mit denen schon ein Colbert unter Ludwig XIV. Wirtschaftspolitik zu treiben versuchte. Voraussetzung war das Vorhandensein der Unternehmer-Initiative. Wo sie fehlte, sollte sie durch Gewährung unbedingter Sicherheit oder Eröffnung ungewöhnlicher Gewinnmöglichkeiten hervorgerufen werden. Die Gefahr in Südamerika lag darin, daß gewissenlose ausländische Unternehmer sich durch Versprechungen große Vorteile zusichern ließen, ohne ernstlich an eine Erschließung der ihnen gebotenen Möglichkeiten zu denken.

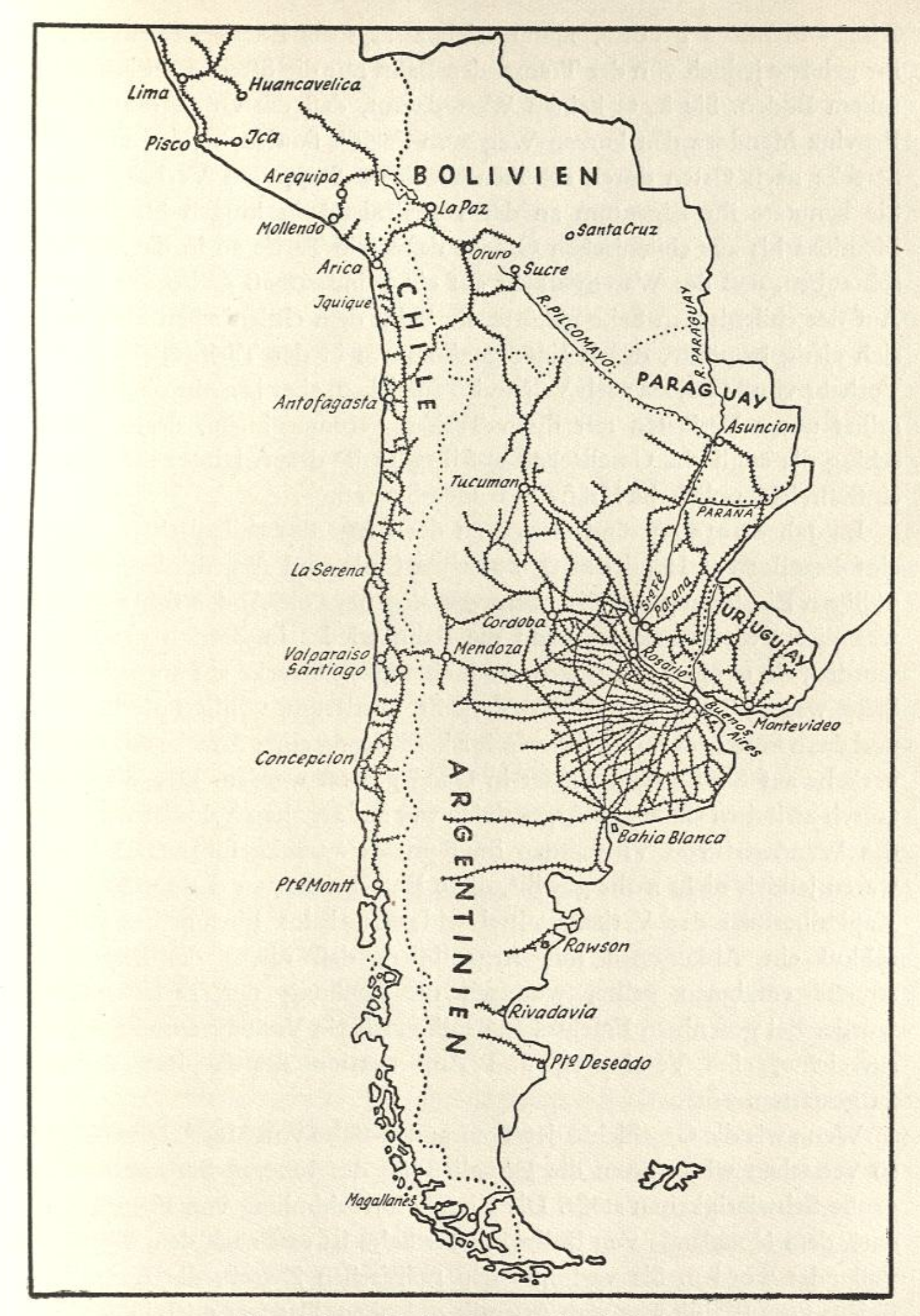
Das andere Mittel war die Inangriffnahme gewisser Arbeiten durch den Staat, die die Voraussetzung für die Entfaltung großer, bisher unerschlossener Wirtschaftsgebiete schaffen sollten. Wirtschaftspolitik in diesem Sinne war Verkehrspolitik. Bei der Eigentümlichkeit Südamerikas, daß sich der

Großteil seiner Bevölkerung in der Küstenregion und auch da um verhältnismäßig wenige Hafenstädte herum zusammendrängt, erschien es notwendig, zunächst das Innere dem Verkehr zu eröffnen. Da hieß die Frage: Landstraße oder Schiene? Das alte Europa, das durch den Eisenbahnverkehr im neunzehnten Jahrhundert zu dem geworden ist, was es heute darstellt, hatte es sehr viel schwerer, diese Frage zu beantworten, da eine Preisgabe der Eisenbahn den Verzicht auf große aufgewandte Kapitalien in sich schloß. Für Südamerika, das von vorn anfangen mußte, erschien die Lösung einfacher. Es konnte sich einseitig von verkehrstechnischen Gesichtspunkten leiten lassen. Das war jedoch aus politischen Gründen nicht immer der Fall.

Die Eisenbahn war ein Werk der Engländer, die ihren Vorsprung im vergangenen Jahrhundert im Eisenbahnbau und in der Kapitalvormachtstellung ausgenutzt hatten, um das südamerikanische Eisenbahnnetz bis auf verhältnismäßig wenige Ausnahmen zu schaffen. Der Kraftwagen, der nun die Landstraße zum Gegengewicht ausbauen wollte, war ein nordamerikanisches Erzeugnis. Die Verkehrsfrage war daher nicht nur nach technischen Erwägungen zu entscheiden, es spielten die weltpolitischen Fragen hinein. England bot Argentinien einen großen Kredit an, damit dieses Land sein Eisenbahnnetz ausbauen und vor allem Querverbindungen über die Anden hinweg nach dem Pazifik schaffen konnte, die im Nordwesten den Provinzen Rioja und San Juan nach Antofagasta, im Südwesten den Provinzen Neuquen und Rio Negro nach Süd-Chile über den Lonquimay-Paß einen Ausweg zum Weltmeer schaffen sollten. Aber sofort machten sich auch innerpolitische Gegensätze geltend.

Die Verkehrslage Argentiniens wird durch die beherrschende Stellung des Hafens von Buenos Aires bestimmt, das nicht nur den Überseeverkehr beherrscht, sondern auch den Ausgangspunkt des Flußverkehrs auf dem La-Plata-Strom bildet und zugleich fast des gesamten argentinischen Eisenbahnverkehrs. Sobald die westlichen Provinzen einen Ausweg zum Pazifik finden, ist diese Vormachtstellung von Buenos Aires gebrochen. In der argentinischen Geschichte hat es wiederholt Bemühungen des Inneren gegeben, die Vormacht der Hafenstadt mit ihren starken ausländischen Einflüssen abzuschütteln, aber stets hatte sich deren einzigartige geographische Lage durchgesetzt. Rührte die neue Verkehrspolitik nicht an die Wurzeln des argentinischen Staates?

Das Beispiel der Transanden-Bahn von Buenos Aires nach Valparaiso war sehr lehrreich. Die Eisenbahngesellschaft, der die Strecke Buenos



Eisenbahnen in den Staaten des Südens

Aires—Mendoza gehörte, nannte sich zwar stolz Buenos-Aires-Pacifico, ihr gehörte jedoch von der Transanden-Bahn nur die Strecke auf argentinischem Boden. Sie legte keinen Wert darauf, daß die Güter der reichen Provinz Mendoza den kurzen Weg zum Pazifik fanden, so daß die weite Strecke nach Osten durch die menschenleere Steppe an Verkehr verlor. Sie benutzte ihr Eigentum an der verhältnismäßig kurzen Strecke von Mendoza bis zur chilenischen Grenze dazu, die Tarife so in die Höhe zu schrauben, daß der Warenverkehr auf ein Mindestmaß gedrosselt wurde. Auf der chilenischen Seite gehörte die Bahn dem chilenischen Staate, der sich eifrig bemühte, durch Entgegenkommen in der Tarifgestaltung den Verkehr von Mendoza nach Valparaiso zu ziehen, aber je mehr die Chilenen selbst unter Verlusten mit ihren Tarifen heruntergingen, desto stärker schlug die englische Gesellschaft auf ihre Tarife drauf. Hinter ihr standen einflußreiche politische Kräfte in beiden Staaten.

Im Jahre 1932 entzündete sich an der Frage des chilenischen Fleischeinfuhrzolles ein Handelskrieg zwischen Chile und Argentinien, der zur völligen Einstellung des Eisenbahnverkehrs über die Anden führte. Kaum war dieser Streit beigelegt und die Bahn wieder in Betrieb genommen worden, riß ein gewaltiger Erdrutsch eine große Strecke auf argentinischer Seite weg. Jahrelang war der Verkehr wiederum völlig unterbrochen, und dann konnte er nur mühsam mit Einschaltung einer Strecke mit Pendelverkehr auf Kraftwagen wieder in Gang gesetzt werden. Der Warenaustausch zwischen Chile und Argentinien war auf die alten kolonialen Formen des Wanderns von Viehherden im Sommer zurückgeführt. Die Völker waren jedoch nicht mehr gewillt, diese Entscheidungen der ausländischen Kapitalbesitzer der Verkehrsmittel widerspruchslos hinzunehmen. Chile schloß ein Abkommen mit Argentinien, daß dieses die Eisenbahnstrecke enteignen sollte, wodurch die Senkung der Tarife möglich wurde. Bei gesenkten Frachtsätzen sollte sich ein Verkehr entwickeln, der ausreichte, eine Verzinsung und Amortisation des Kapitals dennoch zu gestatten.

Wenn wir die Geschichte der Transanden-Bahn von Mendoza verfolgen, so verstehen wir, warum die Erschließung des Inneren Südamerikas auf große Schwierigkeiten stößt. Die Eisenbahnverbindung von Buenos Aires nach dem Hochlande von Bolivien über Salta ist erst nach dem Weltkrieg vollendet worden. Sie verfolgte den politischen Zweck, die Augen Boliviens vom Pazifik weg zum Atlantik zu lenken. Das war noch in der Zeit, als das Verhältnis Boliviens zu Chile ungeklärt war und Argentinien sein

natürlicher Bundesgenosse schien. Während des Chaco-Krieges und in Auswirkung der dabei eingetretenen politischen Verschiebungen hat sich dieses Verhältnis allerdings umgekehrt. Jetzt zeigte sich, daß die Ausfuhr Boliviens auch weiterhin auf den Ausweg an den Pazifik angewiesen ist. Die Bahn von Arica nach La Paz befindet sich im Besitz der beiden Staaten; sie ist in Ausführung des Friedensvertrages gebaut worden. Dagegen gehört die Bahn von Antofagasta über das Minengebiet von Oruro nach La Paz einer englischen Gesellschaft, die allerdings in den letzten Jahrzehnten empfindliche Verluste erleiden mußte, so daß von keiner Seite große Lust bestand, ihr ihren Besitz streitig zu machen. Die Bahnstrecke von Mollendo über Arequipa ins Hochgebirge und weiter nach La Paz kann man nicht als internationale Strecke ansehen, sie ist rein peruanisch, wenn sie auch Anschluß an das bolivianische Eisenbahnnetz über den Titicaca-See gewinnt.

Sieht man sonst den südamerikanischen Eisenbahnverkehr genauer an, so werden wir drei Typen unterscheiden können. Nur die Pampa, also das Hinterland von Buenos Aires, besitzt ein regelrechtes Verkehrsnetz, das allerdings einseitig auf die große Hafenstadt ausgerichtet ist. Die verschiedensten privaten Gesellschaften haben von der Hauptstadt Verkehrsnetze vorgetrieben, die sich fächerförmig ins Land erstrecken, vielfach in Anlehnung an alte Straßen. Wenn sowohl im Süden im Hafen von Bahia Blanca wie im Norden am Parana in Santa Fé und Rosario eigene Knotenpunkte mit ausgehendem Schiffsverkehr gebildet haben, so ist das auf die Verkehrslage am Wasser zurückzuführen, die sich den ursprünglichen Absichten zum Trotz durchgesetzt hat. Grundsätzlich bleibt Buenos Aires der Kopf, in dem alle Fäden des Verkehrsnetzes zusammenlaufen.

Den anderen Typ stellen die Bahnen in den Längstälern dar, die sowohl in Chile wie in geringerem Maße in Peru, aber selbst noch in Columbien und Venezuela, die Verkehrsverhältnisse kennzeichnen. Am häufigsten jedoch sind die Stichbahnen, die von der Küste hinein ins Innere, sehr häufig zu einer Stadt, vielfach auch nur zu einem Bergwerk hinaufführen. Zu diesem Typ kann man auch die Stichbahnen rechnen, die von den eigentlichen Hauptverkehrsadern nach den verschiedenen Seiten das Land erschließen. Entstanden sind diese Bahnen fast regelmäßig durch ein besonderes örtliches Verlangen, für irgendeine Mine oder einen Industriezweig einen Ausweg ans Meer und damit eine Tür zum Weltmarkt zu gewinnen. Ausländisches Kapital hat sie erbaut, ohne Rücksicht auf allgemeine Gesichtspunkte, ausschließlich von einem begrenzten Zweck bestimmt.

Es ist daher sehr schwer, diese Stichbahnen in ein großes Verkehrsnetz einzugliedern. Auf ihnen herrscht ein Pendelverkehr von der Mine oder der Stadt ans Meer mit den Ausfuhrgütern, vom Hafen zurück mit Einfuhrgütern. Alles andere, Personenverkehr oder Entwicklung der durchfahrenen Gegenden, spielt nur eine untergeordnete Rolle. So ist die erste Bahn auf südamerikanischem Boden überhaupt entstanden, die von Chañaral nach Copiapo führte, also mitten durch die Wüste hindurch. Schließlich ist die große Eisenbahnstrecke von Antofagasta nach La Paz ihrem Wesen nach auch nur eine solche Stichbahn. Ebenso kann man die Bahnen im argentinischen Patagonien nicht anders bezeichnen, trotz ihrer ansehnlichen Länge, und selbst die Bahn in Ecuador von Guayaquil nach Quito, die auf der Höhe das Gepräge einer Längstalbahn trägt, ist ihrem Wesen nach eine Stichbahn. Selbst den Bahnen in Columbien, die den Magdalenen-Strom entlanglaufen und den Verkehr auf diesem Flusse dort, wo sich dem Wasserverkehr große Hindernisse entgegenstellen, ermöglichen, haftet noch etwas von dem Grundgedanken der südamerikanischen Stichbahn an.

Nirgends tritt uns die geschichtliche Bedingung des Wachsens der südamerikanischen Wirtschaft so deutlich entgegen wie im Verkehr. Das ausländische Kapital hat die Bahnen erbaut, aber es hat sich nicht vorher mit einem weitblickenden Staate geeinigt, sondern sich in den Dienst begrenzter und aus der Volkswirtschaft losgelöster Aufgaben gestellt. Hier harrt noch eine große Aufgabe ihrer Lösung. Chile hat vielleicht als erster Staat die notwendigen Folgerungen gezogen. Es hat nicht nur äußerlich die Eisenbahnen sehr früh verstaatlicht, sondern ist auch großzügig an den Ausbau eines regelrechten Eisenbahnnetzes gegangen. Dabei lag in Chile die Aufgabe verhältnismäßig einfach. Es galt, die große Längsverbindung vom äußersten Norden bis zum Süden, jedenfalls bis zur Auflösung des Längstales in die Inselwelt zu schaffen und dann diesem Strang den Ausweg nach allen Seiten zum Meer und über die Berge hinweg nach Argentinien zu öffnen. Auf der Karte ist dies jedoch leichter als in Wirklichkeit. Die Bahnstrecke von La Serena nach Norden hat nur strategische Bedeutung. Eine wirtschaftliche kommt ihr kaum zu. Bei ihrem Bau waren auch militärische Erwägungen, vielleicht in Erinnerung an die Erfahrungen des Bürgerkrieges, entscheidend. Chile kann den Norden sonst ohne Überlegenheit zur See nicht halten. Der Weg zum Meer wird auf wenige Öffnungen beschränkt, Valparaiso, Concepcion und Valdivia. Alle anderen Meerverbindungen leiden an der Unwegsamkeit der Küstencordillere, so daß sich Häfen kaum entfalten können. Allerdings läßt die Politik auch eine

günstigere Gelegenheit wie etwa den Hafen von San Antonio westlich von Santiago hart südlich von Valparaiso nicht zur Entwicklung kommen, um die älteren Hafenanlagen des nahegelegenen Valparaiso nicht zu entwerten.

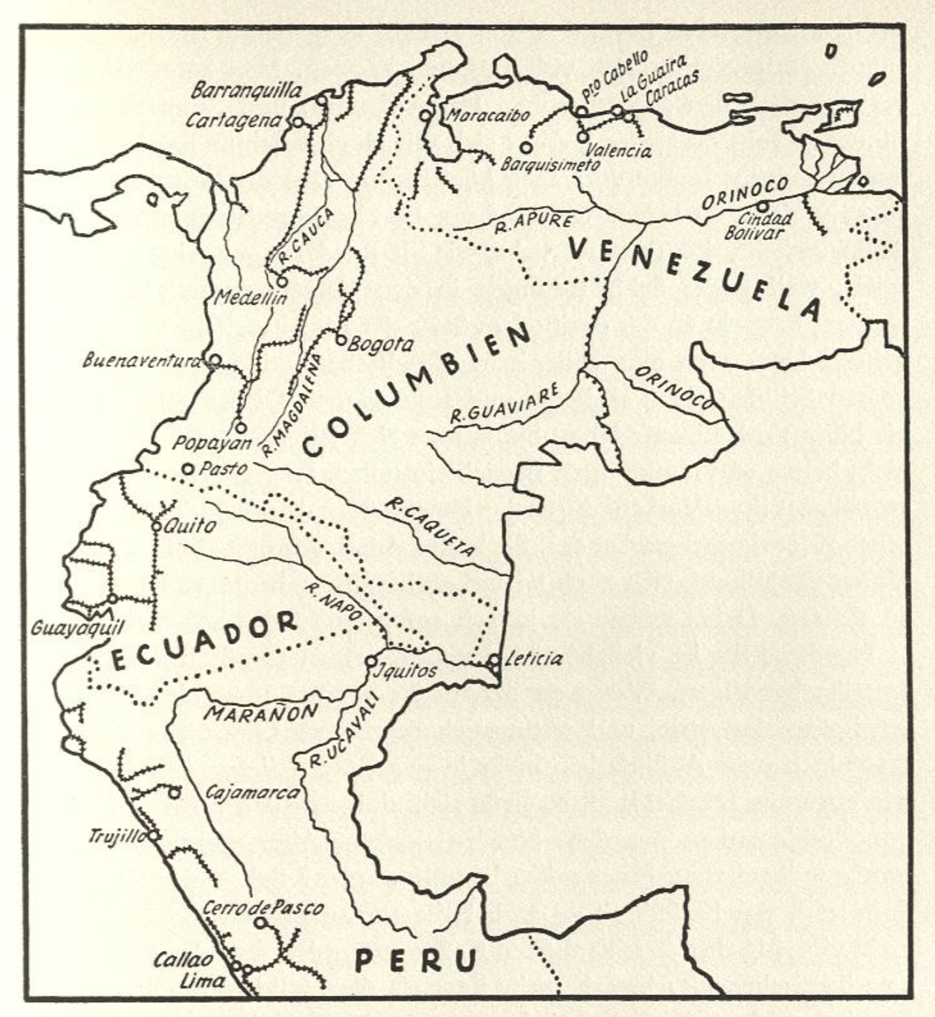
Argentinien hat erst im letzten Jahrzehnt eine planmäßige Verkehrspolitik getrieben. Der Staat versucht, die englischen Eisenbahngesellschaften auszukaufen und ein staatliches Eisenbahnnetz zu errichten, das allein an die Stelle der Kapitalinteressen das Volkswohl setzen kann. Das Ziel ist, die einseitige Ausrichtung des gesamten wirtschaftlichen Lebens auf den Hafen von Buenos Aires abzumildern und die weniger erschlossenen Gebiete des Nord- und Südwestens zu befruchten. Dabei spielen auch außenpolitische Erwägungen mit. Der Chaco-Krieg hat das Augenmerk Südamerikas auf die weiten, aber fast menschenleeren Gebiete im Inneren gelenkt, die so lange wertlos erschienen, als alle Gedanken sich nur mit dem Außenhandel beschäftigten. Bolivien mußte die Vernachlässigung des östlichen Tieflandes mit einer schweren Niederlage bezahlen. Argentinien will nicht in den gleichen Fehler verfallen. Die Eisenbahn soll nicht einseitig ein Mittel des Außenhandels sein, sondern die von ihr durchzogenen Landstriche beleben und entfalten. Das aber kann eine nach kapitalistischen Gesichtspunkten gebaute und verwaltete Bahn nicht leisten.

Wir brauchen uns nur das Eisenbahnnetz Boliviens anzusehen, um die Auswirkungen eines kapitalistischen Systems zu erkennen. Peru ist nicht viel besser daran. Wir sehen auf der Karte die zahlreichen Stichbahnen, die ins Innere streben, meist unter Überwindung sehr großer Höhenunterschiede in kürzester Frist wie etwa bei der Bahn, die zu den Kupfergruben von Cerro de Pasco hinaufführt. Wie soll sich auf derartigen Bahnen ein größerer Verkehr entwickeln? Die Tarifsätze müssen hoch sein, um die Unkosten zu decken, die sich aus dem einseitigen Verkehr und der Unmöglichkeit ergeben, das rollende Material mit anderen Strecken auszutauschen. Nur die hochwertigen Erzeugnisse des Bergbaus, die Metalle, oder die Früchte tropischer Plantagen, wie Zuckerrohr, vermögen diese Sätze zu bezahlen. Liegt es da nicht nahe, den Ausbau des Eisenbahnnetzes zurückzustellen und lieber alle vorhandenen Mittel für den Straßenbau einzusetzen?

Die Nordamerikaner predigen das mit auffälligem Eifer. Sie haben die große panamerikanische Landstraße auf ihr Programm geschrieben, die von den Vereinigten Staaten über Mexiko, Mittelamerika nach Columbien und dort die Cordilleren entlang bis Santiago de Chile, zugleich in einem anderen Strang über Bolivien nach Buenos Aires und im Norden über

Venezuela nach Brasilien führen soll. Das ist ein großes Ziel, das vielleicht heute noch erst in Bruchstücken sichtbar ist, das jedoch sicher in den nächsten Jahren erreicht wird, wenn erst die Wirtschaftsblüte in USA. den Abfluß größerer Kapitalien nach Südamerika wieder zuläßt. Die panamerikanische Landstraße soll das Rückgrat für ein ausgebildetes Straßennetz in ganz Südamerika werden, das der Motorisierung dieses Erdteils die feste Grundlage gibt. Dann würde die Eisenbahn überhaupt nicht die überragende Rolle bekommen, die sie in Europa gespielt hat. Wasserverkehr mit Zubringerdienst auf der Straße ist die Losung, die die Nordamerikaner ausgeben.

Zugleich arbeiten sie mit allen Mitteln dahin, ihre Stellung im Luftverkehr zu verbessern. Es gibt auf der Erde vier große Luftverkehrswege. Der eine führt über das Mittelmeer, Vorderasien, den Indischen Ozean nach Indonesien und Australien. Der andere stellt die Südrichtung dar, die Europa mit Südafrika verbindet. Die dritte Linie ist die Verbindung Nordamerikas über Hawai nach den Philippinen und damit Ostasien, und die vierte geht längs der europäischen und afrikanischen Küste nach Südamerika. Seit Jahren wird diese Strecke jetzt von deutschen und anderen europäischen Gesellschaften bedient. Nordamerika will demgegenüber den südamerikanischen Luftverkehr in die nordsüdliche Richtung hineinpressen und an den von ihm aufgebauten Dienst von Nordamerika nach Europa anhängen. Durch den Krieg sind diese Fragen in den Hintergrund getreten, da zunächst nur die Italiener den Dienst aufrechterhalten konnten. Es ist jedoch anzunehmen, daß der Kampf um die Vorherrschaft im Luftverkehr nach dem Kriege in voller Stärke wieder aufleben wird. Es gibt wohl nur wenig Erdteile, in denen der Luftverkehr eine solche Zukunft hat wie gerade in Südamerika: weite Strecken sind zu überwinden, die Bevölkerung drängt sich an der Küste zusammen, so daß diese die natürliche Streckenführung bestimmt, wenige Querlinien genügen, um die Verbindung herzustellen und den Erdteil zu einer einheitlichen Verkehrspolitik zusammenzufassen, die weder der Eisenbahn noch dem Motor möglich ist. Deutsche Pioniere sind bahnbrechend gewesen, als die nordamerikanische Luftfahrt noch nicht in der Lage war, einen regelmäßigen Verkehr in Südamerika aufzuziehen. Die erste Luftverkehrsgesellschaft, die Scadta in Columbien, war eine deutsche Gründung. Heute dagegen drängt das nordamerikanische Kapital vor und versucht, sich auf dem Umweg über politische Einflüsse eine beherrschende Stellung zu sichern. Bezeichnend war die Bereitstellung größerer Mittel durch den Präsidenten



Eisenbahnen in den Staaten des Nordens

Roosevelt an private nordamerikanische Luftfahrtgesellschaften, um in Südamerika die Flugplätze auszubauen.

Bestimmend für den Aufbau Südamerikas bleibt jedoch der Schiffsverkehr, und zwar der Überseeverkehr. Die Binnenschiffahrt, die sicher eine große Zukunft besitzt, kann die ungewöhnlich günstigen Bedingungen des Verkehrs auf den großen Strömen, dem La-Plata-System, dem Orinoco und dem Magdalena, nicht voll ausnützen, weil die wichtigsten Bevölkerungsgebiete am Meer liegen. Erst wenn die inneren Landstriche dichter besiedelt sein werden, wenn das Gesicht Südamerikas nicht mehr einseitig

auf den Außenhandel und den Weltverkehr ausgerichtet ist, wird auch der Binnenwasserverkehr sich voll entfalten können. Man kann den Schiffsverkehr nach den argentinischen Häfen Rosario und Santa Fé nicht als Binnenverkehr bezeichnen, da es sich um Hochseeschiffe handelt, die sich nur so weit ins Innere vorwagen können, um dort die Ausfuhrwaren, vor allem Weizen, zu laden. Während am La-Plata-Strom der unregelmäßige Schiffsverkehr, der Trampverkehr, wie die Reeder sagen, eine große Rolle spielt, weil ganze Schiffsladungen in den Erntemonaten abgeschlossen werden, herrscht an der pazifischen Seite der Linienverkehr vor. Vorübergehend hatte auch eine chilenische Gesellschaft mit in Deutschland gebauten Schiffen einen sauberen und angenehmen Dienst aufgezogen, der bis New York hinaufreichte. Sie konnte sich jedoch in der großen Krise nicht halten und mußte ihren Betrieb einstellen. Dagegen bauen die Nordamerikaner ihren Verkehr durch den Panama-Kanal nach Süden an der Pazifischen Küste immer stärker aus. Sie hoffen dabei, gestützt auf ihre finanzielle Vormachtstellung, sich auch wirtschaftlich die unbedingte Überlegenheit zu sichern. Dabei stoßen sie jedoch auf grundsätzliche Schwierigkeiten.

Nordamerika ist vielleicht in der Lage, einen Großteil der von Südamerika benötigten Waren zu liefern. Es verfügt über eine entwickelte Fertigwarenindustrie, und wenn auch bestimmte Güter wie Werkzeugmaschinen oder Anilinfarben nicht in der Güte geliefert werden können wie etwa aus Deutschland, so ließe sich einigermaßen noch eine Versorgung Südamerikas aus dem Norden denken. Aber womit sollen diese nordamerikanischen Erzeugnisse bezahlt werden? Sehen wir einmal vom Sonderfall des Kaffees ab — wobei die nordamerikanische Einfuhr sich recht einseitig dem brasilianischen Kaffee zuwendet, weil dieser dem nordamerikanischen Geschmack mehr liegt als die „milden", helleren Sorten Spanisch-Südamerikas, die wiederum mehr den Beifall Europas finden —, so bleibt nur das bolivianische Zinn als Austauschgut größeren Umfanges übrig. Selbst der chilenische Salpeter soll durch Ausbau der heimischen Stickstoffindustrie zurückgedrängt werden.

Kupfer besitzen die Vereinigten Staaten selbst in reicher Menge. Was von Südamerika dorthin ausgeführt wird, dient nur der Verarbeitung und der Wiederausfuhr. Der nordamerikanische Zolltarif des Jahres 1930 war so hoch, daß der Inlandmarkt ganz der heimischen Erzeugung gesichert wurde. Getreide und Futtermittel werden in USA. in so reichem Maße geerntet, daß Nordamerika eines der großen Überschußgebiete der Welt ist. Es können Jahre der Mißernte kommen, wenn die Sandstürme ganze

Landstriche verwüstet haben. Dann muß Argentinien einspringen und selbst Weizen und Mais liefern. Das sind seltene Ausnahmen. Im allgemeinen läßt sich sagen, daß die Vereinigten Staaten aus Spanisch-Südamerika für den eigenen Verbrauch nur sehr wenig einführen können, wenn sie nicht ihre gesamte Wirtschaftspolitik umzugestalten bereit sind. Statt dessen verlangen sie, daß die Südamerikaner auf die von ihnen ausgebildeten und mit großem Erfolg angewandten Mittel des gegenseitigen Warenverkehrs in Form der Verrechnungsabkommen verzichten.

In den ersten Jahren des dritten Jahrzehnts, vor allem im Jahre 1932, erreichte der Rückgang des Außenhandels Südamerikas vernichtende Ausmaße. Die chilenische Ausfuhr, um ein besonders hervorstechendes Beispiel herauszugreifen, ging in den drei Jahren von 1929, dem Höchststande, bis zu 1932, dem Tiefstand, von 1200 Millionen RM auf 150 Millionen RM, die Einfuhr sogar auf ein Achtel, auf 109 Millionen RM zurück. Diese Krise wurde verschärft durch die Zurückziehung der Kredite durch das Ausland, besonders durch die Angelsachsen. Das Bestreben der chilenischen Regierung war, zunächst einmal die Ausfuhr freizubekommen, nicht um die Schulden abzubezahlen, sondern um gegen den Ausfuhrerlös die unentbehrlichsten Waren einführen zu können. Zugleich aber galt es, die eigene Stellung als Käufer dahin auszunützen, das Ausland zu veranlassen, seinerseits seine Käufe in Chile zu erhöhen. Zum ersten Male trat dieser Gedanke in dieser Schärfe im chilenisch-französischen Handelsvertrag 1932 hervor. Es fehlte jedoch die politische Festigkeit, um einen so umstürzenden Gedanken inmitten einer liberalistisch denkenden Welt zu verwirklichen. Die nordamerikanischen Kupfergesellschaften weigerten sich, ihre Lieferungen nach den Grundsätzen des Handelsabkommens vorzunehmen, und die chilenische Regierung war nicht in der Lage, inmitten der allgemeinen wirtschaftlichen Katastrophe den nordamerikanischen Kupfergesellschaften ihren Willen aufzuzwingen. Die sozialistische Regierung, die das versuchte, wurde schnell gestürzt. Erst in den folgenden Jahren fanden die Südamerikaner im neuen Deutschland einen Partner, der mit neuen Wirtschaftsformen den Außenhandel aus seiner Krise herausführte.

Der Verrechnungsverkehr zwischen Deutschland und den südamerikanischen Republiken hatte seine Lücken und Nachteile. Die nordamerikanischen Kupfergesellschaften in Chile, um nur ein Beispiel heranzuziehen, blieben ihm weiterhin fern. Die Argentinier bestanden auf einer recht verwickelten Verschlüsselung der deutschen Käufe, die manche Nachteile in sich schloß. Sehen wir von diesen Einzelheiten ab, so setzte sich doch der

Grundsatz durch, daß jeder Staat nur das kaufen soll, was er bezahlen kann; daß ferner die Zahlung von Schulden zurücktreten muß gegenüber dem reinen Warenverkehr, der für das Aufblühen der Volkswirtschaft unerläßlich ist, und daß neben dem Grundgedanken der Autarkie, der Selbstversorgung, um vom Weltmarkt unabhängig zu sein, der Gedanke der Arbeitsteilung und der wirtschaftlichen Zusammenarbeit notwendig bleibt, um natürliche Voraussetzungen der klimatischen Lage, der Bodenschätze und der vorhandenen Raumfragen auszugleichen. So wenig Südamerika in der Lage ist, in absehbarer Zeit die Maschinen und Lokomotiven für den Ausbau seiner Industrie und seines Verkehrswesens selbst herzustellen, so wenig kann Deutschland daran denken, auf die Futtermittel oder die Erze und Lebensmittel zu verzichten, die ihm der südamerikanische Boden in reichem Maße zur Verfügung zu stellen vermag.

Es hat Jahre gedauert, bis dieser Gedanke aus der vertraglich festgelegten Form heraus Leben gewann und den Warenaustausch befruchtete. Dann stieg jedoch Deutschland im südamerikanischen Außenhandel schnell zu hervorragender Stellung auf und konnte in einzelnen Ländern wie etwa Chile sogar vorübergehend an erste Stelle vor die Vereinigten Staaten von Nordamerika rücken. Diese sahen die neue Entwicklung mit wachsender Besorgnis. Sie konnten allerdings ihre Käufe in Südamerika nicht wesentlich steigern, und was sie bezogen, hätte in erster Linie zur Deckung der Zinsen auf die Kredite dienen sollen. Worauf die Nordamerikaner jedoch den größten Wert legten, war die Möglichkeit der Lieferung. Sie hätten theoretisch allerdings wieder so große Kredite geben können wie in den zwanziger Jahren. Aber diese Anleihen waren fast durchweg notleidend geworden. Nur Argentinien hat im wesentlichen seinen Schuldendienst aufrechterhalten, sieht man vom Sonderfall Venezuela ab, das sogar dank den Einnahmen aus der Erdölindustrie seine ausländischen Verpflichtungen abdecken konnte. Die Gläubiger in Nordamerika lehnten Zwischenlösungen mit Verzicht auf den vollen Zinsbetrag ab wie etwa im Beispiel der chilenischen Schuldenregelung, die die europäischen Gläubiger angesichts der besonderen Umstände annahmen.

Grundsätzlich vertrat der Staatssekretär Hull in der nordamerikanischen Handelspolitik den Grundsatz, daß die Südamerikaner sich durch den Verkauf ihrer Rohstoffe an Europa die Devisen beschaffen müßten, um in Nordamerika Waren aller Art zu beziehen. Das war ein Verlangen, das unerfüllbar blieb, solange die Nordamerikaner nicht ihrerseits gegenüber Europa eine passive Handelsbilanz hatten, also ihrerseits von dort mehr

kauften als dorthin lieferten. Statt dessen drosselten die Nordamerikaner ihre Einfuhr auch aus Europa und häuften in ihrem Lande langsam, dann im Kriege immer rascher, einen Goldschatz an, der im Laufe des Sommers 1940 mit über 21 Milliarden Dollar rund drei Viertel des Goldbestandes der Welt überhaupt erreichte. Statt diese wirtschaftlichen Zusammenhänge anzuerkennen, versuchten die Vereinigten Staaten den schärfsten politischen Druck, um die Südamerikaner zu zwingen, das neue Außenhandelssystem auf Gegenseitigkeit zu verlassen und zum sogenannten „freien" Weltverkehr zurückzukehren. Sie versprachen Anleihen, Kredite in Waren wie sogar in Gold, Entgegenkommen in der Regelung der Schuldenfrage und Erleichterung in den Zollsätzen.

Dennoch hatten sie vor dem Ausbruch des europäischen Krieges nur einen begrenzten Erfolg. Das lag nicht an deutschen Machenschaften, an „faschistischen" Neigungen oder politischen Erwägungen. Südamerika konnte nicht anders handeln. Es mußte die gesamte Schuldenregelung zurückstellen hinter die Aufgabe des wirtschaftlichen Wiederaufbaus, der nur begründet werden konnte auf einer Steigerung der Ausfuhr und in einer Erhöhung der Einfuhr, ohne die bereits unerträglich gewordene Verschuldung weiter zu treiben. Was nützte es etwa Argentinien, daß es eine Anleihe von den Vereinigten Staaten erhielt, wenn gleichzeitig seine Ernte in den Lagerhäusern von Buenos Aires verfaulte, wenn die Schlachthäuser nicht arbeiten konnten und die Äcker aus Mangel an Absatzmöglichkeiten brach liegen bleiben mußten? Was nutzte es Chile, daß ihm Gelder zum Ausbau seines Straßenwesens oder zum Wiederaufbau der vom großen Erdbeben Anfang 1939 heimgesuchten Gebiete um Chillan und Concepcion bewilligt wurden, wenn seine Landwirtschaft über den heimischen Bedarf hinaus nicht erzeugen konnte und die Deviseneingänge von Kupfer und Salpeter einseitig zur Abdeckung früherer Schulden verwandt werden mußten?

Dabei mußte Südamerika grundsätzlich erkennen, daß es nicht möglich war, die Überschüsse seiner Landwirtschaft oder seines Bergbaus direkt zum Ausbau seiner Industrie einzusetzen, wie das noch vielfach in Rußland möglich war. Wir sahen, daß die beiden wichtigsten Voraussetzungen, Kohle und Eisen, in unzureichenden und nicht sehr glücklichen Verhältnissen vorkommen. Der russische erste Fünfjahresplan sah zunächst den Ausbau einer Schwerindustrie vor. Südamerika mußte sich auf die Schwerindustrie des Auslandes stützen. Es konnte nur Rohstoffe zum Austausch anbieten, um die nächste Stufe zu überspringen und sogleich hochwertige Fertigwaren, Werkzeugmaschinen, Verkehrsmittel und anderes zu erhalten.

Aber dazu mußte der Warenaustausch zweiseitig sein. Nordamerika suchte einseitig zu liefern, ohne abzunehmen. Deutschland hingegen war bereit, sich voll auf den Boden der südamerikanischen Forderungen zu stellen. Von einer böswilligen Absicht der Zerstörung des alten Systems des Welthandels zu sprechen, ist ein Zeichen von Unkenntnis der geschichtlichen Entwicklung. Wir sahen, daß zum erstenmal dieser Gedanke im chilenisch-französischen Handelsvertrag des Jahres 1932 verwirklicht worden ist und daß England sogar im Jahre 1929 bereits im D'Abernon-Abkommen mit Argentinien den Plan eines großen Staatsgeschäftes mit Lieferung von Eisenbahnmaterial gegen Gewährung von handelspolitischen Vorteilen, damals noch in Form von „gegenseitigen Anleihen" zum Kauf von Waren, ausgebildet hatte. Das grundsätzlich Neue in der deutschen Handelspolitik war nur, daß diese Gedanken wirklich durchgeführt werden konnten, weil hinter ihnen die geschlossene Macht einer staatlich gelenkten Wirtschaft stand. Dennoch dürfen wir den nordamerikanischen Druck nicht unterschätzen. Er arbeitete mit allen Mitteln.

Zunächst stand hinter ihm die Macht der großen Kapitalgesellschaften, die die maßgebenden Anlagen des chilenischen und peruanischen Kupferbergbaus und die Elektrizitätsindustrie an der ganzen Westküste beherrschten. Diese Gesellschaften waren mächtig genug, ihren Willen in den verschiedenen Parlamenten durchzusetzen. Es gab von Zeit zu Zeit große politische Skandale, wenn nachgewiesen wurde, daß die Gesetze nicht genau genug eingehalten worden waren, und wenn auf die Mittel hingewiesen wurde, wie man auch widerstrebende Abgeordnete gefügig machte. Aber dann wurden die Wogen immer wieder geglättet. Die Hoffnung blieb, daß eines Tages große nordamerikanische Kredite wieder einen ähnlichen Aufschwung des Landes herbeiführen würden wie in den zwanziger Jahren. Lange stand die Regelung der alten Schulden dem im Wege. Nach gewisser Zeit der Krise nahmen die meisten südamerikanischen Staaten den Dienst der ausländischen Schulden wieder auf, allerdings nicht immer im alten Umfange. Einmal fehlten die Devisen, sodann aber hatte die Geldentwertung den Betrag der in ausländischer Währung lautenden Schulden so erhöht, daß es die Aufbringung für die einzelnen Staaten fast unmöglich machte. So bildeten einzelne Staaten kunstvolle Zahlungsweisen aus. Chile, das von der Krise am meisten getroffen war, setzte einen bestimmten Ertrag aus der Kupfer- und Salpeterausfuhr, der sich aus der Gewinn- und Verlustrechnung ergab, zur Hälfte zur Zahlung von Zinsen, zur Hälfte zum Rückkauf von Anleihestücken aus.

Nordamerika hat diese Zahlungsweise lange Jahre hindurch erbittert bekämpft. Wenn etwa ein Anleihepapier auf 100 USA.-Dollar lautete, so hätte Chile bei einem Zinsfuß von 6 v. H. 6 Dollar dafür zahlen sollen. Ergaben sich aus den Gewinnen der Kupfer- und Salpetergesellschaften nur 4 Dollar je 100 Dollar ausländischer Staatsschuld, so zahlte Chile nicht etwa 4 v. H. auf seine Anleihen und blieb 2 v. H. schuldig. Es zahlte an den Inhaber von Anleihepapieren nur 2 v. H. des geschuldeten Betrages. Dadurch wurde der Börsenwert dieses nur mit einem Drittel der juristischen Verpflichtung bedienten Papieres gedrückt, sagen wir ebenfalls auf ein Drittel, häufig sogar wegen des schlechten Eindrucks, den dieses willkürliche Verhalten des Schuldners machte, auf ein Viertel seines nominellen Wertes. Was sollte auch der nordamerikanische Sparer mit einem Wertpapier anfangen, das ihm 6 Dollar Rente versprach und nur 2 Dollar brachte? Er war froh, es zu einem Viertel seines ursprünglichen Wertes abgestoßen zu haben. Der Käufer jedoch war der chilenische Staat selbst, der mit den 2 dafür beiseite gestellten Dollar unter diesen Umständen den vierfachen Betrag zurückkaufen konnte.

So kam es, daß Chile in den letzten zehn Jahren, in denen es nicht einmal in der Lage war, den Schuldendienst zu erfüllen, rund ein Drittel seiner ursprünglichen ausländischen Staatsschuld tilgen konnte, ungerechnet der Abwertung der angelsächsischen Devisen, in Gold gerechnet. Danach hat Chile über die Hälfte seiner ursprünglichen Staatsschuld in Gold tilgen können. Noch günstiger ist die Lage bei den privaten Schulden an das Ausland. Als in der Krise die ausländischen Gläubiger ihre Forderungen einklagten und zurückverlangten, konnte es so scheinen, als sei damit der südamerikanischen Wirtschaft endgültig der Todesstreich versetzt. In der dadurch entstandenen Krise jedoch sind sehr viele dieser Forderungen wertlos geworden. Vielleicht handelte es sich zunächst nur um eine Unmöglichkeit, Devisen zur Bezahlung aufzubringen. Der Bankier spricht von einem Transfer-Problem. Bald aber wurden die einzelnen Schuldner durch das Anwachsen der Schulden in fremder Währung mit dem Zusammenbruch der Landeswährungen in den Bankrott getrieben, so daß die an ihren Namen gebundenen Forderungen keine Grundlage mehr hatten. Der Zusammenbruch der chilenischen Salpeterfirma, der Cosach, hat so die englischen Banken eine halbe Milliarde Mark gekostet. Und das ist nur ein Beispiel unter vielen.

Der reinigende Sturm ist vorüber. Die kurzfristigen Schulden sind sehr stark abgezahlt, neue konnten im Rahmen der Verrechnungsabkommen nur in begrenztem Umfange gewährt werden. Forderungen des Auslandes

in Südamerika sind mit allen Mitteln, im Einklang und nicht allzu selten auch im Widerspruch zu den Devisengesetzen, abgedeckt worden. Die Einrichtung der „Schwarzen Börsen" neben dem amtlichen Devisenverkehr hat sich, häufig mit stillschweigender Billigung der Behörden, in diesem Sinne als segensreich erwiesen. Heute steht Südamerika finanziell zwar ärmer, aber sehr viel gesünder da als vor zehn Jahren. Es ist wohl nicht übertrieben, wenn man feststellt, daß die Verschuldung an das Ausland auf die Hälfte (in Gold gerechnet) zurückgegangen ist. Solange allerdings auch der Außenhandel und der gesamte volkswirtschaftliche Umsatz im gleichen Ausmaße zurückblieb, konnten die Südamerikaner die daraus erwachsende Erleichterung nicht spüren. Erst der europäische Krieg konnte da eine Wende bringen.

Die wirtschaftlichen Rückschläge blieben beim Kriegsausbruch 1939 sehr viel geringer als 1940. Das Verrechnungswesen fing den Stoß auf, der sich aus der Zurückziehung vieler kurzfristiger und Kündigung langfristiger Guthaben ergeben mußte. Die Käufe der Westmächte blieben zwar aus Tonnagemangel zunächst wirkungslos; Mitteleuropa fiel als Abnehmer aus. Die Erfahrungen des Weltkrieges ließen jedoch annehmen, daß ein Krieg in Europa einen solchen Rückgang der Anbauflächen und damit eine Verminderung der Ernten nach sich ziehen würde, daß auch größere Vorräte nicht als belastend angesehen wurden. Es kam nur darauf an, zu warten, und dazu mußte man finanziell gerüstet sein. Dann würden auch die Schiffsversenkungen mit voller Ladung eine Knappheit auf dem Weltmarkt herbeiführen, der alle Lagerbestände glatt aufzunehmen verstand. Zugleich kam es entscheidend darauf an, die heimische Industrie auszubauen, um die Lücke zu schließen, die sich aus der Unmöglichkeit ergab, Fertigwaren aus Europa zu beziehen. Erst im Sommer 1940 führte eine kritische Einstellung zur künftigen europäischen Aufnahmefähigkeit zu einem Stimmungsumschwung.

Während die Südamerikaner ihre Schulden an die Westmächte durch Warenlieferungen zu hohen Preisen abdecken konnten, verschuldeten sie sich neu gegenüber Nordamerika. Das war unvermeidlich, um dort die nötigen Werkzeugmaschinen und industriellen Rohstoffe kaufen zu können. Die Lage wurde jedoch schwierig, als zu diesen wirtschaftlichen Erwägungen politische hinzukamen, als nämlich in der Mitte des Jahres 1940 die Nordamerikaner darauf drängten, Südamerika müsse seine Rüstungen erhöhen, um Angriffen von außen gewachsen zu sein. Damit jedoch überschreiten wir den Rahmen der Wirtschaftspolitik.

VIII

Das geistige Leben

Das Spanisch sprechende Amerika zeichnet sich gegenüber allen anderen Gebieten durch eine besondere geistige Haltung aus, die den ausländischen Besuchern stets auffällt. In seinem Wesen werden wir sicher sehr viele Züge des spanischen Mutterlandes wiederfinden, dennoch werden wir zugleich grundsätzliche Unterschiede feststellen können. Es macht sich nicht nur der starke Einschlag indianischen Blutes, noch mehr indianischen Lebens geltend, auch die Beimischung des Blutes europäischer Einwanderer. Von den Negern können wir in Spanisch-Amerika fast absehen. Sie spielen eine größere Rolle nur in Cuba, Venezuela und Nord-Columbien, reichen aber an die Bezirke der geistigen Haltung des spanischen Südamerika nicht heran. Wir wollen uns vergegenwärtigen, daß die Auswanderung nach Amerika nur einen bestimmten Kreis des spanischen Volkes erfaßte und daß die geschichtliche Herausbildung der heutigen Republiken ebenfalls entscheidend auf die geistige Grundhaltung eingewirkt hat.

In den ersten Jahrzehnten nach der Entdeckung Amerikas ließen die spanischen Behörden es recht gern zu, wenn unruhige Elemente den Weg in die Neue Welt fanden. Vor allem die aufgelösten Heere der italienischen Feldzüge schienen besonders geeignet, auf verlorenem Posten in Indien ihr Leben für die Krone in die Schanze zu schlagen. Sehr bald jedoch kam die Ernüchterung. Die unbotmäßigen Gesellen drohten nach der Eroberung von Peru vorübergehend das reiche Kolonialreich vom Mutterlande loszusplittern, und es gab keine bewaffnete Macht, die stark genug gewesen wäre, sie zum Gehorsam zurückzuführen, wenn sie nicht selbst sich dem Gesetz und damit dem Staat unterwarfen. Dazu kam der feste Wille der spanischen Regierung, die indianischen Untertanen als Menschen und nicht als Sklaven behandeln zu lassen. Das Ergebnis war nicht nur eine soziale Indianergesetzgebung, die vorbildlich war für jene Zeiten, sondern auch eine strenge Auslese der Auswanderer.

Amerika ist nicht von Spanien entdeckt und erschlossen worden, sondern von Kastilien. Das war damals ein bedeutsamer Unterschied. Aragon und

damit die Mittelmeerwelt Spaniens wurde von der Neuen Welt fast genau so streng ausgeschlossen wie die anderen Gebiete, die dem spanischen Monarchen unterstanden, die Niederlande, Italien und unter Karl V. Deutschland. Da die Kastilier selbst wenig Lust zur Auswanderung zeigten, da sie, durch Gebirge von der See abgesperrt, nicht den Drang in die Ferne kannten, der die seefahrenden Nationen bestimmt, wurden die Auswanderer aus Spanien von drei Gebieten gestellt, von Andalusien, dem eigentlichen Sitz des Amerikahandels und damit des Amerikagedankens, vom Norden, wo in Galicien, Asturien und im baskischen Gebiet die Seefahrer saßen, die dem Abenteuer nachgingen, und von der armen Provinz Estremadura, die die Helden der Eroberungszüge stellte. Die Auswirkung dieser eigentümlichen Auslese finden wir heute bei zahllosen Gelegenheiten.

Bereits die Sprache läßt den überragenden Einfluß von Andalusien hervortreten. Das Doppel-L wird wie in Sevilla weich gesprochen; die härtere und stolzere Aussprache Kastiliens hat sich in Südamerika nicht durchgesetzt. Auch im Charakter des Südamerikaners können wir die leichtere und sorglosere Art des Südens stärker vertreten sehen als in Kastilien. Wo wir auf größere Energie stoßen, ist das meist kein kastilisches, sondern ein baskisches Erbe. Das gilt etwa in hohem Maße von der alten chilenischen Aristokratie. Der Präsident Balmaceda war Baske, ebenso wie der argentinische Präsident Irigoyen oder dessen Gegner, der General Uriburu. Der Baske ist lebensnaher als der Kastilier, vielleicht weil er nicht die Jahrhunderte des höfischen Lebens durchgemacht hat mit seinem steifen Zeremoniell und seinen erstarrten künstlichen Formen.

Außer der örtlichen Auslese müssen wir die menschliche berücksichtigen. Es kamen nur sorgsam geprüfte Auswanderer nach Amerika. Wir wissen aus der spanischen Geschichte, welche Schwierigkeiten noch lange Zeit die östlichen Provinzen dem Einheitsgedanken entgegensetzten. Das gilt nicht nur von den südlichen Landschaften, in denen die Moriskos saßen, sondern auch von Katalonien, das sich während des Spanischen Erbfolgekrieges gegen Kastilien erhob. Die wenigen Aufstände, die es im spanischen Kolonialreich gegeben hat, stehen in keinem Verhältnis zur Schwäche des Mutterlandes, die sich bei den verschiedensten Gelegenheiten ergab, oder zu den Aufständen, die in Spanien selbst ausgebrochen sind. Selbst die Unabhängigkeitsbewegung nach dem Einmarsch der Franzosen in Sevilla 1810 stand zunächst im Zeichen der treuen Ergebenheit zum angestammten und von Napoleon gefangengesetzten König Ferdinand VII., und wenn sich später der Sturm gegen ihn richtete, so wollen wir nicht vergessen,

daß das Mutterland ihm nicht viel ergebener war. Nur der Einmarsch der französischen Truppen sicherte ihm die Machtvollkommenheit, die seine eigene Armee ihm genommen hatte.

Deswegen muß es doppelt überraschen, daß das spanische Südamerika nach der Erringung der vollen Unabhängigkeit von politischen Krisen geschüttelt wurde. Liegt darin ein besonderer Charakterzug seiner Bevölkerung? Das mag einem Außenstehenden so erscheinen, ist jedoch nicht richtig. Im Gegenteil werden wir immer wieder feststellen können, wie fest verwurzelt die sozialen Einrichtungen sind, so daß sie auch von blutigen Aufständen kaum berührt werden. An den Revolutionen sind politische Verhältnisse schuld, die wir noch untersuchen werden, nicht Eigenschaften des Charakters. Das liegt an der ungewöhnlichen Stellung, die die katholische Kirche im spanischen Südamerika einnimmt und die sehr viel stärker ist als selbst in Spanien.

In den ersten Jahrzehnten stand die katholische Kirche in scharfem Gegensatz zu den Soldaten und den Conquistadoren, also damit zum Großgrundbesitz. Sie vertrat den Standpunkt der Indianer. Dabei geriet sie oft in Widerspruch zu den örtlichen Beamten, so daß wir zahlreiche Fälle des offenen Kampfes zwischen geistlicher und weltlicher Macht kennen, wobei ganze Städte mit dem Kirchenbann belegt oder unzufriedene Bischöfe von den empörten Ansiedlern einfach kurzerhand gefesselt in die Heimat abgeschoben wurden. Das waren jedoch politische und persönliche Streitigkeiten, die keinen Einfluß auf das religiöse Verhältnis hatten.

Während der Befreiungskriege standen die „Patrioten", wie sich die Anhänger der Unabhängigkeit nannten, häufig in Gegensatz zur hohen Geistlichkeit, besonders in Peru, aber auch in Chile, während die niedere Geistlichkeit überwiegend der Sache der Freiheit anhing. Das hat mit ihrer religiösen Einstellung nichts zu tun. Auch die Freimaurer machten keine Ausnahme. Ihnen gehörten vor allem die Offiziere an, die in Europa gewesen waren und dort die Freimaurerei kennengelernt hatten. Ein kirchlich so frommer Mann wie General San Martin gehörte der Loge Lautaro an, da er als spanischer Offizier in den Napoleonischen Kriegen nur dort in Berührung mit den südamerikanischen Freiheitskämpfern kommen konnte. Wenn er sich bei seinem Vormarsch nach Chile mit O'Higgins und nicht mit den Brüdern Carrera verband, so mag die gemeinsame Zugehörigkeit zur Loge dabei entscheidend mitgesprochen haben. Seine Beziehungen zum Bischof von Santiago waren jedoch ausschließlich von dessen politischer Haltung bestimmt.

Die Freimaurerei in Südamerika war in erster Linie die politisch-gesellschaftliche Gegenorganisation zur katholischen Kirche und ist es bis an den heutigen Tag geblieben. Eine religiöse Bedeutung kommt ihr schon deswegen nicht zu, weil die Frauen von der katholischen Geistlichkeit beherrscht werden. Sie waren in Südamerika lange aus der Politik ausgeschaltet und konnten daher auch nicht in die Fragen eingreifen, an denen sich die innerpolitischen Leidenschaften der Männer entzündeten. Desto eifriger war ihr Bemühen, in der kleinen Politik des gesellschaftlichen Lebens ihre Vormachtstellung zu wahren, so daß in ihren Kreisen vielleicht größerer Einfluß auf die andere Politik ausgeübt wird, als nach außen hervortritt. Das hat aber nichts mit der religiösen Frage zu tun.

Die überwiegende Mehrheit der südamerikanischen Bevölkerung ist katholisch. Selbst die Einwanderer, die im vergangenen Jahrhundert nach Südamerika gelangten, waren fast durchweg römisch-katholisch. Das gilt nicht nur von den Spaniern, Italienern und Portugiesen; selbst bei den Einwanderern aus Deutschland legten die südamerikanischen Regierungen großen Wert darauf, Bewohner aus katholischen Gegenden in ihr Land zu rufen. Auch die Träger englischer Namen sind vielfach Abkömmlinge irischer Familien, oder sie sind verhältnismäßig früh zum Katholizismus übergetreten und stellen heute die festesten Säulen des katholischen Einflusses dar. Das gilt auch von den jüdischen Einwanderern der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts, die sich der Umgebung anpaßten und durch die Taufe Zutritt zu amtlichen Kreisen gewinnen wollten. Bis in den Weltkrieg und noch späterhin war es in den meisten Republiken Spanisch-Südamerikas anderen Glaubensbekenntnissen nicht möglich, eine Kirche mit Glockenturm zu bauen oder öffentlichen Gottesdienst abzuhalten. Sie waren nur geduldet und hatten kein Recht auf religiöse Betätigung. Das hat sich erst durch den innenpolitischen Aufstieg des Mittelstandes geändert.

Das große Problem, vor dem Spanisch-Südamerika um die Jahrhundertwende stand, hieß, ob es den europäischen Geist mit allen Vorzügen und Nachteilen ins Land lassen oder in stolzer Abgeschlossenheit an dem geistigen Erbe der Väter festhalten sollte. Auf der einen Seite lockte der materielle Aufschwung, der sicher schien, auf der anderen Seite stand der Wille vor allem der herrschenden Schicht des Großgrundbesitzes, das Leben auf sittlichen und nicht auf materiellen Idealen aufzubauen. Zwei geistige Richtungen standen miteinander im Kampf, die wir in der südamerikanischen Geschichte immer wieder finden werden. Die Conquistadoren sind zunächst

um materiellen Gewinn, getrieben durch den Durst nach Gold, nach Amerika gezogen. Zugleich aber fühlten sie sich nicht als Unternehmer, sondern als Kreuzfahrer mit heiligem Auftrag, den Glauben zu verbreiten und die Macht des Königs zu erweitern. An dieser doppelten Aufgabe sind viele von ihnen zerbrochen. Die einen wollten nur raffen und gerieten mit den strengen spanischen Gesetzen in Streit, die anderen jagten dem Abenteuer nach und verkamen in den zahlreichen Kriegen und Expeditionen.

Ein nicht unbeträchtlicher Teil jedoch schloß ein Kompromiß und blieb als „Encomendero", als Lehnsträger, auf einem großen Gute sitzen, gehorsam dem Gesetze, das die geistige Betreuung des unterworfenen Indianers zu seiner wertvollsten Pflicht machte. Sobald jedoch der Ruf erscholl, daß große Gewinne zu machen seien, erwachte der alte Zwiespalt; der Wunsch, materielle Vorteile zu erraffen, stritt mit der übertragenen Aufgabe, Kulturträger im fremden Lande zu sein. Die Gouverneure und Vizekönige haben sich häufig gegen die Abenteurer gewandt, die durch die Mär großer Schätze die Siedler von ihren Gütern weglockten in die Wildnis, so daß sie dort von den Indianern erschlagen wurden, während daheim die Güter ohne Herrn verkamen. Aber sie konnten sich dem Zauber nicht widersetzen, der von den großen Worten des Reiches des „Dorado" oder von Traumgebilden wie „Manoa" ausging.

Heute ist das nicht viel anders, nur daß die Kämpfe sich nicht im Busch und im Urwald abspielen, sondern an der Börse. Selbst die Goldfunde in fremden Ländern wie Kalifornien und Australien übten in Chile noch ihren Einfluß aus. Stärker ist der Wille gewesen, sich an den Reichtümern zu beteiligen, die in Bergwerken Boliviens, Chiles und Perus lagern, die auf den Guano-Inseln Perus im Laufe von Jahrtausenden von den Vögeln aufgehäuft und binnen Jahrzehnten von den Menschen aufgebraucht wurden, die sich aus der Verwertung des Salpeters in der regenlosen Atacama-Wüste ziehen lassen oder in Argentinien sich aus der spekulativen Verwertung der weiten, bisher menschenleeren Flächen der Pampa ergaben. Der Einbruch einer solchen Strömung erfolgt nicht von außen, sondern von innen durch die großen Börsengewinne, die die wertvollsten Kräfte der Nation an sich ziehen und sich an dem Aufschwung materiell zu beteiligen verlocken.

Es trennen sich die Geister. Auf der einen Seite stehen diejenigen, die sich von diesem Spiel an der Börse fernhalten, die weiter in der althergebrachten Form ihren Acker bestellen und es ablehnen, durch Spekulation ein Vermögen zusammenzuraffen. Auf der anderen Seite strömen alle

unternehmungslustigen Kreise zur Börse, setzen einen mehr oder minder großen Einsatz, gewinnen und bekommen erst recht Lust, dieses Spiel fortzusetzen. In solchen Zeiten erscheint es gleichgültig, welches Papier man anfaßt, ob Minenwerte, ob Bodenbanken, ob Verkehrsunternehmen. Alles wird von der Konjunktur mitgerissen. Voraussetzung bleibt die Öffnung des Landes für die unternehmungslustigen Kräfte des Auslandes, damit diese dafür sorgen, daß die an der Börse vorweggenommenen Gewinne auch gehalten werden können, sei es, daß die Bergwerke verkauft werden, sei es, daß ausländisches Kapital zu deren Erschließung herangezogen wird, sei es, daß eine mächtige Einwanderung die Bearbeitung des landwirtschaftlichen Bodens ermöglicht oder das Ausland die Anlagen für die Verkehrsmittel liefert.

Ist erst dieser Prozeß so weit gediehen, gibt es kein Zurück. Die ängstlichen Warner werden als Schwarzseher verlacht. In den Badeorten macht sich der neuerworbene Reichtum breit und wirft durch seine politischen Beziehungen jeden Widerstand in der Öffentlichkeit oder im politischen Leben nieder. Dann kommt der Rückschlag. Die Spekulation bricht zusammen. Der Traum von den großen, leichten Gewinnen ist aus, aber jetzt müssen gerade die verantwortungsbewußten Persönlichkeiten versuchen, zu retten, was noch zu retten ist. Wieder kann nur das Ausland helfen. Es muß, statt ausgeschaltet zu werden, noch stärker herangezogen werden. Sein Einfluß schwindet nicht, sondern wird nur noch größer.

In den abgelegenen Landstrichen mag es noch die freien Großgrundbesitzer geben, die stolz jede Verbindung mit dem europäisch-nordamerikanischen Geiste ablehnen, die fest auf dem ererbten Grund und Boden wurzeln und dem neumodischen Einfluß sich widersetzen. In solchen Gegenden kann auch die katholische Kirche noch jede Einwirkung von außen fernhalten. Diese Landschaften jedoch werden immer seltener. Das sind die letzten Bollwerke des konservativen, ja reaktionären Geistes in Südamerika. Es werden immer weniger. Bis in die entlegensten Hochgebirgsdörfer dringt die fremde Welt, die Welt der Börsengewinne, des leichten Lebens und der Lockerung der althergebrachten Sitten. Aber dort ist der Widerstand noch lebendig, der von der katholischen Kirche und dem Großgrundbesitz geführt wird, während die Küstenstädte meist den Kampf schon aufgegeben haben.

Wir haben uns in Europa ein Bild des spanischen Amerika gemacht, das längst nicht mehr richtig ist. Wir sehen den Großgrundbesitzer des vergangenen Jahrhunderts, der sich noch gegen das Ausland wehrte und

selbst einen Rosas in Argentinien unterstützte, der Jahrzehnte hindurch eine wirtschaftliche und geistige Selbstblockade durchführte. Wenn ein solcher Anhänger der alten Schule uns entgegentritt, so sind wir versucht, in ihm das Urbild Südamerikas zu sehen, statt zu erkennen, daß er nur noch ein Überbleibsel vergangener Zeiten darstellt. Gesiegt hat nach dem Weltkrieg überall diejenige Richtung, die in der Industrialisierung, Technisierung und Modernisierung nicht nur der Wirtschaft, sondern des gesamten Lebenszuschnitts das Heil sieht. Der Grundbesitz ist eng mit der Industrie und noch mehr sogar mit der Bergwerksindustrie verflochten, da er in den meisten Fällen sein Geld in diesen Wirtschaftszweigen arbeiten läßt und für seine jüngeren Söhne von dort gut bezahlte Stellungen oder wenigstens reiche Schwiegertöchter erhofft. Der Beamte und der Soldat glauben nur in Industrie und Bergbau die Steuerquellen erschließen zu können, um ihrem Lande den Aufstieg zu sichern, den sie erhoffen. Der Arbeiter erwartet einen höheren Lebensstandard und den Sieg seiner politischen Ansprüche auf Beteiligung an der Regierung. Die europäischen Einwanderer erhoffen die Umgestaltung ihrer neuen Heimat im Sinne einer Angleichung an die ihnen gewohnten Vorstellungen und Verhältnisse. Der Sieg des neuen Geistes erscheint vollkommen.

Wir wollen jedoch die Gegenwirkungen nicht vergessen. Sie ergeben sich notwendigerweise im Gefälle von Küsten zum Inneren, vom Tiefland zum Hochgebirge, von Stadt zu Land, von weißer Bevölkerung zur farbigen. Der Wille zum europäischen Lebenszuschnitt genügt nicht, es müssen erst die Voraussetzungen gegeben sein. Da fehlt zunächst der auf gesicherter Vermögenslage ruhende Mittelstand. Wo es heute in Südamerika einen Mittelstand gibt, also in Chile und Argentinien, da ist er zahlenmäßig gering, und er zieht seinen Anspruch nicht aus dem Besitz und dem Erbe der Vergangenheit, sondern aus seiner Stellung in Staat und Wirtschaft. Nun hat auch Europa in den letzten Jahrzehnten diese Umwandlung des Mittelstandes erlebt aus dem Vermögensstand in den Einkommensstand mit all den dazugehörigen sozialen Folgen. Aber der europäische Mittelstand bringt doch ein unveräußerliches Erbe mit, das in Südamerika fehlt, die gründliche Schulbildung.

Die gute Schulbildung ist in Südamerika noch auf verhältnismäßig kleine Kreise beschränkt. Gewiß sind außerordentliche Anstrengungen gemacht worden. In Chile wurde bereits vor einem halben Jahrhundert die Schulpflicht eingeführt, und zwar gegen den Widerstand der Konservativen, was zum Ausbruch der Revolution gegen den Präsidenten

Balmaceda nicht wenig beigetragen hat. Aber ein derartiges Gesetz steht bei den gegebenen sozialen Voraussetzungen auf dem Papier. Es mag gelingen, die schlimmsten Auswüchse des Analphabetismus zu beseitigen, sie sind immer noch recht groß. In den nördlichen Andenländern, Peru, Ecuador und Columbien, läßt sich von einem regelmäßigen Schulbesuch der breiten Schichten nicht sprechen. Die Zahlen der Schulen, die häufig genannt werden, oder der Schüler, die sie besuchen, geben kein wahres Bild. Es fehlt häufig der Lehrer, da er sein Leben nebenbei durch Arbeit auf den Feldern fristen muß, es fehlt das Lehrmaterial, und es fehlt das Verständnis der Schüler und ihrer Eltern, daß dieser Schulbesuch für ihr künftiges Leben entscheidend sein kann.

Was können die Kinder auch auf der Schule lernen? In Europa erhalten sie die unbedingt notwendigen Kenntnisse, die sie in der Industrie und in der Großstadt nicht entbehren können. Aber was soll ein Indianer, der auf dem Lande zusammen mit den Tieren aufwächst, mit diesem äußerlich ihm eingeflößten Wissen anfangen? Der Unterricht ist auf ein Leben zugeschnitten, das ihm fremd und unverständlich ist. Die moderne Schule geht von einem europäischen Lebensideal aus, das sie dem jungen Südamerikaner aufdrängen will. Daraus ergibt sich ein innerer Widerstand, der entweder zu revolutionären Neigungen oder zur Ablehnung der fremden Geisteswelt führt.

Das Schulproblem ist in allen südamerikanischen Ländern heute sehr ernst. In den Volksschulen führt es zu einer Vernachlässigung des Schulbesuchs, die von Zeit zu Zeit mit energischen Mitteln bekämpft wird, sich jedoch nicht ausrotten läßt. Daraus ergeben sich wieder Schwierigkeiten in der Besetzung der Lehrerstellen und der Versorgung der Schulgebäude. Schlimmer sieht es in den Mittelschulen aus, weil hier die Gegensätze des Bildungsideals und der Umwelt der Schüler noch stärker sind. Am gefährlichsten ist die Krise in der Universitätsbildung. Die Studenten waren in den zwanziger Jahren in allen südamerikanischen Ländern die Träger der revolutionären Bewegungen. Das galt nicht nur von Peru, wo de la Haya die Apra (Accion Popular Revolucionaria Americana) gründete, auch in dem autoritär regierten und in einem bedeutenden Wirtschaftsaufschwung befindlichen Chile waren die Studenten revolutionär gesonnen. Sie haben einen entscheidenden Anteil am Sturze von Ibañez gehabt, und ebenso waren die argentinischen Studenten an der Revolution des Jahres 1930 gegen Irigoyen beteiligt.

Als in jenen Jahren der Krise die Diktaturen gestürzt wurden, haben

die Studenten sich nicht beruhigt, sondern vielfach an den sozialistischen und revolutionären Bewegungen jener bewegten Jahre mitgewirkt. Wir dürfen darin nicht nur einen Ausdruck der politischen Unruhe überhaupt sehen, sondern zugleich der Krise in der südamerikanischen Bildung. Deren Vorbild ist — und muß sein — die gründliche wissenschaftliche Schulung wie in Europa. Daneben steht jedoch verlockend die rasche technische Ausbildung, das Vollstopfen mit einem gerade ausreichenden Wissen, mit praktischer Ausbildung in der Wirtschaft oder in der Verwaltung. Beides widerspricht der alten südamerikanischen Vorstellung einer gründlichen geistesgeschichtlichen Ausbildung ohne besondere Betonung der Naturwissenschaften und ohne den Willen, den zweifelnden und kritischen Forscherdrang zu wecken. Die Hauptsäulen der kolonialen Bildung waren Theologie und Jurisprudenz, daneben noch die Geschichtswissenschaft. Das ist eine Welt, die sehr stark im Formalen steckenbleibt und in ihm seine Vollendung findet.

Jetzt soll die angewandte Wissenschaft in den Vordergrund treten. Bei der Medizin ging das am leichtesten, weil darin die europäische Schule, vor allem die deutsche, ohne weiteres übernommen werden konnte. Auch Europa sah sich gezwungen, seine Medizin auf neuen Erkenntnissen ohne Anlehnung an die geschichtlichen Überlieferungen neu aufzubauen. Der Anschluß an die Neue Welt war daher leicht, weil nirgends alte Vorurteile mehr im Wege standen. So nimmt heute Südamerika in der Medizin eine beachtliche Stellung ein. Nicht nur haben die praktischen Ärzte einen hervorragenden Ruf, sie haben auch nach gründlicher wissenschaftlicher Schulung in Europa und Nordamerika manchen Beitrag zur modernen Medizin erbracht, wenn sie auch nicht wagen können, neben den Forschungsstätten Europas und des materiell sehr viel gesicherteren Nordamerika bestehen zu können. Die hervorragendsten medizinischen Forscher gehen daher ins Ausland, um an den sehr viel reicher ausgestatteten Forschungsstätten eine bessere Arbeit zu leisten. Zugleich ist jedoch der Strom europäischer und nordamerikanischer Gelehrten sehr groß, die nach Südamerika gehen, sei es um dort zu lehren, sei es um neue Erfahrungen und Kenntnisse zu sammeln.

Ein solcher Austausch ist bei den Naturwissenschaften in sehr viel geringerem Umfange möglich. Es fehlt in Südamerika das Betätigungsfeld für wissenschaftliche Forschungen, und so gewöhnt sich der Südamerikaner daran, die fertigen Erkenntnisse vom Auslande zu beziehen. Er bleibt Schüler, ohne den Willen, selbst zum Meister zu werden. Im Jahre 1928

unternahm Chile den Versuch, den wissenschaftlichen Betrieb Europas für seine Hochschulerziehung zu übernehmen, aber sehr bald setzten sich diejenigen durch, die darin eine Vergeudung der beschränkten Kräfte des Landes sahen. Die Folge ist, daß auch in der Technik Südamerika sich ausschließlich als Nutznießer fremder Errungenschaften, nicht als Mitkämpfer auf dem Gebiet der menschlichen Forschung, betrachtet. Die Zeiten der sprunghaften technischen Entwicklung, die es in Nordamerika meist recht unvollkommen ausgebildeten Technikern erlaubte, bahnbrechende Erfindungen zu machen, ist wohl vorbei, so daß es mit dem genialen Erfinder, der aus dem Nichts erfindet, vorüber zu sein scheint. Die gründliche wissenschaftliche Schulung, die den Ruf der deutschen Industrie und Technik gesichert hat, fehlt jedoch vorläufig noch in Südamerika. Sie wird aber kommen, sobald die Industrie nicht nur die Forderungen, sondern auch die Möglichkeiten gründlicher Ausbildung schafft. Die technischen Mittelschulen bestehen ja erst seit wenigen Jahrzehnten, und sie sind in den letzten Jahren immer mehr verbessert worden. Von ihnen wird die Neubildung der südamerikanischen Geistigkeit ausgehen.

Sehr viel schwieriger ist die Lage der Geisteswissenschaften. In ihnen haben die Südamerikaner stets recht beachtenswerte Leistungen vollbracht. Bereits die ersten Conquistadoren haben sich als Chronisten ausgezeichnet, und bis heute hat die Geschichtswissenschaft in Südamerika eine hohe Stellung eingenommen. Ebenso ist die Rechtslehre sehr entwickelt gewesen und geblieben. Aber eine Auffassung der Geisteswissenschaften, wie sie in Südamerika herrscht, entspricht nicht immer der europäischen, vor allem der deutschen. Sie nähert sich schon eher der französischen, wie auch das Recht deutliche Anlehnungen an den Code Napoléon aufweist. Das Formelle steht im Vordergrund, die forschende Kritik tritt zurück. Jetzt soll diese Welt von einem neuen Geiste erfüllt werden. Südamerika ist sich bewußt, in eine große geistige Krise eingetreten zu sein.

Nicht die Formen sollen entscheiden, sondern das Leben. „Dynamik" ist die Forderung, die von der Jugend erhoben wird, und zwar nicht erst seit der großen Wirtschaftskrise. Was vermögen die Geisteswissenschaften alten Stils hierbei der Jugend zu geben? Die Universitäten sind nur noch zum Ausbilden von Staatsbeamten da, ist ihre laute Klage. Wer bei den Prüfungen versagt — und bei dem großen Andrang und den wenigen offenen Staatsstellungen muß die Mehrzahl versagen —, ist für das Leben verdorben. Er sinkt hinab in das Geistesproletariat, das nun einen gefährlichen Hefeteig mit Halbbildung und revolutionären Ideen abgibt. Die

philologische Fakultät bildet nur Schulmeister aus, die juristische nur Richter und Advokaten. Was die Jugend nicht erhält, ist die Bildung, um sich im veränderten Leben zurechtzufinden. Die Folge ist, daß an die Stelle der Bildung die Politik tritt, und zwar die Parteipolitik.

Ein Sonderleben führen die schönen Künste. Der Einfluß Europas ist unverkennbar, er wird noch unterstrichen durch die zahllosen Südamerikaner, die vor allem in Paris ihre künstlerische Ausbildung erfahren haben. Dennoch läßt sich sagen, daß von der Kunst her zuerst die Auflockerung der südamerikanischen Geistigkeit kommt. Das drückende Gefühl einer Unterlegenheit, des hilflosen Nachbetens fremder, überlegener Weisheiten und der Nachahmung ausländischer Formen beginnt einem stärkeren Selbstbewußtsein Platz zu machen. Es ist verständlich, daß dieses Besinnen auf die eigenen Werte bei der Sprache beginnt. Die Poesie ist immer in Südamerika gepflegt worden, von ihr geht auch heute eine sehr starke nationale Kraft aus. Dabei fühlt sich Spanisch-Amerika einschließlich Mexikos und Cubas als eine Einheit. Ruben Dario oder die Dichterin Gabriele Mistral werden von ganz Spanisch-Amerika anerkannt und als Eigentum angesehen.

Von der Poesie geht der Wille aus, etwas Eigenes, Bodenständiges zu schaffen. So groß die Leistungen des einen oder anderen Naturwissenschaftlers oder Arztes oder Technikers auch sein mögen, er steht in der allgemeinen Entwicklung, ist Schüler Europas und sucht in diesem Erdteil die Anerkennung. Der Dichter will zunächst nur auf die Menschen gleicher Muttersprache wirken. Die Übersetzungen werden niemals den ganzen Zauber der Verse oder der Sprache wiedergeben können. Deswegen hat die Poesie zuerst die Bindungen an Europa abgeworfen. Sie sucht den südamerikanischen Menschen, um das Erbe der Vergangenheit weniger in den überlieferten Formen als im Blut der Ahnen zu suchen. Dabei wird die rote Rasse zum tragenden Problem.

Wir können in Spanisch-Südamerika von der Wiedergeburt des Indianers sprechen, also gerade desjenigen Bevölkerungsteils, der moderne Technik am stärksten ablehnt. Gewiß liegt darin ein Versuch der Dichtkunst, sich aus der unerbittlichen Notwendigkeit zu lösen, die Südamerika zur Übernahme der europäischen und nordamerikanischen Technik zwingt. Zugleich jedoch werden die Kräfte aufgeboten, die noch in der Lage sind, diese Technik zwar zu benützen, sich ihr aber nicht zu unterwerfen, um ihr so aus einer ganz anderen Welt heraus etwas Neues entgegenzustellen.

Der Gleichmut, mit dem der Indianer die Wechselfälle des Lebens

betrachtet, seine Unbekümmertheit um die materiellen Werte und die Geduld, mit der er auch harte Schicksalsschläge zu ertragen versteht, sollen ihn zum Vorbild für diejenigen machen, die den Kampf gegen die technische Welt mit den großen Gewinnen und der seelischen Unrast der Großstädte auf ihre Fahne geschrieben haben. In dieser Darstellung wird der Indianer zum wirklichen Sozialisten, zum Gegner des kapitalistischen Gewinnstrebens, zum Träger der Gemeinschaftsordnung. Der einfache Mensch, den die Großstadt noch nicht in ihren Bann gezogen hat, der noch frei durch die Pampa zieht, ist der Gegenstand etwa der Romane von Hugo Wast und anderer argentinischer Dichter. Der Indianer in dieser Gestalt reiner, unverbildeter und unverdorbener Menschlichkeit ist heute zum großen Vorbild fast der gesamten Literatur Spanisch-Südamerikas geworden. Ihm steht der Gewinnmensch gegenüber, der Börsenspekulant oder der Ausbeuter der Bergwerke, oder der Genußmensch, der Großstädter, der von den Ideen der Französischen Revolution angekränkelt worden ist.

In diesem Bemühen, den Indianer zur Idealfigur zu machen, läßt sich der Wunsch erkennen, auf geistigem Gebiet die Einheit Spanisch-Südamerikas zu schmieden, die ihm politisch wie biologisch fehlt. In der Kolonialzeit bildete die katholische Kirche die große Klammer, die die weißen wie die roten wie die schwarzen Bewohner zu einer Einheit zusammenfaßte, wenn auch diese geistige Einheit sich im sozialen Leben nicht widerspiegelte. Entscheidend für das geistige Leben Südamerikas ist der Umstand, daß die katholische Kirche diese Kraft verloren hat. Das heißt nicht, daß ihr Einfluß geringer geworden wäre, aber die Einheit, die Rom zu geben vermochte, genügt heute nicht. Der gemeinsame Kirchgang, noch dazu in streng geregelter Gesellschaftsordnung, ersetzt nicht den Geist der Gemeinschaft, der in anderen Ländern aus dem völkischen Gedanken erwächst. Der Gedanke, die Einheit auf sozialem Gebiet herzustellen, etwa durch sozialistische Versuche, ist wohl durchweg aufgegeben worden, soweit er vorübergehend während der Krise etwa in Chile oder in revolutionären Umtrieben in Buenos Aires oder in Montevideo angestrebt wurde.

Es bleibt der Kampf um einen gemeinsamen geistigen Lebensinhalt, der stark genug wäre, die Unterschiede von Rasse und sozialer Stellung auszugleichen. Theoretisch gibt es in Spanisch-Südamerika keine Rassenunterschiede. Die Staatsbürger sind alle gleich. Nur im gesellschaftlichen Leben gibt es die Trennungsstriche, und auch dort werden sie sozial und

nicht biologisch gezogen. Bis in die höchsten Staatsstellungen dringen Männer mit indianischem Blute vor. Aber es ist selten, daß ein reinrassiger Indianer die Kraft aufbringt, in der ihm fremden Welt der Weißen sich geistig so durchzusetzen, daß er derartige Leistungen vollbringt. Dafür kann er sich auf einem Gebiet bewähren, wo nicht die Vernunft und der Verstand, sondern vor allem der Charakter entscheidet. Das ist die Armee.

Im Mittelalter gab es außerhalb des Adels nur eine Aufstiegsmöglichkeit, das war die katholische Kirche. Das Heer war als Ritterheer noch ganz auf den Adel eingestellt, und in Preußen überwog der Adel noch bis zu den Napoleonischen Kriegen. In Südamerika hat von den Unabhängigkeitskriegen an das Heer den Begabten aus allen Volksschichten einschließlich der Farbigen die Aufstiegsmöglichkeiten in die Macht geboten. Simon Bolivar war noch adliger Abkunft, sein General und Nachfolger in Venezuela, Paez, war einfachster Herkunft, wenn auch weißer Rasse, und ist nur durch seine militärischen Tugenden aufgestiegen. Aber dieser Aufstieg vollzieht sich nicht in der Verschmelzung der verschiedenen Bestandteile der südamerikanischen Bevölkerung, sondern in der Übernahme einiger weniger aus den unteren Schichten in die herrschenden Kreise. Die geistige Aufgabe Südamerikas besteht darin, nicht den sozialen Weg aus der einen Schicht in die andere zu ermöglichen, sondern eine gemeinsame Ebene zu schaffen, auf der die verschiedenen Schichten sich zur Gemeinschaft zusammenfinden können.

In der Politik erscheint das leichter möglich als im Geistigen. Die bereits erwähnte Bewegung der Apra in Peru oder der „Volksfront" in Chile, die mit der europäischen Volksfront nur den Namen gemeinsam hat, oder die Radikale Partei in Argentinien erheben bereits den Anspruch, das Ideal der Volksgemeinschaft in der Theorie verwirklicht zu haben. Es ist jedoch bei der Theorie geblieben. Und Theorie ist in der Politik nur wenig. Dort jedoch, wo die Theorie notwendig wäre, im Geistesleben, ist die Einheit der Nation nicht gefunden worden. Allerdings ist die Aufgabe auch sehr schwierig.

Der Südamerikaner sieht in Europa immer noch das unerreichbare Vorbild. Seine besten Kräfte, die vielleicht mit Europa wetteifern könnten, gehen selbst hinüber nach Europa und kommen zurück mit der Überzeugung, daß Südamerika diesen Vorsprung niemals einholen werde. Die Folge ist ein vielfach übersteigertes Bild der Alten Welt und ihrer wissenschaftlichen und künstlerischen Leistung, ein Bild, das jeden Mut und jede Kraft zum Wettbewerb lähmt. Eines erscheint sicher, daß der geistige

Fortschritt Südamerikas nur in Anlehnung an das europäische Vorbild erreicht werden kann, und darin liegt der erste Fehler.

Das gesamte Schulwesen und die Bildung sind nach europäischen Grundsätzen aufgebaut,Grundsätzen, die dem Indianer wenig zu geben vermögen. Es erscheint unsinnig, wenn im vierten Jahrzehnt des zwanzigsten Jahrhunderts noch die Gedanken der Französischen Revolution und die Ideale der Demokratie und der Menschenrechte Grundlagen einer Erziehung in einem Lande sind, in dem es niemals Demokratie und Menschenrechte gegeben hat. Die anderen Werte jedoch, die der Südamerikaner aus seiner eigenen Geschichte schöpfen könnte, das sehr früh entwickelte Bewußtsein sozialer Pflichten, das den Demokratien häufig fremd ist, die Treue des Indianers zu seinem Herrn, Mut und Tapferkeit und Genügsamkeit — das alles wird durch die gewaltsame Ausdeutung Europas zurückgedrängt. Das festzustellen ist um so wichtiger, weil Europa selbst in den letzten Jahrzehnten Bewegungen gesehen hat, die in ihren Idealen und Zielen der südamerikanischen Welt der Conquistadoren und Pioniere sehr viel näher stehen als der westlichen Demokratie.

Südamerika kann nur in einer hierarchischen Welt seine Einheit finden. Die katholische Kirche bot diese Einheit in der Kolonialzeit auf geistlichem Gebiet. Die Demokratie sollte sie auf politischem Gebiet bieten, aber daran ist sie gescheitert. An ihre Stelle ist im Leben die Diktatur getreten, sei es die des Militärs, sei es die einzelner hervorragender Persönlichkeiten, sei es bestimmter aristokratischer Klüngel. Als Mantel blieb jedoch die Demokratie, weil es kein Vorbild gab, um die tatsächlich vorhandene und unvermeidliche hierarchische Ordnung in verfassungsmäßige Formen zu prägen. Die Monarchie war unmöglich, weil es nie mehr seit den Tagen der Inca eine herrschende Dynastie in Spanisch-Südamerika gegeben hat. Das Kaiserreich in Brasilien und das kurzlebige in Mexiko waren nicht gerade dazu angetan, zur Nachahmung zu reizen.

Es genügt nicht, daß ein Mann die Macht an sich reißt und nun tatkräftig regiert; er muß auch die Menschen mit seinem Geiste erfüllen, will er sie zur Mitarbeit heranziehen. Auf rassischer Grundlage, etwa durch die Anerkennung der biologischen Überlegenheit der weißen Rasse allein ist das nicht möglich. Deren Herrschaft ist sowieso eine Tatsache. Es fehlt die innere Überzeugung der Indianer und Mischlinge, daß der sich daraus ergebende Zustand zu ihrem Vorteil ist und deswegen auch von ihnen selbst mit aller Kraft angestrebt und verteidigt werden soll. Durch die Verknüpfung der politischen Macht mit der finanziellen Stellung wird das

Problem weiter verwirrt. Die Welt des Kapitals, der materiellen Gewinne und der schrankenlosen Selbstsucht, die Welt der Hafenstädte und des ausländischen Lebenszuschnitts hebt sich nur um so schärfer von der Welt des kolonialen Südamerika mit seiner patriarchalischen Zusammenarbeit in festen, geregelten Formen ab.

Betrachten wir die geistige Haltung Südamerikas von diesem Standpunkt, so werden uns die zahlreichen Revolutionen und Umstürze verständlich. Sie sind der notwendige Ausdruck des politischen Kampfes in einer Welt, die landfremden und verschwommenen Idealen nachjagt und daher immer wieder in Zwiespalt mit den unerbittlichen Tatsachen der Wirklichkeit gerät. Simon Bolivar hat einmal das Wort gesprochen, daß Südamerika regieren den Ozean pflügen heiße. Daraus spricht die müde Resignation eines Mannes, der vergeblich die Ideale der Demokratie und der Freiheit im Sinne der Französischen Revolution einem Erdteil aufzwingen wollte, der von den schärfsten Gegensätzen der sozialen und biologischen Grundlagen gekennzeichnet wird. Er selbst hat die Diktatur ausrufen wollen, um sich gegen die Widersacher durchzusetzen, die aus dem Begriff der Freiheit das Recht auf Auflösung der gesetzlichen Bande ableiteten, die den Staat zusammenhielten.

Es erscheint eigenartig, daß gerade Südamerika, das eine so durchgebildete hierarchische Ordnung sowohl in der Kirche wie im Sozialleben besitzt, die Demokratie und nicht ein autoritäres System zur Grundlage seiner Verfassung gemacht hat. Das ergibt sich jedoch aus der einseitigen Überschätzung Europas, die durch den Aufstieg Nordamerikas nicht richtiggestellt werden konnte. Es gab in Südamerika wohl zahllose Revolutionen, tatsächliche Auflehnungen gegen die Demokratie und ihre parlamentarische Regierungsform. Es gab jedoch keine geistige Revolution. So blieben die Revolutionen in der Form des Putsches, des militärischen „Pronunciamiento" stecken. Hier ergibt sich die große Aufgabe für das geistige Südamerika.

Die Einheit kann erst geschaffen werden, wenn das Verhältnis der Rassen und Klassen auf einer neuen Ebene geklärt ist, nicht in der Freiheit und Gleichheit, sondern in der Ausrichtung auf einen neuen geistigen Lebensinhalt. Große Möglichkeiten bieten sich da. Das „Volk" im europäischen Sinne der blutsmäßigen Einheit tritt zurück gegen die Geschichte und die überkommene Aufgabe, das Land, dieses weite, zukunftsreiche, schöne und vorläufig noch fast menschenleere Land zu erschließen und den Menschen dienstbar zu machen. Dem Besucher aus Europa mag das eigenartig vorkommen, daß in Südamerika das Land stärker ist als der Mensch.

Es ist nicht dazu da, um einem Volk auf zu engem Raum, auf überlasteter Scholle den Lebensunterhalt zu gewähren, sondern der Mensch ist dazu da, um dieses Land in Kultur zu nehmen.

So haben bereits die ersten Conquistadoren ihre Aufgabe gesehen. Von diesem Gedanken wurden auch die europäischen Einwanderer gepackt, wenn sie in den Urwald oder das Hochgebirge oder die endlosen Steppen kamen, die nun ihre neue Heimat werden sollten. Das Land ist wichtiger als der Mensch, das ist das Leitmotiv nicht nur der überwiegenden Mehrzahl der Romane und Erzählungen, der Kunstwerke und Dichtungen, es liegt auch der Einschätzung des Indianers nicht als eines besonderen Menschentyps, sondern als eines Bestandteils des heimatlichen Bodens zugrunde. Wir können als Vergleich vielleicht heranziehen, wie auch dem europäischen Bauern vielfach der Hof wichtiger ist als die eigene Person und die Familie. Auch für den deutschen Bauern gilt das Wort, daß der Boden mehr ist als der Mensch.

Man braucht nur zu beobachten, mit welcher Inbrunst der Südamerikaner von seinem Lande, der Republica Argentina, von Chile oder Peru spricht, mit welcher Begeisterung er sich für dieses sein Land einsetzt und mit welcher Geringschätzung er häufig im gleichen Atemzug von seinen Landsleuten spricht, deren Fehler er sich offen eingesteht, weil er sie als seine eigenen empfindet. Aber das Land, das ewige, unveräußerliche Land erscheint ihm als etwas, das völlig losgelöst ist von der jeweiligen Staatsform, von den Bewohnern oder den Formen des Lebens. Das Land ist keine fertige Tatsache, die man hinnimmt, sondern eine Aufgabe, die es zu lösen gilt.

Der Indianer und Mischling soll in das gesellschaftliche und politische Leben eingebaut werden. Er soll zugleich am geistigen Weltbild mitarbeiten. Er soll nicht mehr rein passiv am öffentlichen Leben teilnehmen, sondern selbst mitschaffen. Dazu muß jedoch das geistige Leben so umgestaltet werden, daß er es verstehen kann. Daß dies keine unmögliche Aufgabe ist, zeigt der Wandel in den Volksfesten. Noch vor wenigen Jahrzehnten waren die nationalen Feiertage eine Angelegenheit der herrschenden Schicht. Sie bot dem Volk die große Parade und meist ein großartiges Feuerwerk. Selbst nahmen jedoch die breiten Volksmassen nicht teil. Sie blieben Zuschauer, und darin drückte sich ihr Verhältnis zum geistigen und öffentlichen Leben Südamerikas aus. Heute ist das anders. Die Volksmassen wachsen sichtlich von Jahr zu Jahr in den Staat hinein, betrachten ihn als ihr eigen und fühlen sich durch die Feste ihrer Geschichte

in ihrem Staatswillen bestätigt. Diese Wandlung wird sich auch im geistigen Leben durchsetzen.

Zunächst lösen sich allerdings die alten Formen auf, ohne daß etwas Bodenständiges entsteht. Im Gegenteil tritt an die Stelle der überlieferten Lebenshaltung eine ausländische, vor allem nordamerikanische Lebensweise. Das drückt sich bereits in Äußerlichkeiten aus. Das alte große spanische Haus mit den hintereinanderliegenden Höfen und den zahllosen Zimmern, die Platz für alle Mitglieder der Großfamilie boten, wird ersetzt durch das moderne Wohnhaus mit wenigen, kleinen Zimmern, dafür mit Blick ins Freie. Der Garten wird um das Haus gelegt, während bisher das Haus ihn einschloß. Er wird zum Ziergarten, während er bisher Teil des Wohnraumes war. Die Folge ist, daß die Großfamilie sich auflöst. Es ziehen nicht mehr die verheirateten Kinder zu den Eltern, sondern gründen einen eigenen Hausstand. Sie sehen sich damit größeren finanziellen Belastungen ausgesetzt und können auch nicht mehr ein Mitglied der Großfamilie, das Unglück hatte, in ihren Familienkreis aufnehmen.

Nicht nur die großzügige Gastfreundschaft für jeden Gast, woher er auch kommen mochte, sondern auch die Verpflichtung gegenüber den Geschwistern leidet unter dem modernen Lebenszuschnitt. Das zwingt zum Sparen, um einen gesicherten Lebensabend zu haben, während bisher diese Verpflichtung auf den Schultern der Großfamilie lastete. Während bisher die Menschen in Südamerika ruhig und glücklich, wenn auch bescheiden, im Rahmen ihrer Möglichkeiten lebten, werden sie jetzt von Sorge und Unrast erfüllt. Was wird das Schicksal bringen? Diese Frage erschien noch vor wenigen Jahrzehnten überflüssig. Irgendwie würde sich schon alles einrenken. Das Leben war billig, jederzeit stand das Haus eines Verwandten offen. Im Augenblick, da die Menschen auf ihre eigene Kraft zurückgeworfen werden, können sie nicht mehr in Ruhe der Zukunft ins Auge sehen.

Gewiß werden wir in dieser Entwicklung erst Anfänge sehen dürfen, die sich in den großen Städten durchzusetzen beginnen und das flache Land noch nicht erfaßt haben. Aber es wäre falsch, die Augen vor der Tatsache zu verschließen, daß diese Bewegung nicht mehr aufzuhalten ist. Das innere Verhältnis der Familienmitglieder hat sich noch stärker gelockert als der äußere Zusammenhalt. Das Streben geht nach besserem Leben, nach größerem Einkommen, um entsprechend auftreten zu können, und in dem damit entfesselten Eigennutz verbrennt die Zusammengehörigkeit der Blutsverwandten.

Vielleicht hat das Automobil den stärksten Ansporn zu dieser Ent-

wicklung gegeben. Es verkörpert den modernen Drang ins Weite, heraus aus dem Schoße der Familie. Es läßt sich auf Raten kaufen, so daß die Zukunft vorweg verpfändet ist und kein Platz mehr für die Sorge für die Angehörigen bleibt, wenn diese Unglück haben. Um die fälligen Wechsel des Autokaufs zu decken, muß der Mann arbeiten. Er kann nicht mehr in Ruhe abwarten, daß die Ernte heranreift und auch ihm seinen Anteil abwirft. Zugleich steigen die Steuern. Bis zum Weltkrieg gab es keine direkten Steuern in Südamerika. Erst nach dem Kriege reichten die Einnahmen aus den Einfuhr- und Ausfuhrzöllen nicht aus, um die erhöhten Bedürfnisse der Staaten zu decken. Und nun kamen die Steuern der Alten Welt: Einkommensteuer, Vermögenssteuer, Umsatzsteuer. Es kamen die Sozialversicherungen und die Abzüge von Gehalt und Lohn. Es kamen die Versuchungen, Geld auszugeben, nicht nur für die Reichen, sondern auch für die breiten Massen. Nordamerika brachte neben dem Auto das Kino und den Rundfunk. Der Lebensstandard stieg, aber es stiegen zugleich die Sorgen und Lasten des Familienvaters, so daß in ihm der Wille schwand, für die Großfamilie alten Stils zu sorgen, die häufig fünf, sechs und mehr Kleinfamilien umfaßte.

Der Südamerikaner ist härter geworden. Gewiß hat er nicht die schönen Eigenschaften verloren, die ihn zum angenehmsten Gesellschafter aller Länder machen, die Gastfreundschaft, die Großzügigkeit, die herzliche Teilnahme und grenzenlose Freigebigkeit gegenüber seinen Freunden. Aber er kann diese Eigenschaften nicht mehr schrankenlos walten lassen, er darf nicht mehr jede Berechnung ausschalten als materielle Gesichtspunkte, die eines wahren „caballero" unwürdig sind. Das kann der Bettler, der nicht an das Morgen zu denken braucht, weil es ihm dann sicher nicht schlechter gehen kann als heute. Der Südamerikaner von heute muß stärker maßhalten und überlegen als früher, aber er beharrt noch bei dem Grundsatz, daß er durch diese materiellen Erwägungen sich seinen Lebenszuschnitt nicht verkümmern läßt.

Diese Haltung wird ihm von Ausländern häufig als Mangel an Gewissenhaftigkeit ausgelegt, als sträfliche Sorglosigkeit, ja sogar als Leichtsinn. Bei der im Grunde stets ernsten, ja manchmal an das Melancholische grenzenden Lebenseinstellung des Südamerikaners, in der der indianische Einschlag sichtbar wird, ist dieser Vorwurf sicher falsch. Nicht Leichtsinn läßt den Südamerikaner für seine Verwandten und sogar für seine Freunde das letzte hergeben, sondern der Wille, sein Seelenleben nicht durch die Sorgen ums tägliche Brot, durch das Hasten und Streben der modernen

Welt nach äußerem Gewinn und falschem Schein verkümmern zu lassen. Die große Gleichgültigkeit gegenüber materiellen Erwägungen ist nicht Ausdruck der Nichtachtung, im Gegenteil läßt sich der Südamerikaner in der Hochachtung vor äußerem Erfolg nicht übertreffen, sondern das Wissen um die Werte des Innenlebens, der inneren Freiheit, der Unabhängigkeit von der äußeren Stellung. Nur ein starker, in sich ruhender Charakter kann diese innere Unabhängigkeit erringen, die ihn leichten Herzens äußere Ehrungen ausschlagen läßt, wenn sie mit dem Verzicht auf die geistige Freiheit verbunden sind. Das hat das Verhalten führender südamerikanischer Persönlichkeiten in den revolutionären Wirren bis in die Gegenwart hinein immer wieder bewiesen.

Jetzt bleibt noch eine Frage: Wie verhält sich die südamerikanische Frau zu dieser neuen Zeit? Sie wird am stärksten davon berührt. Sie tritt ziemlich unvermutet aus der starken Abgeschlossenheit spanischen, ja fast arabischen Lebens in die moderne, von Nordamerika her bestimmte Welt. Noch vor dem Weltkrieg konnte sie abends kaum allein über die Straße gehen. Jetzt ist sie frei. Sie darf in der Öffentlichkeit sich frei bewegen, rauchen, Sport treiben und mit dem starken Geschlecht auf allen Gebieten wetteifern. Die Universitäten werden überwiegend von Studentinnen besucht, die sich für das Lehrerinnenexamen vorbereiten. Selbst im Beruf treten sie hervor. Die Industrie hat sie in großen Scharen angestellt, und seit der Krise in den dreißiger Jahren dringt sie auch in den kaufmännischen Unternehmungen als Büroangestellte vor. Es wird nicht mehr lange dauern, so wird die Frau in Südamerika eine ähnliche Stellung in der Öffentlichkeit einnehmen wie in Europa und USA. Wird sie auch innerlich sich nach diesem Vorbild formen?

Es ist nicht leicht, heute, während die Dinge noch im Flusse sind, bereits ein abschließendes Urteil abzugeben. Dennoch kann gesagt werden, daß in der Südamerikanerin zu starke Kräfte des Eigenlebens stecken, als daß sie nun ganz dem ausländischen Muster zum Opfer fallen wird. Sie hat es bisher verstanden, sich in der neuen Welt gut zurechtzufinden, besser als der Mann, indem sie die äußeren Formen übernahm und innerlich unverändert blieb. Sie wurzelt zu stark im Haus und in der Familie, als daß die Veränderungen in der großen Welt sie so tief berühren könnten wie den Mann. Ihre feste Burg ist ihr Haus und sind die Kinder, deren Segen heute noch das Glück der Familie ausmacht. Wenn in Südamerika von kinderreichen Familien gesprochen wird, so sind das Ehen, aus denen vierzehn, fünfzehn und mehr Kinder entsprossen sind. Familien mit zehn Kindern sind fast die Regel, wenn auch nicht alle die Volljährigkeit erreichen.

Gewiß legt heute die Zerschlagung der Großfamilie ein beachtliches Hindernis vor einen derartigen Kindersegen. Aber sicher wird die Südamerikanerin den Weg finden, der ihr auch unter den veränderten Verhältnissen die Beibehaltung ihrer inneren Lebenseinstellung ermöglicht.

Die Frau ist es auch, die berufen ist, in Südamerika den Weg zur geistigen Einheit der Nation zu finden. Die Frauen waren in der Kolonialzeit häufig indianischen Blutes, da die weißen Frauen in der Minderheit waren und erst sehr viel später ins Land kamen. Die Frau hat auch heute noch die Aufgabe, die geistige Brücke zu schlagen. Sie steht als Lehrerin in der Dorfschule auf dem verantwortungsvollsten Posten, und sie füllt ihn mit bewundernswerter Kraft aus. Sie hat auch in der Gestalt der chilenischen Dichterin Gabriele Mistral, die selbst aus dem Lehrerberuf hervorgegangen ist, ihren Willen zur Mitarbeit an der Neugestaltung des geistigen Lebens ausgedrückt.

Im öffentlichen Leben spielen die Frauen eine entscheidende Rolle in der sozialen Fürsorge. Sie haben die sehr weit reichende private Wohltätigkeit fest in ihrer Hand und haben sich bereits als hervorragende Organisatoren erwiesen. Da die Staaten durchweg diese Form der öffentlichen Fürsorge, in die auch religiöse Erwägungen stark hineinspielen, unterstützen, üben die Südamerikanerinnen auf diesem Umwege einen nicht zu unterschätzenden Einfluß aus. Dagegen haben sie sich im Gegensatz zu den Nordamerikanerinnen nur wenig mit der Politik beschäftigt. Sie besitzen nur in beschränktem Umfange ein Wahlrecht. Politik ist Männersache. Diese Überzeugung findet nicht nur in der geschichtlichen Überlieferung, sondern auch in der Form der Politik in Südamerika ihre Erklärung.

IX

Innenpolitik

Es fällt schwer, die Innenpolitik der verschiedenen Republiken Spanisch-Südamerikas auf einige wenige gemeinsame Formeln zu bringen. Die Unterschiede sind genau so groß wie die der äußeren Landschaft oder der wirtschaftlichen Kräfte. Es gibt Worte, die Vorgänge oder Erscheinungen in mehreren Staaten bezeichnen, aber wenn wir genauer hinsehen, so sind die umschriebenen Tatsachen sehr verschieden. Ein Präsident in Venezuela ist etwas anderes als ein Präsident in Argentinien. Selbst wenn wir in dem einen wie im anderen Falle von einer Diktatur sprechen, wie das etwa zur gleichen Zeit vor 1930 von Irigoyen in Buenos Aires und von Gomez in Maracay geschehen ist, so wollen wir nicht vergessen, daß die Stellung der beiden Staatsmänner kaum miteinander verglichen werden konnte. Dennoch wollen wir versuchen, die Grundlinien herauszuschälen, die in allen südamerikanischen Staaten spanischer Sprache die Innenpolitik bestimmen.

Als Spanisch-Südamerika in langen, blutigen Kriegen seine Unabhängigkeit erfochten hatte, war nicht nur Spanien, das Mutterland, besiegt, sondern eine sehr starke politische Richtung, die aus innerpolitischen Gründen sich den „Patrioten“ in den Weg gestellt hatte. Die Entscheidung gebracht hatte nicht nur der Heldenmut der Freiheitskämpfer, nicht nur das Feldherrngeschick von Bolivar, San Martin und Sucre, nicht nur die Opferwilligkeit der Bevölkerung, sondern die Unsicherheit, die durch die innerpolitischen Umwälzungen in Spanien in die Reihen derjenigen getragen worden war, die lange Zeit die Sache der Krone verfochten. Der Bürgerkrieg, den die Unabhängigkeitsbewegung entfacht hatte, war jedoch mit dem Siege von Ayacucho nicht beendet. Man kann fast sagen, daß er damals erst richtig begann.

Mit der Loslösung von Spanien verschwand die Bürokratie, die bisher das öffentliche Leben beherrscht hatte. An ihre Stelle trat die Armee, die vor dem Jahre 1810 so gut wie nicht vorhanden war. Nur Milizen, bessere Schützenvereine, hatten Ruhe und Ordnung aufrechterhalten und die Grenzen gegen äußere Feinde verteidigt. In diesen Milizen hatte der adlige

Großgrundbesitz die unbestrittene Führung. Diese Milizen wurden jedoch bereits in den ersten wichtigen Kämpfen fast durchweg zersprengt und vernichtet, obwohl sie noch die englischen Angriffe auf Buenos Aires mit Erfolg zurückgewiesen hatten. Sie wurden von den wilden Steppenreitern in Venezuela oder den Hochlandindianern in Bolivien oder den ausgebildeten Berufssoldaten in Chile weggefegt. Ein neues Heer mußte ausgebildet werden, und es setzte sich aus den unteren Volksschichten zusammen, denen der Zugang auch zur höchsten Führung eröffnet wurde.

Als die Kämpfe vorbei waren, konnte das Heer nicht an die Stelle der Beamtenbürokratie treten, die mit den Spaniern verschwunden war. Es beanspruchte die Macht, ohne in der Lage zu sein, zu regieren. Die Folge war, daß die örtlichen Gewalten sich von der staatlichen Bindung freimachten und ein Sonderleben führten. An die Stelle des einen großen geeinten Südamerika, das manchem Idealisten damals vorgeschwebt hat, traten die verschiedenen Republiken, und auch sie hatten mit dem Zerfall in Provinzen oder autonome Gebilde zu rechnen. Nicht einmal die Armee war sicher als feste, den Staat zusammenfassende Klammer. Die einzelnen Garnisonen verbanden sich häufig mit den örtlichen Gewalthabern der Provinzen, die sich auf den herrschenden Großgrundbesitz stützten.

Jedes Feudalwesen hat die Neigung, sich in seine Bestandteile aufzulösen. Die Landwirtschaft kennt nicht die von der heimatlichen Landschaft losgelösten wirtschaftlichen Bindungen, die einem Auseinanderstreben hinderlich sind, wie die Industrie, die den Absatz ihrer Erzeugnisse sucht, die Banken, die ihr Arbeitsgebiet über den gesamten Staat ausdehnen, den Verkehr, der alle trennenden Zoll- und Paßgrenzen ablehnt. In Südamerika konnte es auch keine völkische Gemeinschaft geben, die einen Zusammenhang durch die Abwehr ausländischer Angriffe erhielt. Der Chilene des beginnenden neunzehnten Jahrhunderts konnte nicht in dem Bewohner von Mendoza einen Ausländer sehen, da diese Stadt jahrhundertelang zu Chile gehört hatte und erst Ende des achtzehnten Jahrhunderts zu Argentinien gekommen war. Die Grenzen waren noch in Bewegung, und es konnte nur die Frage entstehen, ob sie mehr bedeuten sollten als die Abgrenzung einer lockeren Gemeinschaft von Provinzen.

Der Föderalismus, der die Provinzen zu Bundesstaaten machen wollte, beherrschte in der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts die südamerikanische Politik. Wenn er überwunden wurde, so geschah das nicht so sehr aus theoretischen oder gar wirtschaftlichen Erwägungen als durch die Macht weniger Persönlichkeiten, die sich den auseinanderfallenden

Kräften zum Trotz durchsetzten. Es ist reizvoll, zu beobachten, daß gerade diese Schöpfer der festen und starken Staatsform häufig ursprünglich Anhänger des Bundesstaatensystems waren, wie der argentinische Diktator Rosas in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts. Sie stiegen empor als die Vertreter ihrer Provinz, in der sie wurzelten, siegten über die Verteidiger des Einheitsstaates und rückten so in die Hauptstadt ein, wo sie die Macht übernahmen. Dann waren sie zu starke Persönlichkeiten, als daß sie nicht die gesamten Staatsaufgaben übernommen und gelöst hätten.

So haben die föderativen Elemente eine ähnliche Rolle in Südamerika gespielt wie die ständischen im Europa des siebzehnten Jahrhunderts. Sie sind inzwischen zurückgedrängt worden durch die große soziale und wirtschaftliche Entwicklung, die auf eine Zusammenfassung aller Kräfte in einem Staate drängt. Sie haben deswegen ihre Bedeutung für die innere Politik in Südamerika nicht verloren. Die großen politischen Parteien, die nach ihrem Programm weltanschaulich ausgerichtet sind — auch hier in Anlehnung an das europäische Vorbild — haben ihre Hochburgen und sind sehr stark von Bezirken und örtlichen Gewalten abhängig.

Am wenigsten trat das während der Herrschaft der Radikalen Partei in Argentinien hervor, da diese Partei die verschiedensten Elemente in sich schloß. Wir brauchen jedoch nur zu verfolgen, wie die Radikale Partei in der Hauptstadt Buenos Aires groß geworden ist, wie sie sich zunächst als Vorkämpferin der Hafenstadt gegen die politische Machtstellung der Provinz gefühlt hat, um zu verstehen, daß sie auch heute noch sehr stark die Gesichtspunkte bestimmter Kreise der großen Hafenstadt vertritt. Inzwischen haben allerdings die Sozialisten sich zu Wortführern der arbeitenden Schichten der Hauptstadt aufgeschwungen, während ein nicht unbeträchtlicher Teil der Großgrundbesitzer der Umgebung zu den Konservativen übergegangen ist. Das trat deutlich bereits am Vorabend der Revolution von 1930 hervor und hat sich in den folgenden Jahren weiter verschärft, so daß heute die Radikale Partei Stimmführerin einiger Provinzen des Inneren geworden ist, gegen die sich ursprünglich die Gründung der Radikalen Partei richtete.

Deutlicher können wir die Verbindung von Partei und Provinz in Chile erkennen. Das Längstal zwischen der Hauptstadt Santiago und Chillan ist der Sitz der Konservativen Partei, das Tal des Aconcagua-Flusses, das im Norden anschließt, gilt als Hochburg der Liberalen, während der Norden radikal, ja sogar sozialistisch ist. Der Süden, von der alten Indianergrenze am Biobio bis Puerto Montt, wird von der Radikalen Partei beherrscht,

wobei ausschlaggebend der Gegensatz zur Hauptstadt Santiago wie zum konservativen und katholischen Längstal ist. Die europäischen Einwanderer, darunter die zahlreichen und angesehenen Deutschen, spielen dabei eine nicht unbeträchtliche Rolle, wie aus den vielen deutschen Namen der Senatoren dieses Gebietes seit Jahrzehnten deutlich hervorgeht.

In Peru wird die Innenpolitik beherrscht durch den Gegensatz der regierenden Küste zu dem Großgrundbesitz und dem indianischen Hochgebirge. Dazu kommt die Spannung, die zwischen Lima und Arequipa im Süden besteht, während das östliche Tiefland im Amazonas-Becken für die Innenpolitik ausfällt. In Ecuador finden wir den noch schärferen Gegensatz zwischen der Hafenstadt Guayaquil und der Hauptstadt Quito. Dort die weltweite Handelsstadt, hier die konservative Landstadt, in der der Großgrundbesitz regiert. In Columbien liegen die Hauptsitze des konservativen Gedankens im Süden, im Hochgebirge, vor allem in den Tälern von Popayan und Pasto. So ist der Wechsel von der konservativen zur liberalen Partei nicht nur ein Wechsel zweier Weltanschauungen, sondern zugleich eine Machtverschiebung von einem Teile des Landes zum anderen.

Am wenigsten ausgeprägt ist das vielleicht in Venezuela, weil dort die politische Macht zu fest im Küstengebiet verankert ist, in dem Tal, das sich in geringer Entfernung längs der Küste hinzieht. Eine Machtverschiebung etwa nach dem Westen, von wo die meisten Revolutionen ihren Ausgang genommen haben und von wo auch einmal General Gomez ausgezogen ist, oder vom Süden, den weiten Steppen der Llanos, ist undenkbar, da diese Gebiete wohl den Anstoß zur Machtverschiebung abgeben können, aber zu schwach sind, um selbst die Macht auszuüben. Auch in Paraguay und Uruguay sind die Verhältnisse zu begrenzt, als daß örtliche Gegensätze entscheidend werden könnten.

So beginnt die südamerikanische Innenpolitik zunächst mit dem Gegensatz der einzelnen Landschaft zu der Hauptstadt, dem Wasserkopf, der Regierung, die, weit entfernt, kein Verständnis für die Sorgen der Provinz habe. Diese Klage wird man immer hören, ganz gleich, welche Richtung an der Macht ist. Das Wesen der politischen Arbeit in der Provinz besteht darin, daß die Opposition die Regierung wegen ihrer Mißachtung der örtlichen Belange angreift. Die andere Richtung, deren Führer sich bereits in die Hauptstadt begeben haben, um an der Teilung der Beute beteiligt zu sein, ist in der Abwehr — bis ein Regierungsumschwung, sei es durch Neuwahlen, sei es durch gewaltsame Regierungsänderung, die Rollen wieder vertauscht.

So stark ist keine Partei in einer Provinz, als daß es keine Opposition gäbe. Sie wird nicht bestimmt durch soziale Gegensätze, sondern durch persönliche Beziehungen. Man kann sagen, daß es in jedem Orte zwei Klubs gibt, den konservativen und den liberalen, oder den unionistischen und den radikalen, oder wie sonst die Namen lauten mögen. Der Unterschied ist leicht festzustellen. In dem einen Klub verkehrt der Pfarrer, im anderen nicht. Das hat mit religiösen Fragen nichts zu tun, sondern mit der strengen Ausrichtung des katholischen Klerus von oben, einer Ausrichtung, die ihm noch zur Zeit der Unabhängigkeitsbewegung fehlte. Die Gegenseite sucht daraufhin Anschluß an die Freimaurerei, die gewissermaßen das Gegengewicht zur Organisation der katholischen Kirche abgeben soll.

In diesen Klubs wird Politik gemacht. Das braucht nicht immer Politik im Sinne der parlamentarischen Demokratie zu sein, dort können auch Revolutionen und Militäraufstände vorbereitet werden. Grundsätzlich werden dabei wirtschaftliche Gesichtspunkte, die für die europäischen Demokratien wichtig waren, zurücktreten gegenüber persönlichen. Politik wird nicht getrieben, um weltanschauliche Ziele zu verfolgen, sondern um an die Macht zu kommen. Das war der oberste Grundsatz bis zur großen Wirtschaftskrise. Wir dürfen nicht vergessen, daß bis dahin die Macht des aristokratischen Großgrundbesitzes unangetastet, ja unantastbar schien. Diese Aristokratie war eng miteinander versippt und verschwägert. Der Führer der einen Richtung war der Schwager oder Vetter oder der Schulfreund des Führers der Gegenseite. Es war also etwa ein Verhältnis wie im englischen Parlament mit seinem Gegensatz der Tories und Whigs, wo eine in sich geschlossene gesellschaftliche Schicht, der englische Landadel, sich in der Regierung abwechselte, ohne daß es deswegen zu grundlegenden sozialen Änderungen gekommen wäre. Die Klassenunterschiede, die in Europa das neunzehnte Jahrhundert bestimmten, kamen bei einer derartigen Innenpolitik nicht zur Geltung. Die unteren Bevölkerungsschichten blieben aus der Politik genau so ausgeschaltet wie in der spanischen Kolonialzeit.

Politik im südamerikanischen Sinne ist eine Leidenschaft, keine Interessenvertretung. Es fiel den ausländischen Besuchern auf, daß häufig auf beiden Seiten Personen in den gleichen sozialen Verhältnissen standen, vielfach sogar Verwandte, die sich erbittert bekämpften. Die großen Familien mit ihrem Clan führten die Politik, wobei sich ihnen alle ihre Verwandten und Hintersassen anschlossen, um die feindliche Partei, verkörpert

in einer anderen großen Familie, aus der Macht zu drängen. In der Unabhängigkeitsbewegung Chiles hat etwa die Familie Larrain eine solche Bedeutung erlangt. Wir müssen da an Vorgänge in der italienischen Städtegeschichte denken, etwa an Verona, wo sich die Montecchi und die Capuletti bekämpften. Von dieser alten Auffassung ist noch viel übriggeblieben, wenn sich die Zeiten auch sehr gewandelt haben.

Immer noch stellt der Grundbesitz, richtiger der Großgrundbesitz, die führende politische Schicht in Südamerika. Es ist jedoch nicht mehr die abgeschlossene, ahnenstolze Aristokratie, die ihre Herkunft von den großen Conquistadoren ableitet. Die aufsteigende Schicht der Unternehmer drängt sich mit ihrem in Handel und Gewerbe und noch häufiger an der Börse gewonnenen Reichtum in den Kreis der Großgrundbesitzer hinein. Da es einen Adel im europäischen Sinne nicht gibt, auch keinen Hof, der eine Auslese vornehmen könnte, bleibt der Tatbestand des Grundbesitzes als einziges Kennzeichen der Zugehörigkeit zu dieser Schicht. Gewiß ragen einige Familien über die anderen hinaus, aber das gilt mehr gesellschaftlich als politisch. Die Politik kostet in Südamerika viel Geld, und den Parteikassen ist es lieber, sie zählen reiche Leute zu ihren Gönnern als Männer mit gutem Namen.

In hohem Maße wurden die führenden Persönlichkeiten des Heeres in die Politik hinübergenommen, sei es, daß sie selbst die Macht kraft ihrer Bajonette an sich rissen, sei es, daß sie von einflußreichen Gruppen vorgeschoben wurden. Immer war es ihr Bestreben, so schnell wie möglich durch Grunderwerb, durch Einheirat oder Verschwägerung ihrer Söhne und Töchter in den Kreis des Großgrundbesitzes aufgenommen zu werden. Das begann mit dem ersten Diktator von Venezuela, dem bereits erwähnten Paez, und reicht bis in die Gegenwart. Wenn die Männer vielleicht es noch ablehnen, in die von ihnen vielfach bitter bekämpfte Grundbesitzeraristokratie einzutreten, so sorgen die Frauen und Töchter dafür, daß dieser Widerstand bald schwindet.

Das hat sich erst geändert, als die Politik ein Geschäft wurde. Damit traten hinter die auf der Bühne der Öffentlichkeit handelnden Politiker die Drahtzieher, die Geschäftemacher, die Anleihen besorgten oder unterbrachten, die, ohne selbst politisch tätig zu sein, Geld gaben und dafür zur Belohnung Posten haben wollten. Das konnte erst geschehen, als genügend Reichtum da war, um die Beute zu teilen. Am frühesten finden wir diesen Niedergang der Politik in Argentinien in den achtziger und neunziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts, während in Chile diese

Wandlung erst nach der Jahrhundertwende festzustellen ist. In Peru kam sie sogar ein weiteres Jahrzehnt später.

Das war stets die Periode der großen Korruption, der maßlosen Verschuldung an das Ausland, des Ämterkaufs und der Bestechung. Wir müssen es als ein besonderes Zeichen der inneren Gesundheit des politischen Lebens von Südamerika ansehen, daß diese Periode verhältnismäßig bald eine lebhafte Gegenwehr hervorrief. Sie kam durchweg aus den Kreisen der Jugend, die dem frevelhaften Spiel mit der Zukunft des Vaterlandes und der Nation nicht ruhig zusehen wollte. Sie hatte kaum die Möglichkeit, mit der Waffe des Stimmzettels gegen die Mißwirtschaft anzukämpfen, da die Wahlen von oben her gelenkt wurden. Die Geschichten, die in jener Zeit über die Form von öffentlichen Wahlen in Südamerika umliefen, waren eigenartig genug. Da wurden in Wahllokalen Urnen mit doppeltem Boden aufgestellt, wobei in der unteren Hälfte schon die vorbereiteten Wahlstimmen lagen, so daß die Urne nach dem Wahlakt nur umgedreht zu werden brauchte, um der amtlichen Partei den unbedingten Sieg zu sichern, ganz gleichgültig, wie die Wählerschaft wirklich abgestimmt hatte. Es wurden die Listen gefälscht, indem alle diejenigen ausgeschlossen wurden, die als zweifelhaft oder gar als Anhänger der Opposition galten. Oder es wurden die Wähler, die von weither herbeieilten, am Betreten des Wahllokals mit Gewalt gehindert.

Unter diesen Umständen griffen die Gegner einer verhaßten Regierung zur Gewalt. Sie verbanden sich mit der Armee, oder wenn das nicht möglich schien, weil das Heer zu eng mit der herrschenden Schicht verbunden war, so wandten sie sich an die Flotte, die häufig im Gegensatz zum Landheer stand, oder sie richteten eine Art von Miliz ein, die „Bürgergarde", aus der die Radikale Partei Argentiniens hervorgegangen ist. Nicht unbeträchtlich war der Zulauf, den die Reformpartei aus den Kreisen der europäischen Einwanderer erhielt, die häufig die Heimat verlassen hatten, weil sie mit den dortigen politischen Zuständen nicht zufrieden waren, und die sich in ihrem Reformeifer der Jugend in Südamerika zur Verfügung stellten, weniger als Revolutionäre, als um ihre Fachkenntnisse auf technischem Gebiet dem Neubau ihrer zweiten Heimat dienstbar zu machen.

Die Reformpartei konnte nicht siegen, wenn die drei großen Träger der Politik im neunzehnten Jahrhundert zusammenhielten: Grundbesitz, Kirche und Heer. Diese Zusammenarbeit zerbrach jedoch, als die großen Gewinne die Landwirtschaft veranlaßten, sich auf den gefährlichen Boden der Börsenspekulation zu begeben. Die fremde Welt mit ihren lockenden

Spielgewinnen und dem bösen Erwachen nach den schweren finanziellen Rückschlägen untergrub nicht nur die überlieferte geistige Haltung, sondern zugleich die politische Machtstellung der alten herrschenden Schicht. Die Erhebung der Radikalen Partei in Argentinien konnte zunächst mit Waffengewalt niedergeschlagen werden, dann setzte sie sich ohne Widerstand durch, weil die eingerissenen Zustände von niemandem hingenommen wurden.

In Chile schien die Allianza Liberal unter Alessandri gesiegt zu haben, als die Wahlen des Jahres 1924 ihm nicht nur in der Abgeordnetenkammer, sondern auch im Senat die Mehrheit gaben. Ein halbes Jahr später zwang ihn eine Militärerhebung zum Verlassen des Landes. Als er nach wenigen Monaten zurückgerufen wurde, löste er sich von der Gruppe von Berufspolitikern, die ihn in diese Lage gebracht hatte, und schloß sich der Reformpartei an, die von den Soldaten geführt wurde. Allerdings ist diese Bewegung über ihn hinweggeschritten und hat den General Ibañez auf den Präsidentenstuhl gesetzt.

Unter tatkräftigen Präsidenten wie Leguia in Peru oder Gomez in Venezuela war die Macht der Reformpartei zu gering, um die Umwälzung der Staatsform durchzuführen. Desto tiefer griff die innere Umwandlung unter diesen Präsidenten. Sie selbst stellten sich an die Spitze der Erneuerungsbewegung und führten Reformen durch, von denen sie den Aufschwung des Landes erwarteten. Daß sie dabei nicht immer die richtigen Wege beschritten, ist ein Problem für sich. Es ging ihnen jedenfalls nicht schlechter als den Führern der Reformpartei, die während der Weltwirtschaftskrise ebenso gestürzt wurden wie Leguia, während sich Gomez bis zu seinem Tode an der Macht halten konnte.

Der soziale Abstieg der Landwirtschaft war unabweisbar. Dabei war es gleichgültig, ob die Ernten oder auch nur die Erträge der Landwirtschaft insgesamt stiegen. Ihr innerer Geist wandelte sich. Aus der Versorgung des Binnenmarktes wurde die Erzeugung für die Ausfuhr, die nach kapitalistischen Gesichtspunkten aufgezogen wurde. Das bedeutete einen sehr beträchtlichen Einsatz moderner und kostspieliger Maschinen. Die Verschuldung der Landwirtschaft wurde ein ernstes Problem. Jetzt drängte der reich gewordene Mittelstand vorwärts und vermochte mit seiner überlegenen Kapitalkraft die heimischen Großgrundbesitzer aus ihren Führerstellungen zu verdrängen. Aus den gleichen Gründen nahm der Anteil des ausländischen Kapitals an der landwirtschaftlichen Erzeugung der verschiedenen Länder rasch zu.

Es bedeutete keine Steigerung des Einflusses der Landwirtschaft, wenn etwa der nordamerikanische Bananentrust den Anbau von tropischen Früchten an der Küste des Caribischen Meeres in großem Umfange durchführte oder wenn in Peru die deutsche Familie Gildemeister die größte Zuckerrohrplantage der Welt aufbaute oder in Patagonien auf chilenischer wie argentinischer Seite große Aktiengesellschaften der Schafzucht einen gewaltigen Aufschwung sicherten. Am leichtesten überstand die argentinische Landwirtschaft die politische Krise, weil sie keinen ernsthaften Nebenbuhler weder im Bergbau noch in der Industrie bekam und die Riesenstadt Buenos Aires zu sehr von Ausländern ohne politische Rechte bewohnt war. Aber auch sie spürte die soziale Krise, die die alten Größenverhältnisse der Reichtumsvorstellungen beseitigte und nun mit Kapitalien zu rechnen begann, die noch vor wenigen Jahrzehnten unfaßbar erschienen wären.

Deutlich können wir den Niedergang der Stellung der Landwirtschaft in Chile aus dem Niedergang der konservativen Partei und des Einflusses des Längstales in der Hauptstadt Santiago ablesen, während Valparaiso mit den Banken, dem Handel und dem ausländischen Einfluß dauernd Raum gewann. Der Umschwung kam nicht durch die Wiederbelebung der Landwirtschaft, sondern durch das Wachsen der Industrie, die sich in die Hauptstadt zog. Viel wichtiger noch war die Tatsache, daß nicht die Landwirtschaft die Überschüsse abwarf, auf die sich ein größerer Staatsapparat gründen konnte, sondern der Handel, und zwar ein Handel, an dem die eigentliche Landwirtschaft, nicht die vom ausländischen Kapital künstlich großgezogene Plantagenwirtschaft oder Ausfuhrgütererzeugung, sondern die der Versorgung der Heimat dienende Landwirtschaft, unbeteiligt war. Der Staat mußte, wollte er nicht im großen Zug der Entwicklung in der ganzen Welt und im übrigen Südamerika zurückbleiben, sich stärker auf Handel und Gewerbe stützen und die Landwirtschaft preisgeben.

Die Erkenntnis, daß die Landwirtschaft allein nicht den Oberbau des Staates tragen könnte, daß sie weder die Anforderungen einer größeren Beamtenschaft noch die der Rüstungen tragen könnte, bestimmte die Haltung der Staatsmänner und der Soldaten stärker als die Einflüsse der Parteipolitiker und Geschäftemacher. Der Ruck zur Industrialisierung und zum Welthandel, der die zwanziger Jahre in allen südamerikanischen Ländern kennzeichnet, wird daher getragen vom Willen der Jugend und des Staates, Südamerika die Stellung in der Weltwirtschaft zu sichern, die ihm auf Grund seiner natürlichen Voraussetzungen zukommt. Dieser Wille

hat bis zu einem starken Grade auch die Außenpolitik bestimmt. Selbst die Kirche konnte sich dieser Notwendigkeit nicht entziehen.

Sie stellt den festesten Rückhalt gegen eine Umwälzung der sozialen Verhältnisse auf dem Lande dar. Durch ihre innige Verbundenheit nicht nur mit dem Großgrundbesitzer, sondern auch mit den arbeitenden Schichten, besonders den Indianern, über den Einfluß des Ortspfarrers und der Frauen, konnte sie ausgleichend wirken, wo soziale Spannungen entstanden. Jetzt kamen jedoch die Landarbeiter und stellten Vergleiche mit dem Einkommen des städtischen Arbeiters auf, der unverhältnismäßig besser gestellt schien. Das Arbeitsverhältnis beruhte in den meisten südamerikanischen Staaten noch auf den alten Formen aus der Kolonialzeit. Der Landarbeiter erhielt ein Stück Boden zur freien Bearbeitung und für seine Leistungen auf dem Gut nur eine recht kümmerliche Barzahlung neben der Lieferung von Lebensmitteln und Sachgütern. Auch über diesen geringen Barbetrag konnte er nicht frei verfügen, sondern war gezwungen, ihn in Ladengeschäften auszugeben, die vom Gutsherrn mit Waren beliefert wurden. „Seine Lebensbedingungen sind fast immer erbärmlich", sagt ein guter Kenner, der chilenische Professor Poblete Troncoso.

Eigentümlicherweise entwickelte sich in Südamerika nicht die agrarrevolutionäre Stimmung, die in Mexiko zum Umsturz geführt hat. Das ist zu einem großen Teil das Verdienst der katholischen Kirche, deren Stellung im Gegensatz zu Mexiko nicht erschüttert wurde. Nicht einmal die große Wirtschaftskrise der dreißiger Jahre brachte die Agrarreform, die von vielen als notwendig angesehen wurde. Das lag an dem Umstand, daß die Wirtschaftskrise nicht so sehr den Ackerbau wie den Außenhandel und den Bergbau traf, so daß die Volkswirtschaft in einem sehr viel höheren Maße als früher auf die Landwirtschaft, und zwar die für den Eigenbedarf arbeitende Landwirtschaft, zurückgeworfen wurde.

Die Krise traf vor allem die Reformbestrebungen. Ihre Führer hatten der Nation die Erneuerung versprochen. Sie hatten die Zukunft des Landes vorbelastet im stolzen Vertrauen auf die heimischen Kräfte. Sie hatten einen Beamtenapparat großgezogen, der nun in den Gehältern über das erträgliche Maß hinaus eingeengt werden mußte. Sie hatten Industrien angeregt oder Staatsgelder für Straßen- und Brückenbauten festgelegt, die nun nicht fortgeführt werden konnten. Sie hatten sich gegenüber dem Auslande gebunden und konnten ihre finanziellen Verpflichtungen nicht einhalten. Die Landwirtschaft hatte diese Entwicklung befürchtet. Mit Recht, wie sich jetzt zeigte, und sie sah sich gezwungen, nicht nur die Last der

arbeitslosen Bevölkerung auf sich zu nehmen, sondern auch politisch in die Verantwortung einzutreten.

Es mag oberflächlich klingen, wollte man alle die Umstürze der Jahre 1930 bis 1932 auf die einfache Formel bringen, daß die Landwirtschaft den Staat übernommen habe. Es steckt jedoch ein richtiger Kern in dieser Behauptung. Gewiß ist es nicht ohne schwere Rückschläge und heftige Zuckungen abgegangen. Wir wollen uns jedoch erinnern, daß dem Sturz von Irigoyen in Buenos Aires die Ablehnung der Regierung durch die anläßlich einer Ausstellung versammelte Landwirtschaft vorausgegangen ist, daß in Chile nach den verschiedenen Zwischenstadien der Herrschaft der Radikalen Partei, des sozialistischen Militärregiments und der kommunistischen Aufstandsversuche schließlich die konservative Landwirtschaft sich als die festeste Stütze des Präsidenten Alessandri erwies, der sie einst bitter bekämpft hatte. In Peru folgte auf Leguia die Militärdiktatur, aber je mehr sie sich gegen die revolutionären Ideen des Apristenführers de la Haya stellte, desto mehr sah sie sich gezwungen, engen Anschluß an die landwirtschaftlichen Kreise zu suchen. In Columbien wurde die konservative Richtung durch die Liberalen abgelöst, aber das brachte nicht die grundlegende Abkehr von der Landwirtschaft, sondern mehr eine innerpolitische Wendung weltanschaulicher Art. Die columbianische Reformpartei hatte nicht die hochfliegenden Pläne der Länder mit aufblühender Industrie. In Venezuela zog sich der Präsident Gomez in seinem Alter immer mehr auf die Landwirtschaft zurück, während er die ausländischen Beteiligungen an der Erdölförderung als ein Mittel ansah, die Kapitalbindung des Landes mit dem Auslande zu lösen.

Wie hat sich die Landwirtschaft in der Macht bewährt? Die Aufgabe, die ihr gestellt war, war undankbar. Sie sollte den Überbau beseitigen, der nicht aus der eigenen Kraft erwachsen, sondern vom Ausland mit Hilfe oft hochverzinslicher Anleihen errichtet worden war, um bestimmte wirtschaftliche Pläne zu fördern. Das bedeutete eine ganz ungewöhnliche Einschränkung der Lebenshaltung des Volkes, aber auch der Betätigung des Staates, den Abbau von Heer und Beamtentum, die Einschränkung der öffentlichen Bauten mit der daraus entspringenden Arbeitslosigkeit und den Verzicht auf die großen Pläne, die die Jugend in den zwanziger Jahren entworfen hatte. Es ist verständlich, daß die Bevölkerung nicht immer mit dieser Politik mitging.

Sie sah vielfach nur Schwäche und Mangel an Unternehmungsgeist, wo die Sorge um den Bestand der Nation jede größere Anstrengung als

Das verlangte eine straffe und verantwortungsbewußte Staatsführung. Sie konnte nicht gefunden werden im Parlament, das auch weiterhin von den verschiedenen Meinungen beherrscht wurde und Politik auf die nächsten Jahre und Tage, nicht auf weite Sicht trieb. Die Militärdiktatur jedoch hatte durch die Weltwirtschaftskrise abgewirtschaftet. Das Mißtrauen in die Soldaten, die mit hohen Idealen, aber ohne große Erfahrung eine neue Welt schaffen wollten, war wach und ließ sich nicht mehr beschwichtigen. Es bildeten sich Bürgerwehren nach dem Vorbild der Union Civica, die Leandro Alem 1890 in Argentinien ins Leben gerufen hatte. Besonders in Chile hat die „Republikanische Miliz" vorübergehend als Gegenwehr gegen militärische Umtriebe eine große Rolle gespielt. Von wo sollte jedoch in der formellen Demokratie die Macht kommen, die nun die Führung in die Hand nahm?

Es kam darauf an, ob die Präsidentschaft einem Manne anvertraut war, der selbst eine so starke Persönlichkeit war, daß er die ihm übertragenen verfassungsmäßigen Rechte auch voll wahrzunehmen vermochte. Das war in Buenos Aires der Präsident General Justo und in Chile Alessandri. In Peru behielt das Militär die Macht, ohne deswegen in die Bahnen des früheren Präsidenten Leguia zurückzufallen. Der General Sanchez Cerro, der aus Arequipa ausgezogen war, um Leguia zu stürzen, und dem es gelungen war, die Macht an sich zu reißen, wurde 1933 ermordet. Ein anderer General, Oscar Benavides, übernahm die Führung des Staates und unterdrückte die Bewegung der Apristen.

In Bolivien wurde die Innenpolitik überschattet durch die Außenpolitik, vor allem durch den Chaco-Krieg. Der Präsident Salamanca wurde 1934, zehn Tage nach dem Fall von Fort Ballivian, abgesetzt. Im folgenden Jahre übernahmen die Soldaten unter Oberst Toro die Macht, aber auch sie waren den schweren Belastungen nicht gewachsen, die der unglückliche Kriegsausgang an die politische Führung stellte. Nach wiederholtem Präsidentenwechsel versuchte der Oberst Busch, der sich im Chaco-Krieg besonders ausgezeichnet hatte, den Staat auf den militärischen Tugenden der Pflichterfüllung und der unbedingten Unterordnung des einzelnen unter das Gemeinwohl aufzubauen. Ein Unglücksfall, andere Nachrichten sprechen von Mord, setzte seinem Leben ein Ende.

In Venezuela erwarteten viele vom Tode des greisen Präsidenten Juan Gomez einen schweren innerpolitischen Rückschlag, da dieser die Geschicke des Landes während rund dreier Jahrzehnte kraftvoll geleitet hatte. Es gelang jedoch seinem Kriegsminister Contreras, nach verhältnismäßig

kurzer Zeit der Unruhe und Unordnung die Staatsgewalt wieder zur Herrin der Lage zu machen. Die finanzielle Lage des Landes, des einzigen, das alle seine ausländischen Schulden dank den großen Einnahmen aus dem Erdölreichtum hatte tilgen können, kam ihm dabei sehr zustatten. Columbien erlebte einen Wechsel der politischen Richtung auf dem friedlichen Wege des Stimmzettels. Selbst Uruguay, das eine Zeitlang während der Krise zum Sammelpunkt der unruhigen Geister ganz Südamerikas zu werden drohte, das vor allem vorübergehend von der sowjetrussischen Handelsdelegation innere Gefahren befürchtete, hat sich ziemlich leicht von den Wirren der Wirtschaftskrise erholt und ist seinen Weg fortgeschritten, der im inneren Aufbau des Landes und im Ausbau seiner Wasserkräfte gesucht wurde.

Überblicken wir das Bild der dreißiger Jahre, so sehen wir, daß sich überall die staaterhaltenden Kräfte deswegen durchsetzen konnten, weil auch die größte soziale Not, die Arbeitslosigkeit und der Mangel an öffentlicher Fürsorge, die finanzielle Katastrophe der Währungsabwertung und des Preiszusammenbruchs der landwirtschaftlichen Erzeugnisse, den gesunden Geist der Bevölkerung, ihre Arbeitswilligkeit und ihr Gefühl für soziale Einordnung nicht hat brechen können. Drei Gründe werden wir anführen können, warum Südamerika diese schwerste Prüfung seiner Geschichte überstehen konnte: die Festigkeit der sozialen Ordnung, die auf dem Lande in der freiwilligen Unterordnung des häufig indianischen oder mit indianischem Blute durchsetzten Landarbeiterstammes unter den Grundbesitzer hervortrat, den Einfluß der katholischen Kirche mit ihrer Lehre, diese Prüfung als von Gott gesandt zu ertragen, und das Vorhandensein eines jungen, wenn auch noch im Entstehen befindlichen Mittelstandes. Von diesem sollte jedoch auch die Gegenbewegung gegen die Herrschaft der konservativen Landwirtschaft ausgehen.

Die Formel, die in der zweiten Hälfte des vierten Jahrzehnts aufkam, lehnte sich an das europäische Vorbild an. Es schieden sich die Geister, die einen starken, autoritären Staat verlangten, ob sie nun das italienische Vorbild des Faschismus oder das deutsche des Nationalsozialismus verehrten, und die anderen, die den schwachen Staat, dafür die Freiheit des einzelnen im Sinne der Demokratien, auf ihr Banner schrieben. Beide Bewegungen wurden vom Mittelstand getragen, und wenn wir genauer hinsehen, so standen sie sich nicht so schroff gegenüber, wie das demjenigen selbstverständlich erscheinen würde, der nur die Namen sieht und damit an die europäischen Vorbilder denkt. In Wirklichkeit können

wir in allen den Bewegungen jener Jahre das Wiederaufleben der alten Reformpartei der zwanziger Jahre erkennen, nur jetzt, nach den bitteren Erfahrungen der Vergangenheit, mit dem Willen, die damals gemachten Fehler zu vermeiden. In der Frage, wie das möglich wäre, unterschieden sich die Geister.

So kam es, daß etwa in Chile sich eine „Volksfront“ bildete, die von der äußersten Linken bis zur Militärbewegung reichte, die die Wiederkehr des Präsidenten Ibañez verlangte, also eines der schärfsten Gegner des Kommunismus. Aber diese Gegensätze dürfen wir nicht zu wörtlich nehmen. Ein anderer General, Marmaduque Grove, war auch als Gegner des Kommunismus bekannt gewesen und war dann von der radikalen Arbeiterbewegung, die alle Sozialisten und Kommunisten umfaßte, im Jahre 1932 zum Kandidaten für die Präsidentschaft gemacht worden, nachdem er auf Grund seines kurzlebigen Putsches nach der Osterinsel verbannt worden war. Auch er, früher ein Gegner von Ibañez, verband sich mit ihm, um in den Wahlen vom Dezember 1938 den gemeinsamen Kandidaten der Volksfront, Aguirre Cerda, zum Siege zu führen.

Ausschlaggebend war dabei gewesen, daß kurz vorher ein Putsch der chilenischen Nationalsozialisten (die nur dem Namen nach etwas mit dem deutschen Nationalsozialismus gemein haben) unter besonders blutigen Umständen niedergeschlagen worden war. Der gemeinsame Gegner der Anhänger der Reformen, sei es der Linken wie der Rechten, war die konservative oder, wie sie genannt wurde, reaktionäre Landwirtschaft. Wenn wir verstehen wollen, warum sich die Stimmung gegen sie richtete, so werden wir als Hauptgrund ihre Verbindung mit dem ausländischen, vor allem nordamerikanischen Kapital anführen können. Vielleicht hat eine schrankenlose Hetze viel dazu beigetragen, diese Verbindung so unpopulär zu machen. Kaum war die Volksfront ans Ruder gekommen, als das schwere Erdbeben in Süd-Chile vom Januar 1939 die Volksfrontregierung zwang, sich an Nordamerika mit der Bitte um große Kredite zu wenden. Die Anlehnung an das Ausland allein ist also nicht entscheidend. Für die Südamerikaner ist vielmehr wichtig, ob die Regierung in der Lage ist, einen Weg in eine bessere Zukunft zu öffnen, oder ob sie sich mit der Verteidigung der alten Verhältnisse begnügt.

In Zeiten der Krise, wenn das Dasein der Nation auf dem Spiele steht, wenn die Arbeitslosigkeit die neuen Industrien heimsucht und ihren Unwert dargetan zu haben scheint, mag eine müde Selbstbescheidung vorübergehend Platz greifen. Das südamerikanische Volk ist viel zu lebendig und

innerlich stark, als daß es sich damit begnügen wollte, die Stellung zu halten, die von der alten Kolonialwirtschaft nicht weit entfernt ist. Es mag auch den einen oder anderen älteren Großgrundbesitzer geben, der sich mit seinem Besitze begnügen möchte und die moderne Welt mit ihrer Unrast, ihren Gefahren und ihrer technischen Veräußerlichung des gesamten Lebenszuschnitts ablehnt. Die Jugend und die breiten Massen denken anders. Sie wollen den Platz an der Sonne, der Südamerika zukommt, wenn man seine Größe und seine Bodenschätze betrachtet.

Sie lehnen eine imperialistische Politik ab, die diese Ziele auf dem Wege der Gewalt und des Krieges sucht. Südamerika ist groß genug, um auf eigenem Boden seine Zukunft aufzubauen. Niemand bedroht es, wenn auch vorübergehend eine ausländische Presse das ihm einreden möchte. Aber im Inneren gibt es noch nicht die geistige Einheit, die gefestigte soziale Ordnung, die willensstarke Staatsführung und vor allem die politische Richtung, die überzeugend dartun würde, mit welchen Mitteln die Zukunft Südamerikas gesichert werden könnte.

Eine Erkenntnis hat sich jedoch in der Zeit der großen Krise durchgesetzt, die, daß nicht die Wirtschaft im alten Sinne entscheidend ist. Die Diktatoren des dritten Jahrzehnts entwarfen große Wirtschaftspläne. So Ibañez in Chile einen Sechsjahresplan in Anlehnung an russische Vorbilder, jedoch auf der Grundlage kapitalistischer Kredite. Die Ausweitung der Produktion ohne Rücksicht auf den inneren Markt erschien ihnen der beste Weg zur Schaffung eines modernen Wirtschaftskörpers. Der Glaube an den Weltmarkt, der einspringen würde, um dieses Auseinanderfallen von Erzeugung und Verbrauch zu überdecken, ist geschwunden.

Heute sucht Südamerika den Weg zu einem organischen Wachstum, aber es will nicht abwarten, bis dieses Wachstum sich von selbst ergibt, langsam heranreift. Es will durch straffe politische Führung dieses Wachstum anregen, fördern und zur Blüte bringen. Zwei Richtungen stehen sich da gegenüber. Die eine geht von den unteren Schichten aus, will deren Lebensstandard heben, will den Sozialismus zum Ausgangspunkt machen. Diese Richtung lehnt sich an das mexikanische Vorbild an. Sie spricht davon, daß der Landarbeiter indianischen Blutes der eigentliche Staatsträger werden müsse. Die Agrarreform ist der Kern ihrer Lehre. Sie greift jedoch darüber hinaus und will die Industrie aus der Abhängigkeit vom Weltmarkt lösen und auf den inneren Verbrauch hinlenken.

Das ist sehr schwer. Gewiß läßt sich ein großer Teil der Luxuseinfuhr völlig unterdrücken, aber gerade sie bringt dem Staat durch die Einfuhrzölle

die besten Einnahmen. Sonst wird es nötig sein, Maschinen, Maschinen und wieder Maschinen einzuführen, um eine Industrie aufzubauen, die den heimischen Erfordernissen auch dann noch gerecht werden kann, wenn die breiten Schichten der arbeitenden Menschen eine höhere, dem europäischen Standard angepaßte Lebenshaltung erkämpft haben, die gerade dieser Richtung vorschwebt. Dann muß die Umgestaltung der Menschen kommen, um sie zu modernen Industriearbeitern zu machen, eine Umgestaltung, die um so schwieriger ist, je stärker sich das Ideal des bodenverwurzelten Bauern mit kleinerem Grundbesitz durchsetzen würde.

Deswegen geht die andere Richtung der Reformanhänger nicht mehr von der Wirtschaft aus, sondern vom Staat. Sie wollen die Politik zum Leitstern des öffentlichen Lebens machen. Die wirtschaftlichen Schwierigkeiten würden sich von selbst lösen lassen, wenn erst die straffe Staatsform gegeben wäre, wenn die Korruption aufhörte, wenn es dem Auslande nicht mehr möglich wäre, die Schätze des Bodens wegzuschleppen, ohne mehr für das Land zu tun, als ein großes Loch im Boden zu hinterlassen, wenn die Arbeit wieder zu Ehren käme und nicht mehr unnötig Geld für Luxuswaren vergeudet würde.

So stark sich die beiden Reformgruppen in den einzelnen Mitteln unterscheiden, die sie vorschlagen, so grundverschieden der Ausgangspunkt ist, von dem aus sie die Welt betrachten, so läßt sich doch erkennen, daß es viele Gemeinsamkeiten gibt, die eine Zusammenarbeit möglich und eine spätere Verschmelzung wahrscheinlich machen, wenn sie erst einmal an die Macht gekommen sein werden. Liegen die Hindernisse bei der einen Gruppe in den wirtschaftlichen Fragen, die bisher nicht zu lösen waren, so muß die zweite Gruppe auf die Tatsache stoßen, daß es keinen Mittelpunkt gibt, um den sie ihren starken Staat aufbauen könnte. Die Reformgruppen haben vorübergehend versucht, die Armee in ihr politisches Spiel hineinzubauen. Das ist ihnen jedoch nur zu einem geringen Teile gelungen. Das Heer ist eine nationale Angelegenheit und zieht aus dieser Tatsache seine Kraft. Wird es in den Kampf der politischen Parteien hineingezogen, so muß darunter seine Disziplin und sein innerer Zusammenhang leiden. Deswegen haben sich die Soldaten im allgemeinen von den Erneuerungsbewegungen zurückgezogen. Wo es zu Militärerhebungen und Militärdiktaturen gekommen ist wie in Ecuador, war es nicht die Reformpartei, sondern der alte Parteienklüngel, der sich gewisser Kreise des Heeres zu bedienen suchte. In Bolivien haben die Vertreter des Chaco-Krieges unter dem Obersten Busch versucht, einen starken Staat im Sinne der jungen

Bewegung aufzubauen, aber es zeigte sich, daß eine Erneuerung nicht von den Bajonetten getragen werden kann, sondern das gesamte Volk erfassen muß, soll sie nicht zum Scheitern verurteilt sein. In Peru hat das Militär sich mit aller Schärfe gegen die Apra ausgesprochen und damit das Tuch zwischen sich und dieser Richtung der Reformpartei zerschnitten.

Der wahre Grund für das Versagen der Reformwünsche liegt wohl darin, daß ihre Voraussetzung in einer tiefgreifenden Erziehungsarbeit zu suchen ist. Der politische Wille allein, den Vorsprung Europas oder Nordamerikas einzuholen, kann den sozialen und politischen Aufbau Südamerikas nicht umgestalten. Der zahlenmäßig noch geringe und wirtschaftlich nicht gesicherte Mittelstand vermag die Kluft nicht auszufüllen, die zwischen einer kleinen herrschenden Schicht von Großgrundbesitzern, eingewanderten Kapitalisten und politischen Machthabern auf der einen Seite und der breiten Masse der häufig ungebildeten, indianischen und halbindianischen Landarbeiter auf der anderen besteht. Die Industrie kann sich nicht entfalten, wenn es diesen Schichten wirtschaftlich so schlecht geht wie im letzten Jahrzehnt, aber umgekehrt können diese Schichten sich nicht erholen, ohne daß die Industrie sie von der Abhängigkeit vom Weltmarkt befreit.

So greift ein Rädchen ins andere. Eine einheitliche, straffe Führung wird sicher viel dazu beitragen, daß die Zusammenarbeit leichter wird, aber auch sie kann die Entwicklung nicht überstürzen. Diese Entwicklung läßt sich jedoch nicht aufhalten. Mit der Zunahme der Industrie, mit der um sich greifenden Schulbildung, mit dem Verschwinden des Analphabetentums, mit der Einwanderung europäischer Arbeiter, Techniker und Wissenschaftler und der Überwindung der schweren wirtschaftlichen Krise wächst ein neues Südamerika heran, das nicht mehr die großen sozialen Spannungen der Kolonialzeit kennt. Wenn diese Welt erst den Weg zur Macht erkämpft haben wird, wird es möglich sein, die großen Pläne zu verwirklichen, die vor zwei Jahrzehnten vergeblich angestrebt wurden.

Die Verantwortung liegt bei der Jugend. Sie muß die alten Formen in sich selbst überwinden. Sie muß die Arbeit auf sich nehmen, die darin liegt, auf die bedenkenlose Ausbeute der vorhandenen Bodenschätze zu verzichten, die ein leichtes Leben auf Kosten ausländischer Kredite zu bieten scheint. Mit äußerster Sparsamkeit muß sie zunächst das unheilvolle Erbe der Vergangenheit, die ausländischen Schulden, abtragen, indem sie den Ertrag der Ausfuhr nicht zur Einfuhr entbehrlicher oder aus eigener Kraft

herzustellender Güter, sondern zur Lösung alter Schulden und zum Aufbau einer neuen Wirtschaft verwendet. Es läßt sich heute schon sagen, daß diese Aufgabe in den südamerikanischen Republiken fast durchweg erkannt und angepackt worden ist. Es wird der Erfolg dieser Bemühungen wesentlich davon abhängen, ob Südamerika einen Partner findet, der bereit ist, seinen Außenhandel diesem hohen Ziele anzupassen. Das kann jedoch nur Deutschland sein.

X

Außenpolitik

Wir können die Außenpolitik in Südamerika nach zwei Gesichtspunkten einteilen, in die Außenpolitik innerhalb Südamerikas und in die Weltpolitik. Vielfach wird diese Unterscheidung nicht einzuhalten sein. Die Grenzen verwischen sich, und die Probleme hängen eng miteinander zusammen. Dennoch wird sich immer wieder zeigen, daß der Zusammenhang der einzelnen Staaten in Südamerika sehr groß ist und ihre gegenseitigen Beziehungen grundsätzlich anders gestaltet sind als die zu den anderen Erdteilen.

Spanisch-Südamerika ist aus einem einheitlichen Kolonialreich entstanden. Es kennt zwischen den verschiedenen Republiken keine Grenzen der Sprache, der Kultur, der Religion, und selbst die Rassenunterschiede in der Zusammensetzung der Bevölkerung treten zurück gegenüber der gemeinsamen Abstammung der herrschenden Schicht von den Conquistadoren, die vor vier Jahrhunderten das Land eroberten. Wenn sich auch die einzelnen Staaten nicht nur als Rechtsgebilde, sondern als Nationen empfinden, sogar das Wort Rasse als Grundlage ihres völkischen Lebens ansehen, so ist das Gefühl der Verwandtschaft ausgesprochen groß und lebhaft. Die Völker Spanisch-Südamerikas fühlen sich als Brüder, und sogar das Portugiesisch sprechende Brasilien wird in den Kreis der engverwandten iberoamerikanischen Völker einbegriffen.

Daraus folgt jedoch nicht, daß es keine zwischenstaatlichen Reibungsflächen gibt. Sie sind so alt wie die spanische Herrschaft in Südamerika. Bereits Francisco Pizarro überwarf sich mit seinem Waffengefährten und Teilhaber Almagro, als dieser, enttäuscht von seinem Zuge, aus Chile zurückkam. Die „Männer aus Chile“, wie die Anhänger Almagros genannt wurden, entfachten einen Aufstand, wurden jedoch besiegt, ihr Anführer wurde hingerichtet. Seit jener Zeit hat der Gegensatz zwischen Chile und Peru die Politik der südamerikanischen Westküste beherrscht. Peru war das reiche Kerngebiet, wo in Lima der Vizekönig residierte, wo auf der Hochfläche des heutigen Bolivien der reiche Silberberg Potosi lag und wo Kunst und

Wissenschaft von Beamten, Geistlichen und Gelehrten gepflegt wurden. Chile war das Grenzgebiet, in dem ein hartes Heer die unablässigen Angriffe der unbeugsamen Araucaner an der Südgrenze abwehren mußte. Nur der finanziellen Unterstützung durch Peru dankte Chile seinen Bestand angesichts der ungewöhnlichen Belastung, die die Indianerkämpfe im Süden mit sich brachten.

Dafür hat dann Chile Peru die Unabhängigkeit vermittelt. Das Heer, das unter dem argentinischen General San Martin nach Norden segelte, war von Chile ausgerüstet und aus chilenischen Truppen zusammengesetzt. Noch stärker wog die Tatsache, daß die Flotte unter dem Engländer Lord Cochrane ihre Sonderabmachungen mit der chilenischen Regierung hatte, so daß vorübergehend die Gefahr bestand, daß die Hafenfestung Callao unter chilenische Oberhoheit gestellt würde. Erst das Eingreifen Bolivars aus dem Norden hat den chilenischen Einfluß in Peru ausgeschaltet. Als dann der Präsident O'Higgins aus Chile flüchten mußte, wandte er sich nach Peru, und dieser Brauch hat sich fortgesetzt, daß politische Flüchtlinge Schutz im benachbarten Lande suchten. Daraus ergaben sich Einmischungen in die innerpolitischen Fragen des Nachbarlandes, die zu blutigen Kriegen führten. Es ging dabei jedoch um mehr als um persönliche Reibereien. Gerungen wurde um die Vorherrschaft am Pazifik.

Peru wollte die überragende Stellung, die es in der Kolonialzeit innehatte, nicht preisgeben, aber Chile war trotz der Armut seines Bodens (im Vergleich zu Peru) und der geringeren Zahl seiner Bevölkerung dank seiner aufstrebenden Wirtschaft und seiner gefestigten Staatsform überlegen. Als im bolivianischen Küstengebiet, das damals noch zwischen Peru und Chile lag, Salpeter gefunden und zu einem der kostbarsten Güter Südamerikas wurde, mußten die Waffen entscheiden, wer am Pazifik das Gesetz vorschrieb. Im Salpeterkrieg von 1879 bis 1882 siegte Chile. Es übernahm im Frieden von Ancon das gesamte Gebiet bis Tacna, verpflichtete sich jedoch, im Gebiet von Tacna und Arica im äußersten Norden eine Volksabstimmung vornehmen zu lassen, die über die Zugehörigkeit dieser Städte entscheiden sollte. Jahrzehnte brannte die offene Wunde und ließ einen endgültigen Frieden zwischen Peru und Chile nicht zu. Dann einigten sich beide Staaten, den Schiedsspruch des nordamerikanischen Staatspräsidenten anzurufen, und dieser setzte im Jahr 1928 die Volksabstimmung unter der Aufsicht des nordamerikanischen Generals Pershing fest.

Da begannen die Vereinigten Staaten von Nordamerika, sich selbst für dieses Gebiet zu interessieren. Der Nachfolger Pershings im Abstimmungsausschuß, der nordamerikanische General Lassiter, schlug vor, die beiden streitenden Staaten sollten auf die Eisenbahnlinie von Arica nach La Paz und auf den Hafen von Arica verzichten. Dafür sollten sie eine große Geldentschädigung empfangen. Die Bolivianer sollten die Eisenbahnlinie erhalten, die für sie den direkten Ausweg zum Meer bedeutete, dafür aber eine hohe Summe zahlen. Alle diese Gelder sollten durch eine internationale Anleihe aufgebracht werden, für die der Hafen von Arica verpfändet und bis zur Begleichung von einer internationalen Polizeitruppe besetzt werden sollte. Das hätte dahin geführt, daß die Anleihen in Nordamerika aufgebracht worden wären, dafür aber auch die Nordamerikaner den Hafen von Arica, den einzigen wirklichen Hafen zwischen Guayaquil und Concepcion an der Pazifikküste, in ihre Hand bekommen hätten.

Unter dem Eindruck dieser Gefahr söhnten sich Chile und Peru aus. Die Gegensätze, die lange Zeit künstlich genährt worden waren, lösten sich auf, sobald auf beiden Seiten der Wille zur Zusammenarbeit vorhanden war. Tacna fiel an Peru, Arica an Chile, das ebenfalls die Eisenbahn erhielt. Die große Spannung an der südamerikanischen Westküste war verschwunden, und sie ist auch für die Folgezeit ausgetilgt worden. Das südamerikanische Staatensystem erhielt ein neues Gesicht. Nicht so leicht war der Ausgleich der Spannungen am Atlantik.

In der Kolonialzeit hatten sich am Atlantik Spanier und Portugiesen gegenübergestanden. Bei der Unklarheit über die Grenze des Vertrages von Tordesillas hatte es Reibungen wegen der Zugehörigkeit der Insel Santa Catharina gegeben. Dann schien diese Frage sich von selbst zu erledigen, als Portugal und Spanien unter einem und demselben Monarchen, König Philipp II., zusammengefaßt wurden. Es zeigte sich jedoch, daß zwei wesensfremde Kolonialreiche einander gegenüberstanden. Auf der einen Seite Spanien mit seiner straffen Beamtenregierung, auf der anderen Portugal, der schwache Staat, der nicht in der Lage war, seine Untertanen zur strengen Beobachtung der Gesetze anzuhalten, falls diese sich nicht freiwillig dazu bereit fanden. Die Bewohner des Hochlandes von São Paulo, die halb portugiesischen, halb indianischen Mamelucken, überfielen die spanischen Jesuiten und die spanischen Siedler und schoben die Grenzen weit nach Westen bis an den Paraguay-Fluß vor. Dann begannen die Portugiesen nach Abschüttelung der spanischen Herrschaft den Vormarsch an der Küste und besetzten, unterstützt vom seegewaltigen England, das heutige Uruguay. Seit jener Zeit ist Uruguay der Zankapfel zwischen Argentinien und Brasilien gewesen.

Auch hierbei werden wir uns nicht an Äußerlichkeiten halten dürfen. Es ging nicht um den Besitz eines Landstreifens oder um den Einfluß im Gebiet zwischen La-Plata-Strom und Brasilien, sondern um die Überlegenheit am Atlantik. Die Spanier hatten die Atlantik-Route preisgegeben, um sich in ihrem Verkehr nach Peru ganz auf die Panama-Route zu legen. Sie konnten aber nicht dulden, daß der Zugang vom Osten in die Hände einer feindlichen Macht fiel. Heute erheben sowohl Argentinien wie Brasilien den Anspruch darauf, Vormacht auf dem südamerikanischen Erdteil zu sein. Argentinien weist darauf hin, daß die Hälfte des Außenhandels und der größere Teil des Eisenbahnnetzes Südamerikas auf seine Rechnung entfallen, während Brasilien dagegen anführt, daß es mehr als die Hälfte der Oberfläche und mehr als die Hälfte der Bevölkerung Südamerikas sein eigen nennen kann. Das sind zwei Gesichtspunkte, die nicht ausgeglichen werden können.

Im Jahre 1923 kam es auf der Fünften Panamerikanischen Konferenz in Santiago de Chile zu einem offenen Ausbruch des Gegensatzes der beiden großen atlantischen Republiken. Ein Jahr vorher war in Buenos Aires Marcelo T. de Alvear zum Staatspräsidenten gewählt worden, der auf eine stärkere Aufrüstung Argentiniens drängte. Brasilien sah darin eine Bedrohung seiner Stellung und drohte mit Rüstungswettlauf. Nach einer vorübergehenden Verstimmung legte sich die Erregung. Sie flackerte jedoch von Zeit zu Zeit wieder auf, etwa 1930, als in Brasilien der energische Staatsmann Getulio Vargas die Macht übernahm, oder 1938, als die Nordamerikaner den Brasilianern anboten, ihnen kostenlos alte Torpedoboote leihweise zu überlassen. Grenzstreitigkeiten verschärften in gewissen Abständen die gegenseitige Stimmung. Verbannte Politiker oder unruhige Elemente der beiden Staaten benützten häufig die grüne Grenze zwischen Parana und Uruguay, um im Nachbarlande Zuflucht zu finden oder gar von dort aus umstürzlerische Pläne vorzubereiten.

Bei diesem doppelten Gegensatz an der pazifischen wie an der atlantischen Küste lag es nahe, daß Querverbindungen herbeigeführt wurden. Nach dem Spruch, daß des Nachbars Nachbar mein Freund ist, knüpften sich Beziehungen zwischen Chile und Brasilien und zwischen Argentinien und Peru. Nachdem auf diese Weise ein politisches System des „Gleichgewichts der Kräfte“ in Südamerika sich herauszubilden begann, schlossen sich ihm andere Staaten an. Bolivien hatte den Verlust Antofagastas und damit des freien Ausgangs zum Meer nicht vergessen. Es hoffte, in enger Anlehnung an Peru den schweren Verlust der Küste einmal wettmachen

zu können. Dazu kamen die engeren Handelsbeziehungen nach Buenos Aires, als nach dem Weltkrieg die Eisenbahnlinie über Salta ins Hochland fertiggestellt war. Umgekehrt suchte der nördliche Nachbar Perus, Columbien, Freundschaft mit Chile. Das Tiefland östlich der Cordillere war zwar noch fast menschenleer, aber bereits erhoben drei Staaten Anspruch darauf, Columbien, Ecuador und Peru. Die beiden größeren Republiken einigten sich auf Kosten Ecuadors, das zwar nicht die Macht hatte, sich diesem Abkommen mit Waffengewalt zu widersetzen, das jedoch von seinem Rechtsstandpunkt nicht abgewichen ist.

Columbien erhielt im Vertrage des Jahres 1922 einen schmalen Landstrich bis zum Amazonas, während sonst der Putumayo die Grenze bilden sollte. Aber zehn Jahre später ritt ein unternehmungslustiger peruanischer Grundbesitzer mit seinen bewaffneten Leuten in die Stadt Leticia am Amazonas ein und setzte die dort befindlichen columbianischen Behörden gefangen. Er vertraute darauf, daß es Columbien kaum möglich sein würde, Truppen in diese entlegene Gegend zu schicken. Die Columbianer jedoch rüsteten in Europa ein Schiff aus, fuhren den Amazonas aufwärts und erschienen unerwartet vor Leticia. Ein ernster Zusammenstoß schien bevorzustehen, aber es gelang den Nachbarstaaten, den Zwischenfall friedlich beizulegen. Inzwischen hatte sich die gesamte politische Lage innerhalb Südamerikas geändert.

Der Entspannung an der Westküste zwischen Chile und Peru war eine sichtbare Besserung der Beziehungen zwischen Argentinien und Brasilien gefolgt. Die Veranlassung lag einmal im Friedenswillen der von einer schweren Wirtschaftskrise heimgesuchten Völker, sodann in den Folgen, die sich aus dem Zusammenstoß Boliviens und Paraguays wegen des Chaco ergeben hatten. Es ist viel darüber geschrieben worden, daß ausländische Ölkonzerne diesen Krieg entfacht hätten, um sich gegenseitig den Besitz großer Ölfelder streitig zu machen. Das dürfte Räuberromantik der modernen Technik sein. Es handelte sich für Bolivien darum, den Ausweg nach dem Atlantik zu sichern, während Paraguay befürchten mußte, vom übermächtigen Bolivien erdrückt zu werden, wenn dieses erst seine Grenze bis auf die andere Seite des Paraguay gegenüber der Hauptstadt Asuncion vorgeschoben hätte.

Von Anfang an nahm Argentinien ziemlich offen Partei für Paraguay, so daß einige Bolivianer sogar behaupteten, daß nur Argentinien am Chaco-Kriege schuld sei. Umgekehrt hat Bolivien lange geschwankt, ob es eine Aussöhnung mit Chile herbeiführen sollte, die einen völligen

Stellungswechsel innerhalb der südamerikanischen Politik bedeuten mußte. Auch Chile war sich lange nicht klar darüber, ob es seine alte Freundschaft mit Paraguay, die durch die Armee besonders gefördert worden war, aufgeben und sich auf die Seite Boliviens stellen sollte. Wenn auch Brasilien sich für Paraguay erklärt hätte, so hätte sich das eigenartige Bild ergeben, daß an die Stelle des schachbrettartig verzahnten Freundschaftssystems in Südamerika die Zweiteilung in einen Atlantik- und einen Pazifik-Block getreten wäre, wobei allerdings das Übergewicht auf der atlantischen Seite gelegen hätte. Einige Zwischenfälle unterstrichen die neue Front. So schlossen Chile und Peru einen Warenaustauschvertrag, der die Versorgung Chiles mit peruanischem Zucker gegen Lieferung chilenischen Weizens vorsah. Damit glaubte Argentinien seine überlieferte Stellung als Weizenlieferant an Peru durch einen politischen Eingriff gefährdet und erhob Protest.

Wir wollen diese Gegensätze nicht zu ernst nehmen. Die Südamerikaner fühlen sich als Brüdernationen und haben bereits den unglückseligen Chaco-Krieg auf das lebhafteste bedauert. Der Gedanke, daß dieser Konflikt sich zu einem großen, ganz Südamerika erfassenden Brande ausweiten könnte, erschien allen gleich verdammenswert. Die Panamerikanische Konferenz in Montevideo des Jahres 1933 bemühte sich lebhaft, Frieden zu stiften. Die Paraguayer waren siegreich im Vordringen und lehnten jeden Waffenstillstand ab, der ihnen nicht völlige Genugtuung sicherte. Erst als sie im Juni 1935 den Fuß der Anden erreicht hatten, nahmen sie den Waffenstillstand an, den die Bemühungen der Nachbarn und des Genfer Bundes oder der Vereinigten Staaten von Nordamerika vergeblich herbeizuführen versucht hatten. Erst drei Jahre später kam es zum endgültigen Friedensschluß, nachdem in beiden Ländern die Kriegsveteranen die Macht übernommen hatten, in Bolivien unter Oberst Busch, in Paraguay unter Oberst Franco.

Damit hatte, wenn wir so wollen, der Atlantik-Block gesiegt. Das ließ die Staaten der Pazifik-Küste sich enger zusammenschließen. Die immer noch vorhandenen Hemmungen aus den geschichtlichen Erinnerungen wurden durch die Erfahrungen während des Chaco-Krieges besser ausgetilgt, als es eine noch so geschickte Politik vermocht hätte. Umgekehrt hat die Freundschaft zwischen Argentinien und Brasilien nicht sehr lange gedauert. Die alte Rivalität der beiden mächtigsten Staaten Südamerikas entzündete sich bei den verschiedensten Gelegenheiten, ohne daß man jedoch deswegen von einem offenen Bruch der Zusammenarbeit sprechen

kann. Da es Grenzstreitigkeiten heute auf dem südamerikanischen Kontinent nicht mehr in dem Maße gibt wie noch vor zwanzig Jahren, treten alle diese inneren Gegensätze zurück gegenüber den großen Problemen der Weltpolitik. Erst aus ihnen werden wir auch das richtige Augenmaß für die Reibungen innerhalb Südamerikas erhalten.

Bis zum Weltkrieg war die Außenpolitik Südamerikas entscheidend von Europa her beeinflußt. Das bedeutete nicht, daß die einzelnen südamerikanischen Staaten sich in die europäischen Streitfragen eingemischt hätten. Dazu waren sie nicht nur viel zu schwach, sondern sie konnten schon deswegen nicht Partei nehmen, weil ihre Bevölkerung Einwanderer aus den verschiedenen Staaten aufgenommen hatte, deren große Zahl eine einheitliche Stellungnahme zu den europäischen Fragen ausschloß. Grundsatz war jedoch die möglichst enge Anlehnung an das seegewaltige England, das zugleich mit seiner Kapitalmacht den Außenhandel beherrschte und am Aufbau des Landes, vor allem am Aufbau seines Verkehrswesens, entscheidend mitgewirkt hatte. Im zwanzigsten Jahrhundert hatte Deutschland sich sowohl als Absatzmarkt wie als Finanzkraft auf einen angesehenen Platz vorgearbeitet, aber das wurde den Südamerikanern deswegen nicht immer bewußt, weil ein großer Teil des deutschen Handels und der deutschen Finanzierung über London lief. Erst das Auftreten der Nordamerikaner während des Weltkrieges brachte den Umschwung.

Die Eröffnung des Panama-Kanals im Jahre 1915 rückte die nordamerikanische Ostküste in nächste Nähe der südamerikanischen Westküste. Gebiete, die bis dahin vom Mittelpunkt des Weltverkehrs — und das war damals London — so weit entfernt gelegen hatten, daß sie nicht mit anderen, günstiger gelegenen Ländern in Wettbewerb hatten treten können, blühten auf. Die Bindung der Europäer durch den Krieg erlaubte es den Vereinigten Staaten, sich in kurzer Zeit eine führende Stellung in Südamerika zu schaffen, die sie wirtschaftlich und politisch mit allen Mitteln ausbauten. Es gelang ihnen sogar, die Mehrzahl der südamerikanischen Republiken zum Abbruch der diplomatischen Beziehungen mit Deutschland zu veranlassen. In Argentinien hatte die Abgeordnetenkammer ebenfalls einen derartigen Beschluß schon gefaßt. Nur das energische Eintreten des Staatspräsidenten Irigoyen sicherte seinem Vaterlande die Neutralität. Auch Chile und Venezuela konnten ihre Neutralität wahren, während sich Peru und Bolivien der Front gegen Deutschland anschlossen. Auf die Politik der Jahre nach dem Weltkrieg hat jedoch das Verhalten während des Krieges keinen Einfluß gehabt. Die Ernüchterung in den Vereinigten Staaten selbst war zu

stark, als daß denjenigen ein Vorwurf gemacht worden wäre, die sich neutral verhalten hatten. In Südamerika war die Stellung der Deutschen zu gefestigt, als daß sie auf die Dauer hätte untergraben werden können.

Zunächst standen andere Fragen im Vordergrund. Die Nordamerikaner bauten ihre Stellung weiter aus. In den zwanziger Jahren, als in Europa die Not der sinnlosen Zerstörungspolitik des Versailler Diktates die Einfuhr der südamerikanischen Lebensmittel und Rohstoffe erschwerte, lernten die Südamerikaner den Wert Mitteleuropas als Absatzgebietes schätzen. Sie mußten sich jetzt um Kredite an die Vereinigten Staaten von Nordamerika wenden, die einseitig liefern wollten, statt wie Europa einen gegenseitigen Warenverkehr zu pflegen. Diese Politik konnte so lange fortgeführt werden, wie die Kredite in fast unbegrenzter Fülle in das Land hereinströmten. Waren die Vereinigten Staaten noch vor 1914 ein Schuldnerland gewesen, so wurden sie jetzt eines der bedeutendsten Gläubigerländer der Erde.

Es wird geschätzt, daß sie im Jahre 1929, also vor Ausbruch der großen Weltwirtschaftskrise, die alle Zahlenwerte mit einem Fragezeichen versah, von den rund 15 Milliarden Dollar, die sie insgesamt im Auslande angelegt hatten, rund ein Drittel in Iberoamerika und davon wiederum etwa 3 Milliarden Dollar in Südamerika stehen hatten. Damit dürften sie in Südamerika die Engländer von der ersten Stelle verdrängt haben, obwohl deren gesamte Auslandsguthaben mit 4 Milliarden Pfund den amerikanischen überlegen waren. Diese Zahlen allein geben jedoch kein rechtes Bild der Veränderungen, die das Hereinfließen des nordamerikanischen Kapitals in Südamerika hervorrief.

Die Engländer hatten teils den Staaten, vor allem Argentinien, größere Anleihen gegeben, teils Eisenbahngesellschaften gegründet, teils dem Handel in Form von Vorschüssen auf Wechsel oder Warenlieferungen flüssige Mittel zur Verfügung gestellt. Die Nordamerikaner hingegen bauten die Rohstofferzeugung in teilweise gigantischem Ausmaße auf. Über eine Milliarde Mark hatten sie allein in die chilenische Kupferindustrie gesteckt. Auf diese Weise steigerten sie deren Kupfergewinnung so, daß Chile wieder wie im neunzehnten Jahrhundert das größte Kupferexportland der Erde wurde, daß jedoch der Anteil der Arbeitskraft an der Gewinnung auf einen Mindestsatz gedrückt und umgekehrt die Zahlungsbilanz Chiles im voraus mit einer Verzinsung und Amortisation des ungeheuren, meist aus Maschinen bestehenden Anlagekapitals belastet wurde, die nur in Jahren guten Absatzes im Ausland aufgebracht werden konnte.

Wenn die Nordamerikaner den Staaten Kredite gewährten, so knüpften sie daran die verschiedensten politischen und wirtschaftlichen Bedingungen, die mit dem Zweck der Anleihegewährung nichts zu tun hatten. Sie verlangten Förderung der nordamerikanischen Ausfuhr, und zwar ohne Rücksicht darauf, ob die Vereinigten Staaten ihrerseits bereit waren, südamerikanische Erzeugnisse abzunehmen. Galt im Zeitalter des Imperialismus noch der Satz, daß der Handel der Flagge folge, so stellten jetzt die Nordamerikaner die Forderung, daß der Handel dem Kapital folge, ganz gleich, wie das natürliche Gefälle der Wirtschaft sei. Sie konnten das, weil ihr Außenhandel im Gegensatz etwa zum deutschen jener Zeit nicht in zahllose Einzelunternehmungen zersplittert war, sondern von wenigen mächtigen Trusts beherrscht wurde, die noch dazu untereinander durch finanzielle Verschachtelungen verbunden waren.

An der Spitze standen die Kupfergesellschaften, wie die Guggenheim-, die Anaconda- und die Kennecot-Gesellschaft. Am Caribischen Meer herrschte der Bananentrust. Die Erdölgesellschaften waren in der Standard Oil unter den verschiedensten Namen zusammengeschlossen. Die Automobilerzeugung, die vorübergehend mit ihren Hilfslieferungen fast ein Drittel der nordamerikanischen Ausfuhr nach Südamerika bestritt, war von zwei Unternehmungen fast monopolartig beherrscht, von Ford und General Motors. Die Elektrizitätswirtschaft war ebenfalls die Angelegenheit eines einzigen mächtigen Trusts, und dahinter stand stets Wallstreet mit seinen Bankinteressen.

Ein derartiger Aufbau der nordamerikanischen Außenwirtschaft mußte auch im politischen Leben Südamerikas Auswirkungen haben. An die Stelle des kleinen und mittleren Unternehmers, der aus Europa gekommen war, um mit Einsatz seiner eigenen Person dem jungen Lande zu dienen, der seine Wirtschaft hatte entwickeln helfen und häufig mit seiner Familie festen Fuß gefaßt hatte, trat der unpersönliche Großunternehmer, der rücksichtslos seine finanzielle Überlegenheit ausnützte, um sich politische und wirtschaftliche Vorteile zu sichern. Zuerst schien eine derartige Verbindung von Kapital und Politik große Vorteile zu bieten. Die Staaten blühten wirtschaftlich auf, es konnte sich der Mittelstand bilden, da die Beamtenschaft stark ausgebaut wurde. Eine Welle des Wohlergehens schien sich über Südamerika ergießen zu wollen.

Es blieben jedoch die Mißvergnügten, die nicht den Segen der politischen Geschäfte, sondern nur deren Lasten zu spüren bekamen. Vor allem der Mittelstand, der erst durch die nordamerikanischen Kredite großgezogen

worden war, lehnte sich gegen die enge Verbindung mit dem übermächtigen nordamerikanischen Kapital auf. Diese Stimme war so laut, daß auch die Regierungen dem Rechnung tragen mußten. Bereits auf der Sechsten Panamerikanischen Konferenz in Havanna kam es zu einer ausgesprochenen iberoamerikanischen Front gegen USA. Führer dieser Politik war der argentinische Präsident Irigoyen, der die Gefahren erkannte, die aus dem allmächtigen Einfluß von Wallstreet in Südamerika erwachsen mußten.

Die Vereinigten Staaten waren in den Gebieten nördlich des Panama-Kanals dazu übergegangen, neben den wirtschaftlichen Einfluß die militärische Macht zu setzen. Sie hatten Truppen in Nicaragua gelandet und schienen die Absicht zu haben, überall da zur Gewalt zu greifen, wo die Überzeugungskraft des Geldes nicht ausreichte oder zu kostspielig schien. In der Arica-Frage hatten sie ihre Absicht erkennen lassen, auch südlich des Panama-Kanals eine Politik zu treiben, die die Unabhängigkeit der südamerikanischen Republiken gefährden mußte.

Die Wahl des Präsidenten Hoover 1928 wurde zunächst von den Südamerikanern lebhaft bedauert, weil er im Gegensatz zu seinem Gegenkandidaten als Vertreter der großen, angriffslustigen Trusts galt. Er reiste als erwählter Präsident nach Südamerika und suchte zu beschwichtigen. Er versprach Kredite, und zwar in unbegrenzter Fülle, wenn Südamerika sich politisch in die große Linie der nordamerikanischen Außenpolitik eingliedern würde. Welche Pläne er hatte, kann heute unberücksichtigt bleiben. Bereits ein halbes Jahr nach seinem Amtsantritt brach die große Wirtschaftskrise aus, die der nordamerikanischen Politik eine neue Wendung geben sollte. Die Kredite hörten auf zu fließen. Die Pläne einer wirtschaftlichen und politischen Durchdringung des gesamten amerikanischen Erdteils mußten aufgegeben werden. Von Jahr zu Jahr sank die Machtstellung der Vereinigten Staaten. Sie konnten nicht nur keine neuen Summen in Südamerika anlegen, sie versuchten, die dort bereits angelegten Werte flüssig zu machen, um der großen Krise in der Heimat zu widerstehen.

Damit wurde auch der Wunsch aufgegeben, England völlig aus Südamerika zu verdrängen. In den zwanziger Jahren war diese Absicht planmäßig in Angriff genommen worden. Zunächst hatten die Nordamerikaner sich auf die Westküste beschränkt. Sie sahen in Columbien, Ecuador, Peru, Bolivien und Chile ihre ganz besondere Einflußsphäre, aus der sie die Engländer hinauszukaufen suchten. Sie richteten etwa eine große Schiffahrtslinie ein, die Grace Line, die dem großen Handelshause Grace & Co.

einen festen Rückhalt bieten sollte. Grace kontrollierte bald fast die gesamte Westküste, kaufte Wolle im Feuerland auf, richtete in Chile Kettenläden für Kolonialprodukte ein, beteiligte sich an großen Textilunternehmungen oder Zuckerraffinerien, belieferte die Kupfergesellschaften mit nordamerikanischen Konserven, kaufte Landeserzeugnisse in großem Umfange auf, kurz, Grace wollte sich eine wirtschaftliche Stellung an der Westküste aufbauen, wie sie etwa der Bananentrust im Caribischen Meer besaß.

Ihr besonderes Augenmerk richteten die Nordamerikaner darauf, die Elektrizitätswirtschaft in ihre Hand zu bekommen. Sie erwarben von den Engländern die Aktienmehrheiten und beuteten dann ihre Macht rücksichtslos aus. Die englischen Maschinen wurden herausgerissen, ganz gleich, ob sie veraltet waren oder nicht, und durch amerikanische ersetzt. Wo die Engländer nicht verkaufen wollten, wie in der Stadt Santiago de Chile, da setzte die Hetze unter dem Personal ein, bis es zu Lohnforderungen und Streikverkündigung schritt. Die politischen Parteien wurden aufgeboten, die soziale Frage wurde in den Vordergrund gerückt. Es wurde so lange gekämpft, bis die Engländer mürbe waren und verkauften. Wir wollen uns bei dieser Gelegenheit erinnern, daß die Elektrizitätsgesellschaft in Santiago den Deutschen im Weltkrieg mit ähnlichen Mitteln von den Engländern abgenommen worden war. Dabei hatte sich auch ungünstig ausgewirkt, daß diese von Deutschen aufgebaute Gesellschaft ihren Sitz aus kapitalistischen Erwägungen in London hatte, so daß die Engländer während des Krieges ihre Gesetzgebung für sich hatten arbeiten lassen können.

Die Engländer haben dieses Vordringen der Nordamerikaner mit beträchtlicher Sorge gesehen. Sie glaubten jedoch nicht, daß sie gegenüber den ungewöhnlich günstigen Angeboten an ihren Werten festhalten sollten. Dazu war damals bereits die finanzielle Stellung Großbritanniens zu sehr erschüttert, als daß es sich auf einen ernstlichen Kampf mit Wallstreet hätte einlassen können. Am besten wird die Einstellung in London durch das Wort eines englischen Lords gekennzeichnet, der gefragt wurde, warum er seine schönen südamerikanischen Beteiligungen an die Nordamerikaner abgegeben hätte. „Ich habe einen sehr hohen Preis dafür bekommen“, sagte er, „und ich hoffe, sie sehr viel billiger einmal zurückkaufen zu können.“ Es ist auch zu diesem Zusammenbruch der von den Nordamerikanern übersteigerten Werte gekommen, nur daß die daraus entstehende Weltwirtschaftskrise auch die Engländer in den Abgrund gerissen hat.

Am hartnäckigsten hielten sie sich in Argentinien. Sie sahen in diesem Lande eine so wichtige finanzielle, wirtschaftliche und politische Bastion in Südamerika, daß sie vor Nordamerika nicht zurückweichen wollten. Argentinien lieferte einen großen Teil der Lebensmittelversorgung an England, vor allem Weizen und Fleisch, so daß ein Rückgang der wechselseitigen Handelsbeziehungen beide Länder in Mitleidenschaft ziehen mußte. Dann kam jedoch die Wirtschaftskrise mit dem Zusammenbruch der Rohstoffpreise. Die Dominions forderten, daß der Absatzmarkt auf den britischen Inseln ihnen vorbehalten sein müßte. Sie wandten sich dagegen, daß der frühere Botschafter d'Abernon in Buenos Aires einen Handelsvertrag verhandelt habe, der eine beträchtliche Steigerung der argentinischen Ausfuhr nach England gegen Lieferung britischen Eisenbahnmaterials vorsah. Sie sahen nur ungern, daß der spätere König Eduard VIII. als Prince of Wales den Südamerikanern große Versprechungen für eine Erhöhung des Warenaustausches mit England machte.

Als der Weltmarkt erschüttert wurde und nur die starken Binnenwirtschaften übrigblieben, setzten die Dominions 1932 die Ottawa-Beschlüsse durch, wonach im britischen Weltreich den Rohstoffen der Dominions und den Fertigwaren des Mutterlandes eine besondere Bevorzugung eingeräumt werden sollte. Das konnte zunächst so aussehen, als wäre damit der Wettbewerb Argentiniens für das Fleisch aus Australien und Neuseeland oder den Weizen aus Kanada oder die Ölsaaten aus Britisch-Indien genau so ausgeschaltet wie der des chilenischen Kupfers für das kanadische oder südafrikanische. Diese Wende der englischen Handelspolitik traf zusammen mit dem Zusammenbruch des Weltmarktes und ähnlichen Bestrebungen in den meisten der großen Absatzgebiete.

Nordamerika hatte zwei Jahre vorher den Smoot-Tarif erlassen, der alle Rohstoffe des Auslandes, die der heimischen Erzeugung gefährlich werden könnten, mit einem Zollsatz belegte, der eigentlich jede Einfuhr ausschloß. Nur ein Beispiel. Während das englische Pfund Kupfer in New York mit 5 cts gehandelt wurde, verlangten die Vereinigten Staaten je Pfund Kupfer einen Einfuhrzoll von 4 cts oder rund 80 v. H. des Verkaufswertes. Selbst wenn die Südamerikaner Kupfer kostenlos geliefert hätten, hätten sie es unter diesen Umständen in Nordamerika kaum verkaufen können. Noch schwerer traf der Zuckerzoll die Industrie in Cuba, die durchweg vom nordamerikanischen Kapital aufgebaut worden war. Selbst die Rücksicht auf die eigenen Kapitalbeteiligungen trat also zurück gegenüber dem Bestreben, den heimischen Rohstofferzeugern den Binnen-

markt zu sichern. Diese Politik wurde durch die großen Absatzsorgen jener Jahre erzwungen.

In Europa lagen die Dinge nicht viel anders. Frankreich entwickelte damals den Tardieu-Plan, um den politischen Trabantenstaaten des Südostens eine wirtschaftliche Erleichterung zu verschaffen, die es selbst nicht bieten konnte, da es im eigenen Weizenüberfluß erstickte. Italien schloß einige Jahre später die Römischen Abmachungen („Protokolle"), die ebenfalls eine Bevorzugung europäischer Erzeuger aus politischen Gründen vorsahen. Deutschland mußte seine eigene Landwirtschaft schützen und unterband die Einfuhr von Gefrierfleisch aus Argentinien. Damals flossen die großen Kredite nach Rußland, und die Südamerikaner fürchteten, daß zu deren Bezahlung einmal die russischen Erzeugnisse denen Südamerikas vorgezogen werden würden. Erst nach dem Jahre 1933 war es möglich, durch den Gesichtspunkt der Gegenseitigkeit den deutsch-südamerikanischen Beziehungen eine Wende zu geben. Kurz vorher noch war der Warenverkehr einseitig von Südamerika nach Deutschland geflossen, während die Fertigwaren meist aus den angelsächsischen Ländern bezogen wurden. Damit wurde Deutschland der beste Kunde und der beste Lieferant der südamerikanischen Staaten, wenn wir von einigen monopolisierten Gütern absehen, die ganz in der Hand der Angelsachsen lagen und die die Handelsstatistik nur mit Vorsicht lesen lassen.

Für die Südamerikaner sind die Fragen der Handelspolitik stärker mit der Außenpolitik und weniger mit der Wirtschaft verbunden. Es handelte sich nicht darum, ob das eine Erzeugnis an den einen oder an den andern Staat verkauft werden sollte, sondern darum, ob Südamerika seine einseitige Rolle des Verkäufers von Rohstoffen und Käufers von Fertigwaren aufrechterhalten könnte, wenn aus rein politischen Erwägungen heraus die großen Kolonialreiche beginnen würden, ihren Bedarf, wenn auch zu erhöhten Preisen, unter der eigenen Fahne zu decken. Setzt sich diese Tendenz durch, und das schien in den ersten Jahren des vierten Jahrzehnts der Fall, dann muß sich Südamerika einem großen Industriegebiet wirtschaftlich und damit politisch eng anschließen, um nicht durch unübersteigbare Zollmauern vom Weltmarkt ausgeschlossen zu werden.

Die Hoffnung war 1933 sehr groß, daß der neuerwählte nordamerikanische Präsident Roosevelt sein Wahlversprechen einlösen und die Zollschranken herabsetzen würde. Das Gegenteil geschah. Die Zölle blieben, und die Abwertung des Dollars erhöhte wohl die Ausfuhr, drückte jedoch die Einfuhr noch weiter. Selbst die Beschränkung der Anbauflächen von

Weizen und Baumwolle konnte keinen Ausgleich bringen. Den brachten erst die Sandstürme der nächsten Jahre, die die Ernten in weiten Strecken der Union vernichteten und so die Vereinigten Staaten zwangen, etwa Mais in größerem Umfange aus Argentinien einzuführen. Dafür kam England den Südamerikanern weiter entgegen, als diese nach den Ottawa-Beschlüssen erwartet hatten. In London setzten sich die Kapitalgläubiger der südamerikanischen Republiken durch, die nicht die Vernichtung ihrer Anlagen aus übertriebener Rücksicht auf die Dominions zulassen wollten. Es gelang den Argentiniern, ihre Gefrierfleischausfuhr nach England auf einem noch erträglichen Stande zu halten, wohl auch deswegen, weil in den Dominions die junge Industrie nicht gewillt war, dem Mutterlande derartige Zugeständnisse zu machen, daß der Aufbau einer eigenen Industrie unmöglich gewesen wäre.

So war nach 1932 in Südamerika die Tendenz zu Europa hin sehr viel stärker als zu Nordamerika. Der Präsident Roosevelt versuchte nun, gegen diese wirtschaftliche Tendenz das Schwergewicht der politischen Macht in die Waagschale zu werfen. Er gab die Politik seiner Vorgänger auf, die unter dem Stichwort der Dollardiplomatie sich verhaßt gemacht hatte, die Politik, die nach einem Worte des Präsidenten Theodore Roosevelt die Politik des „dicken Stockes" genannt wurde. Er predigte die völlige Gleichberechtigung und die enge politische Zusammenarbeit aller freien Völker des amerikanischen Erdteils.

Es blieb nicht bei diesen Ankündigungen. Die Vereinigten Staaten zogen ihre Truppen aus Nicaragua zurück und verzichteten auf das Platt Amendment, jenen Zusatz zur Verfassung Cubas, der ihnen das Recht zur Landung bewaffneter Streitkräfte auf cubanischem Boden zugesteht. So konnte Staatssekretär Hull auf der Panamerikanischen Konferenz von Montevideo 1933 verkünden, daß eine neue Epoche in der Zusammenarbeit zwischen Nord-, Mittel- und Südamerika angebrochen sei. Zunächst verhielten sich die Südamerikaner abwartend. Sie fürchteten, für irgendwelche politischen Pläne Nordamerikas mißbraucht zu werden. Vor allem konnten sie sich aus den europäischen Bindungen nicht lösen, solange sie wirtschaftlich keinen Ersatz für die europäischen Absatzmärkte erhielten. Die Nordamerikaner hielten unbeugsam am „freien" Handel fest, sie verlangten, daß sie ihre Waren verkaufen dürften, ohne zu fragen, ob sie selbst bereit wären, ihrerseits südamerikanische Waren in Zahlung zu nehmen.

Die Meistbegünstigungsklausel, die jeden Handelsvorteil eines Landes jedem anderen zubilligte, welches diese Meistbegünstigung vertraglich

vereinbart hatte, ließ einen Warenaustausch zum Zwecke der gegenseitigen Belebung des Handels nicht zu. Was hatte es etwa für einen Zweck, daß Nordamerika einen Zollsatz senkte, wenn nicht nur ein südamerikanischer Staat, sondern jeder andere Wettbewerber den gleichen Vorteil hatte? Da war das System der gegenseitigen Verrechnungsabkommen sehr viel günstiger, denn nun konnte jeder Staat beim anderen ohne Rücksicht auf die Gesamtdevisenlage einkaufen. Der Überschuß der Käufe auf der einen Seite führte zu Clearing-Guthaben im anderen Lande und regte dieses an, seine eigenen Käufe zu erhöhen, um das brachliegende Geld nutzbringend anzuwenden.

Dieses System arbeitete dort am besten, wo keine Kapitalschulden zu verzinsen und abzutragen waren und wo die Bereitwilligkeit am größten war, südamerikanische Erzeugnisse in größerem Umfange aufzunehmen. Das galt besonders für Deutschland. Die Nordamerikaner wollten diese Erwägungen nicht anerkennen. Sie sahen zu ihrem Erstaunen, wie trotz aller Devisenschwierigkeiten und der mangelnden Kreditmöglichkeiten Deutschland sich allein durch den Handel eine hervorragende Stellung eroberte, und führten das auf politische Umtriebe zurück. Damals wurde zuerst in Washington von der Gefahr „faschistischer" Tendenzen in Süd amerika gesprochen.

Auf der Konferenz von Buenos Aires 1936 erschien Präsident Roosevelt selbst, um den demokratischen Gedanken zum Kern der panamerikanischen Politik zu machen. An Stelle der Genfer Liga schwebte ihm etwas wie ein panamerikanischer Völkerbund vor, ein Gedanke, den er später mit immer größerem Eifer vertrat. Auf der folgenden Panamerikanischen Konferenz in Lima schlug er eine gemeinsame Erklärung vor, die die Außenpolitik der amerikanischen Staaten „im Interesse Amerikas" auf eine gemeinsame Linie ausrichten sollte. Es blieb von dieser Erklärung nur eine recht verwaschene Formel zurück, nachdem Argentinien sich der ursprünglich vorgeschlagenen Fassung widersetzt hatte. Nach Kriegsausbruch wurde dann in Panama eine Entschließung gefaßt, die eine 300 Seemeilen breite „Neutralitätszone" um ganz Amerika, auch um Südamerika, legen sollte, die jede kriegerische Handlung ausschlösse. Nichtsdestoweniger haben die Kriegführenden diese Zone nicht anerkannt. England hat in der Zone deutsche Schiffe und auch Dampfer anderer Nationen aufgebracht.

Für die Südamerikaner wurde die weltpolitische Ausrichtung ihrer Politik schwierig, als sie spürten, daß der alte Gegensatz der beiden angelsächsischen Reiche mit Rücksicht auf andere weltpolitische Rücksichten

zurücktrat und dafür die Vereinigten Staaten ihren Feldzug für die „Demokratie“ und gegen den „Faschismus“ begannen. Damit wurde die Außenpolitik verknüpft, und zwar in einer Weise, die die freie Entschlußkraft der südamerikanischen Staaten lahmzulegen drohte. Das erwies sich deutlich, als im Jahre 1936 in Spanien der Bürgerkrieg ausbrach.

Bei der engen kulturellen Verbundenheit Spanisch-Südamerikas mit der „Madre Patria“ war es selbstverständlich, daß dieser Krieg eine größere Aufmerksamkeit auf sich zog als irgendein anderes großes weltpolitisches Ereignis. Die Fronten waren nicht durch Wirtschaft oder politische Bindungen, sondern ausschließlich durch Zuneigung oder Abneigung zu einer der beiden kämpfenden Parteien bestimmt. Auf der einen Seite standen die Anhänger der Ordnung und der militärischen Unterordnung unter den Staat, die katholische Kirche und der Besitz, auf der anderen die wurzellosen Elemente der Anarchie und der Zerstörung, die von weltfremden Idealen träumten und alle Schrecken der Zersetzung herbeiriefen.

Der Konflikt blieb aber nicht nur ein weltanschaulicher, er wurde ein politischer, je mehr sich Deutschland und Italien der Sache Francos und die Westmächte der Sache der Roten zuneigten. Jetzt wurde auf die Südamerikaner ein Druck ausgeübt, sich zu entscheiden. Die meisten Regierungen in Iberoamerika vertraten Grundsätze, die denen Francos recht ähnlich waren. Nur Mexiko hatte eine „revolutionäre“ Regierung, die auch ziemlich offen für Valencia und Barcelona Stellung nahm. Von diesen südamerikanischen Regierungen ging ein starker Druck auf die Vereinigten Staaten von Nordamerika aus, sich in diesem Konflikt nicht einseitig für die „Demokratie“ einzusetzen, wie das der Präsident Roosevelt in seinen Reden gegenüber Deutschland und Japan häufig getan hatte. Dieser Einfluß der südamerikanischen Staaten auf die große Weltpolitik wird vielfach übersehen. Wir müssen dabei zwei Bereiche auseinanderhalten, den Einfluß der Abkömmlinge derjenigen Staaten, die als autoritär angesehen werden, also Deutschlands, Italiens und Spaniens, und den Einfluß innerpolitischer Richtungen, des Heeres, der Kirche und des Grundbesitzes.

Den ersten Einfluß wollen wir nicht überschätzen. So stark in einem Lande auch die Stellung einer auswärtigen Kolonie sein mag, sie wird dennoch die Geschicke ihres Gastlandes nie in wesentlichen Fragen ändern können, wenn nicht andere, innerpolitische Gesichtspunkte mitspielen. Das zeigte sich deutlich im Falle von Chile. Als Ende 1938 die Parlamentswahlen eine Mehrheit der „Volksfront“ brachten, wobei die Chilenen deutscher Abstammung vielfach für diese politische Richtung stimmten,

hat Chile seine bisherige Haltung gegenüber Spanien aufgegeben. Ein Vertreter Rotspaniens kam nach Santiago, um der Amtseinsetzung des neuen Präsidenten Aguirre Cerda beizuwohnen. Deswegen ist jedoch Chile nicht in die „demokratische“ Front eingeschwenkt, die Präsident Roosevelt gern zur Grundlage der Außenpolitik des gesamten amerikanischen Erdteils gemacht hätte. Brasilien hat trotz seiner autoritären Regierung verschiedentlich aus nationalistischen Gründen gegen die fremdsprachigen Schulen innerhalb seiner Grenzen Maßregeln ergriffen, die zur Rückberufung des deutschen Botschafters aus Rio führten, und auch wirtschaftspolitische Abmachungen mit Nordamerika abgeschlossen, ohne daß es sich deswegen willenlos in das Fahrwasser der Vereinigten Staaten begeben hätte.

Europa und Nordamerika sehen die südamerikanische Außenpolitik zu stark unter dem Gesichtspunkt der Stellungnahme zu europäischen Fragen. Diese treten jedoch gegenüber dem Wunsche zurück, mit allen Staaten der Alten Welt ein freundschaftliches Verhältnis aufrechtzuerhalten. Das schließt eine freimütige Stellungnahme im einen oder anderen Falle nicht aus. Als 1930 der deutsche Versuch einer Zollunion des Reiches mit Österreich vor dem Haager Schiedsgericht verworfen wurde, gaben die dabei mitwirkenden Südamerikaner zahlenmäßig den Ausschlag. Es gab auch im Mai 1940 den einen oder anderen Politiker, der einen moralischen Protest gegen den deutschen Einmarsch in Holland und Belgien forderte, um die geschwächte Stellung der kleinen Staaten durch eine derartige Erklärung zu stärken.

Diese Einzelerscheinungen dürfen jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, daß für Südamerika Europa eine geistige Einheit darstellt, die in ihrer Gesamtheit für das wirtschaftliche wie das kulturelle Leben der Neuen Welt unentbehrlich ist. Sympathien und Antipathien kommen und gehen. Während des Abessinien-Krieges war die Stimmung gegen Italien, nicht wegen der britischen Hetze, sondern mehr aus der Überzeugung heraus, daß eine stärkere kolonisatorische Tätigkeit Europas auch Südamerika einmal in Mitleidenschaft ziehen könne. Deswegen blieb Italien in jeder Hinsicht für Südamerika wichtiger und wertvoller als Abessinien. Mit Stimmungen kann man keine Politik machen, und alle Erwägungen führen stets dahin, daß Südamerika es sich nicht leisten kann, auch nur einen größeren Staat in Europa gegen sich aufzubringen. Bei europäischen Streitigkeiten ist daher strengste Neutralität die einzig mögliche Politik.

An dieser Notwendigkeit mußten alle nordamerikanischen Bemühungen zerbrechen, eine panamerikanische Front aufzubauen. Der panamerikanische

Gedanke ist zwar einmal von den Südamerikanern ins Leben gerufen worden. Sein geistiger Vater war der große Befreier Simon Bolivar. Aber damals war der Kampf der jungen Republiken mit dem Mutterlande noch nicht endgültig beigelegt, das übrige Europa war so abgeschlossen gewesen, daß es die zahllosen Bindungen noch nicht gab, die heute die südamerikanische Außenpolitik bestimmen. Heute sind die Vereinigten Staaten die Vertreter des Panamerikanismus und damit der Lehre, daß Süd- und Mittelamerika nicht zu Europa, sondern zu Nordamerika gehören. Mit welchem Recht? fragen die Südamerikaner.

Nur der geographische Begriff scheint dafür zu sprechen, aber in der Hinsicht fühlt sich Südamerika als eigener Weltteil, der es seit dem Durchstich des Panama-Kanals auch ist. Nicht einmal die Erschließung des amerikanischen Kontinentes hat eine gemeinsame Geschichte mit sich gebracht, sondern nur Ähnlichkeiten der Entwicklung, der andere, um so entscheidendere Gegensätze gegenüberstehen. Umgekehrt fühlt sich der Südamerikaner blutsmäßig, geistig und auch politisch mit Europa heute enger denn je verbunden, obwohl er gerade im Begriffe steht, eine eigene Welt aufzubauen. Bei der Frage, welches Vorbild dabei entscheidend sein soll, das amerikanische oder das europäische, kann bei aller Hinneigung zu nordamerikanischen Lebensformen und technischen Erfolgen die Antwort nicht zweifelhaft sein: Europa!

Welches Leben quillt da den südamerikanischen Betrachtern entgegen, wenn sie auf einer Besuchsreise nach Europa kommen! Die Anhänger des Kommunismus, des Parlamentarismus, der „Demokratie" und der autoritären Staatsform, sie alle fanden hier Vorbilder, Anregungen und vielfach auch bittere Enttäuschungen. Aus europäischen Gedanken haben sie sich ein politisches Weltbild zu zimmern versucht und können nun in der Alten Welt feststellen, wie ein theoretisch erdachtes System in der Wirklichkeit arbeitet. Europa will nicht durch Propaganda und Pressebeeinflussung das südamerikanische Leben gegen dessen eigenen Willen formen. Es hat das nicht nötig. Es kann praktische Erfahrungen aufweisen, die einen unendlich tieferen Eindruck machen als alle Worte.

Während der Einfluß Nordamerikas in den letzten zehn Jahren immer tiefer gesunken war und trotz vorübergehender Belebungen des Wirtschaftslebens den alten Stand vor der Krise nicht mehr erreicht hat, ist Europa ungeachtet schwerer innerer Belastungen durch das Versailler Diktat und die Verweigerung der deutschen Lebensrechte machtvoll emporgestiegen. Die Krönung dieses Aufstieges brachte der überwältigende

deutsche Sieg im Westen. Hier war der Weg gewiesen, wie ein Volk ohne Kapital und ohne Gold sich eine große, freie Zukunft sichern kann. Während die Nordamerikaner noch überlegten, wie sie den zusammengebrochenen Demokratien Hilfe bringen könnten, hielt im Juni 1940 der brasilianische Staatspräsident Getulio Vargas eine Rede, in der er den deutschen Sieg als einen Sieg des neuen Geistes feierte, des Geistes, der auch Südamerika die Erneuerung bringen werde. Er hat dabei vielen Menschen Spanisch-Südamerikas aus dem Herzen gesprochen, die mit der amtlichen Haltung ihrer Regierungen nicht einverstanden waren.

Diese sahen sich einer Entscheidung ausgesetzt, zwischen Nordamerika und Europa zu wählen, und zwar in einem Augenblick, da Europa nicht in der Lage war, wesentliche wirtschaftliche oder politische Hilfe zu leisten. Zwei Mächte standen sich schroff gegenüber, die geistige und die materielle, und es war verständlich, daß die verantwortlichen Regierungen die materielle mindestens für den Augenblick nicht außer acht lassen durften. Chile hatte kurz vorher einen neuen Kredit von 20 Millionen Dollar in USA. aufgenommen, Argentinien stand in Verhandlungen, seine landwirtschaftlichen Überschüsse, die von Europa nicht mehr aufgenommen wurden, in Nordamerika unterzubringen, um sie nicht zu Schleuderpreisen auf dem Weltmarkt anbieten zu müssen. Die nördlichen Andenstaaten waren in ihrem Außenhandel und ihrer Finanzgebarung auf die Vereinigten Staaten angewiesen. Dennoch sind die Südamerikaner fest entschlossen, diesen materiellen Erwägungen nicht ihre Freiheit zu opfern.

Der Aufstieg Deutschlands von 1933 bis 1939 im südamerikanischen Außenhandel hat nicht nur wirtschaftliche Bande geknüpft, sondern die regen Beziehungen zu neuem Leben erweckt, die seit den Tagen der Reise Alexander von Humboldts mit Südamerika bestehen und sogar noch sehr viel weiter in der Geschichte zurückreichen. Deutschland bot die Formen und das Vorbild für den eigenen Aufstieg in schwerster Krise. Die Zusammenarbeit hat das alte Vertrauen in die deutsche Kraft gestärkt, ein Vertrauen, das im Kriege durch den überwältigenden Sieg voll gerechtfertigt wurde. Wenn der Nationalsozialismus auch kein System ist, das man beliebig auf jedes Volk anwenden kann, so hat er doch eine Richtung gewiesen, wie die kommende Welt sich aufbauen wird. Die Südamerikaner sehen das klarer als die Nordamerikaner, und sie werden sich daher auch in der Außenpolitik von dieser Erkenntnis leiten lassen, mag die Gegenwirkung aus den Vereinigten Staaten noch so lebhaft sein.

Sachverzeichnis

A

Abernon, d' 156, 210
Aconcagua 25, 30, 32, 89, 181
Acre 29, 72, 89
Aguirre Cerda 194, 215
Alem, Leandro 192
Alessandri 73, 74, 75, 186, 189, 192
Almagro 41, 199
Altiplano 28
Alvear 73, 202
Amazonas (Prov.) 21
Amazonas (Strom) 21, 22, 25, 28, 29, 58, 89, 182, 203
Anaconda 106, 207
Ancon 200
Andalusien 160
Anden 17, 21, 25, 26, 34, 41, 144, 146, 204
Andenstaaten 18ff., 28, 29, 30
Antimon 110
Antioquia 24
Antofagasta 132, 144, 147, 148, 202
Apra 76, 166, 171, 189, 190, 192, 197
Apure 21, 96
Araber 53
Aragua 95
Araucaner 31, 39, 40, 200
Arawac 39, 43
Arequipa 26, 71, 76, 147, 182
Arica 68, 147, 200, 201
Asuncion 36, 37, 203
Atacama 20, 30, 47, 69, 71, 100, 110, 111, 163
Außenhandel 153
Autarkie 97
Ayacucho 67, 179
Aymara 39, 40, 42
Ayora 76

B

Bahama-Inseln 14
Balboa 59
Ballivian 192
Balmaceda 72, 160, 166
Baring 70
Basken 54, 160
Baumwolle 22, 35, 79, 95, 113, 124, 125, 135, 212
Belice 13
Benavides 76, 192
Beni 28, 29, 97
Biobio 30, 31, 46, 89, 181
Blei 110
Bogota 21, 24, 95
Bolivar 66, 67, 95, 171, 173, 179, 200, 216
Brasilien 16, 27, 29, 35, 44, 53, 56, 58, 64, 68, 88, 89, 94, 172, 190, 202, 204, 215
Buenaventura 24
Buenos Aires 19, 30, 32, 34, 35, 45, 46, 51, 56, 65, 68, 71, 78, 79, 81, 84, 97, 130, 132, 141, 144, 147, 149, 155, 170, 179, 180, 181, 187, 189, 190, 202, 203
Buenos Aires, Konferenz von 213
Busch 192, 196, 204

C

Cadiz 65
Cali 24
Callao 26, 200
Caracas 20, 21
Cariben 39, 43
Caribisches Meer 22, 24, 44, 95, 207, 209
Carrera 161
Cauca 21, 22, 24, 41, 71
Cerro de Pasco 27, 149
Chacabuco 30, 66
Chaco 28, 29, 34, 35, 36, 39, 46, 79, 86, 117
Chaco-Krieg 18, 29, 36, 37, 98, 108, 117, 149, 192, 196, 203, 204
Chañaral 148
Chañarcillo 69, 102
Charrua 39
Chibcha 39, 60
Chillan 30, 155, 181
Chiloë 31
Chimborazo 25
China 44
Chuquicamata 105, 106
Chuquisaca 28
Ciudad Bolivar 21
Cochrane 200
Comodoro Rivadavia 34, 116
Concepcion 30, 31, 100, 148, 155, 201
Conquistadoren 45, 48, 49, 54, 60, 61, 162, 168, 172, 174, 199
Contreras 76, 192
Copiapo 148
Coquimbo 71, 100
Cordoba 32, 66, 80
Corral 100, 101, 132
Cortez 59
Cosach 111, 112, 157
Cundinamarca 115
Curaçao 114
Cuyo (Prov.) 18, 30
Cuzco 27

D

Dario, Ruben 169
Deutsche in Südamerika 31, 46, 47, 48, 69, 83, 150, 162, 182, 206, 209, 214
Deutschland 15, 16, 46, 62, 81, 84, 87, 113, 119, 120, 137, 154, 156, 198, 205, 211, 214, 217
Devisengesetze 124
Dollardiplomatie 12
Dorado 163
Dreimächtepakt 15

E

Einkommensteuer 106, 176
Eisen 99, 100, 120, 131, 155
El Teniente siehe Teniente
Encomendero 163
Entrerios 80
Erdöl siehe Petroleum
Esperanza 46

F

Falklandinseln 13
Ferdinand VII. 65, 67, 160
Feuerland 209
Franco 204
Franco (General) 214
Fray Bentos 35
Freimaurer 161, 162, 183

G

Gauchos 67
Geburtenhäufigkeit 54, 55
Gildemeister 92, 187
Gold 102, 103, 106, 110, 155, 163
Gomez 72, 74, 76, 141, 179, 182, 186, 189, 192
Grace 208, 209
Großfamilie 175
Großgrundbesitz 48, 49, 51, 53, 65, 66, 67, 71, 73, 86, 92, 94, 128, 162, 164, 165, 180, 184, 186, 188, 193, 195, 197
Grove 194
Guano 44, 163
Guarani 39
Guayaquil 25, 71, 94, 148, 182, 201
Guggenheim 106, 207

H

Hamburg 132
Haut Katanga 105
Havanna, Konferenz von 13, 14, 208
Haya de la Torre 76, 166, 189
Honduras 13
Hoover 8, 208
Huancavelica 27
Hull 154, 212
Humboldt 25, 46, 217
Humboldt-Strom 26

I

Ibañez 74, 75, 141, 166, 186, 194, 195
Illampu 28
Illimani 28
Inca 17, 26, 27, 39, 42, 45, 52, 92
Integralisten 190
Iquitos 27, 28, 89
Iren 162
Irigoyen 73, 75, 160, 166, 189, 205, 208
Italien 15, 47, 50, 69, 79, 86, 150, 160, 162, 214, 215

J

Japan 15, 44, 45, 53, 119, 126, 127, 214
Jauja 27
Jesuiten 44, 64, 201
Juden 162
Jujuy 34

K

Kaffee 22, 27, 29, 88, 94, 95
Kakao 29, 76, 94, 95
Kanada 14, 84, 106, 210
Karl III. 64
Karl V. 160
Kartoffel 93
Katholische Kirche 55, 61, 161, 162, 164, 170, 171, 172, 183, 188, 193, 214
Kautschuk 28, 29, 89
Kennecot 106, 207
Kinderarbeit 55
Kohle 99, 100, 120, 131, 137, 155
Kreole 48, 51, 53, 69
Kupfer 27, 30, 69, 77, 103, 104, 105, 106, 107, 108, 118, 152, 155, 206, 209, 210

L

La Gasca 61
La Guaira 20
Laja-Fälle 101
La Paz 28, 147, 148, 201
La-Plata-Länder 18ff., 32ff., 39, 64, 96
La-Plata-Strom 18, 22, 29, 32, 35, 36, 64, 71, 97, 144, 151, 152, 202
Larrain 184
Las Casas 61
La Serena 148
Lassiter 201
Lautaro, Loge 161
Leguia 72, 74, 76, 141, 186, 192
Leinsaaten 80
Leticia 203
Lima 26, 27, 51, 61, 65, 71, 182, 199
Lima, Konferenz von 213
Llallagua 107
Llanos 21, 96, 182
London 83, 87, 205
Lonquimay-Paß 144

M

Madeira 29
Magalhães 59
Magallanes 31
Magdalenen-Strom 22, 24, 41, 115, 148, 151
Mais 24, 37, 80, 153
Malvinen 13
Mamelucken 201
Mamoré 29
Manoa 163
Maracaibo 20, 21, 114
Maracay 179
Maria Elena 112
Mate-Tee 32, 35, 36, 76, 79, 97
Medellin 71
Mendoza 18, 30, 32, 66, 91, 117, 146, 180
Misiones 79
Mistral Gabriele 169, 178
Mittelstand 48, 51, 73, 140, 141, 165, 166, 186, 193
Mollendo 147
Monokultur 80, 81, 82, 87, 88, 89, 98
Monroe-Doktrin 13
Montero 190
Montevideo 35, 76, 170, 204, 212
Morillo 67
Moriskos 160

N

Neuquen 144
Neutralität 13
Neutralitätszone 12, 13

New York 152
Nueva Elqui 102

O

O'Higgins 161, 200
Olaya Herrera 76
Orinoco 21, 22, 96, 151
Oruro 28, 147
Osorno 31, 46, 91
Ottawa 87, 210, 212

P

Paez 67, 171, 184
Pampa 19, 32, 34, 35, 45, 71, 79, 83, 147, 163, 170
Panama-Kanal 44, 52, 54, 70, 95, 152, 202, 205, 208, 216
Panama, Konferenz von 12
Panamerikanische Konferenzen 202, 204, 208, 212, 213
Panamerikanismus 7, 11, 16, 149, 150, 215, 216
Paraguay-Fluß 29, 36, 201
Paraguay-Krieg 71
Paramos 22
Parana 35, 37, 64, 65, 147, 202
Pasto 24, 25, 41, 71, 182
Patiño 107
Patronato de las Indias 61
Pershing 200
Petroleum 20, 21, 34, 69, 95, 114, 115, 116, 117, 131, 154, 193, 207
Philipp II. 60, 201
Pizarro 41, 59, 60, 61
Platt Amendment 212
Poblete Troncoso 188
Popayan 24, 71, 182
Portales 67
Portugal 17, 31, 35, 44, 63, 64, 162, 201
Potosi 27, 45, 64, 102, 107, 199
Potrerillos 106
Puerto Cabello 20
Puerto Montt 31, 46, 181
Punta Arenas 31
Putumayo 203

Q

Quebracho 34, 36, 97
Quecksilber 27
Quezada 60
Quichua 39, 40, 42
Quito 25, 71, 148, 182

R

Rancagua 105
Rasse 38, 53, 171
Reformpartei 188, 194
Reis 22, 29
Riberalta 29
Rimac 26
Rio Colorado 34
Rioja 144
Rio Negro 34, 136, 144
Roosevelt 8, 12, 113, 151, 211, 212, 214, 215
Rosario 147, 152
Rosas 67, 181

S

Sajama 28
Salamanca 192
Salpeter 20, 30, 71, 77, 106, 110, 111, 112, 113, 114, 118, 152, 155
Salta 32, 146, 203
San Antonio 29, 149
Sanchez Cerro 76, 192
San Juan 18, 144
San Martin 66, 161, 179, 200
Santa Catharina 201
Santa Cruz 28, 29
Santa Cruz, General 68
Santa Fé 80, 147, 152
Santiago (Chile) 30, 51, 91, 104, 132, 149, 161, 181, 182, 187, 202, 209
Santiago del Estero 32
São Paulo 201
Scadta 150
Schutzzölle 64
Serena 71
Sevilla 62, 65, 67, 160
Sierra de Merida 21
Silber 27, 28, 62, 69, 102, 110, 118
Siles 74
Smoot-Tarif 210
Sozialisten in Chile 190
Sozialversicherung 55, 176
Spanien 17, 35, 59, 60, 61, 201, 214
Spanier 26, 28, 38, 43, 47, 50, 59, 79, 162, 180
Sterblichkeit 54
Sucre 28, 179

T

Tabak 24, 95
Tacna 200, 201
Talcahuano 30
Tardieu-Plan 87, 211
Teniente 105, 106
Tercero-Fluß 32
Terra 76
Titicaca-See 28, 147
Tofo 100, 101
Tolima 115
Tordesillas, Vertrag von 17, 201
Toro 192
Trujillo 92
Tucuman 32, 66, 81
Tumaco 25

U

Uriburu 75, 160
Uruguay, Uruguay-Fluß 35, 65, 202

V

Valdivia 31, 46, 100, 148
Valencia 21
Valparaiso 26, 31, 104, 144, 148, 149, 187
Vargas, Getulio 88, 202, 217
Verrechnungsabkommen 153, 154, 158
Villa Maria 32

W

Währung 123, 136, 139, 141, 142, 190
Wast, Hugo 170
Wein 91
Weizen 24, 32, 37, 69, 77, 78, 79, 82, 84, 89, 90, 152, 153, 204, 212
Wismuth 110
Wolfram 110
Wolle 68, 82, 124, 125, 135

Y

Yungas 27

Z

Zañartu 190
Zinn 76, 107, 108, 118, 152
Zölle 68, 82, 106, 120, 122, 138, 152, 155, 176, 210
Zucker 29, 32, 37, 81, 90, 92, 95, 187, 204, 209

Gedruckt im Deutschen Verlag, Berlin



DIE SÜDAMERIKANISCHEN STAATEN

Die Weltpolitische Bücherei

soll den Blick für die großen Zusammenhänge des Weltgeschehens öffnen, in die auch das Leben unseres Volkes eingebettet ist. Die einzelnen Bände sollen sich zu einer weltumspannenden Betrachtung zusammenfügen und ein Bild geben vom Wesen, Werden und Wirken der Völker auf diesem Erdball und von den Lebensräumen, in denen sie sich bewegen. Die Mannigfaltigkeit der politischen, sozialen und kulturellen Verhältnisse, die geschichtliche Entwicklung der Völker, ihre rassischen und räumlichen Gegebenheiten und Lebensbedingungen, ihre wechselseitigen Beziehungen zu Nachbarvölkern, ihre politischen Spannungen und wirtschaftlichen Kämpfe, ihre Abhängigkeiten von den Lebens- und Herrschaftsansprüchen anderer Staaten, Völker und Kontinente — alle diese Probleme sollen zum Verständnis der Weltpolitik von heute beschrieben werden. Damit ist der „Weltpolitischen Bücherei“ ihre Aufgabe zugewiesen: sie soll ein Beitrag der Wissenschaft sein für die durch diesen Krieg erst recht entstandenen Aufgaben der weltpolitischen Erziehung des deutschen Volkes. Nachdem das deutsche Volk im Nationalsozialismus seine Form gefunden und der Krieg den Weg für die Neugestaltung Europas gebahnt hat, will sie helfen, für die herannahenden Auseinandersetzungen auch mit der übrigen Welt die geistigen Grundlagen zu schaffen.

*

LUDWIG ALSDORF

INDIEN

Dr. Ludwig Alsdorf, Dozent für Indologie an der Universität Münster i. W. und ein ausgezeichneter Kenner des Landes und seiner Probleme aus eigener Anschauung, behandelt die Geschichte Indiens von der ersten Wanderung arischer Völkerschaften bis zum heutigen Tage. Er schildert die Einbrüche fremder Eroberermächte, die Errichtung europäischer Handelskolonien, die Herrschaft der Ostindischen Handelsgesellschaft, der dann die staatliche Herrschaft Englands folgt. Indem Alsdorf die Wirkungen des englischen Gewaltsystems auf die soziale und wirtschaftliche Struktur des ungeheuren Landes untersucht, liefert er den gründlichsten Kommentar zu allen Vorgängen im Indien der Gegenwart, das Freiheit erstrebt und sie durch den Sturz des Empire finden wird.

Mit 8 Kartenskizzen

Broschiert 5 Mark, Ganzleinen 6 Mark

· ★

DIEDRICH H. WESTERMANN

AFRIKA

als europäische Aufgabe

Prof. Dr. Diedrich H. Westermann, Gelehrter von internationalem Ruf, aus langjährigen Aufenthalten in Afrika der erste deutsche Kenner des Schwarzen Erdteils, behandelt sein Thema Afrika unter dem Gesichtswinkel der „europäischen Aufgabe" des dritten Kontinents. Die Bedeutung Afrikas für Europa und die Probleme, die der dunkle Kontinent dem Europäertum stellt, bilden den wesentlichen Inhalt des Buches, das sich in seiner klaren Gliederung geradezu als ein Kompendium zum Thema Afrika erweist. Der Leser wird auf eine einfache, aber keine Seite des Gesamtproblems übergehende Weise in den afrikanischen Wissensstoff eingeführt, und es wird dadurch die beste Grundlage zum Verständnis aller Einzelheiten geschaffen, die im Hinblick auf den Begriff des afrikanischen Kontinents akut sind oder in der nächsten Zeit akut sein werden.

Mit 8 Kartenskizzen

Broschiert 5 Mark 60, Ganzleinen 6 Mark 60

IM DEUTSCHEN VERLAG · BERLIN